

Lehreropposition im NS-Staat

Biographische Berichte
über den ›aufrechten Gang‹

Herausgegeben von
Lutz van Dick

Fischer



Im Jahre 1936 vermeldeten NS-Pädagogen stolz, daß die deutsche Lehrerschaft mit 32% Parteimitgliedern in der NSDAP den höchsten Organisationsgrad unter Beamten aufweise – und damit noch vor den als treue Staatsdiener bekannten Juristen rangiere.

Daß der »aufrechte Gang« (Ernst Bloch) unter den Bedingungen der NS-Diktatur dennoch möglich war, dokumentieren eindrucksvoll vierzehn lebensgeschichtliche Erinnerungen von Lehrerinnen und Lehrern, die sich verweigert, die Kritik geäußert oder anderen geholfen haben.

Fischer



Über dieses Buch

Können wir das lernen, was Ernst Bloch den «aufrechten Gang» nannte?

Diese Dokumentation enthält lebensgeschichtliche Erinnerungen von Lehrerinnen und Lehrern, die unter den Bedingungen der NS-Zeit den aufrechten Gang geübt haben, die sich verweigert, die Kritik geäußert oder anderen geholfen haben.

Sie waren Juden, Quäker, Christen, Sozialdemokraten, Kommunisten, Gewerkschafter, Reformpädagogen oder gehörten keiner Gruppierung an; und sie fühlten sich keineswegs als Helden. Einige handelten aus bewusster Überzeugung gegen die Nazis, andere wurden eher in die Opposition gedrängt oder entzündeten ihren Unmut an alltäglichen Erlebnissen, die ihnen als Unrecht erschienen.

Sie taten dies unter den Bedingungen ihres Schuldienstes und widerlegen damit die These von der bruchlos «gleichgeschalteten» Institution Schule und der in ihr tätigen Menschen. Lutz van Dick hat vierzehn Zeitzeugen aufgespürt und mit ihnen gemeinsam autobiographische Berichte erarbeitet, die für unterschiedliche persönliche Möglichkeiten oppositionellen Verhaltens sensibilisieren.

Ein einführender Essay des Herausgebers fasst die wissenschaftlichen Ergebnisse einer umfangreichen Studie über ‚Lehreropposition 1933-1945‘ in ihrer Bedeutung für heute zusammen.

Der Herausgeber Lutz van Dick, geboren 1955 in Berlin, seit 1979 Lehrer in Hamburg; Lehraufträge am Fachbereich Erziehungswissenschaft der Universität Hamburg; 1987 Promotion zum Dr. phil.; Mitarbeit in der bundesweiten Initiative ‚Pädagoginnen und Pädagogen für den Frieden‘; 1987/88 am Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik Hamburg.

Autor von Jugendbüchern zu Themen der jüngsten deutschen Geschichte (u.a. «Der Attentäter. Herschel Grynszpan und die Vorgänge um die ‚Kristallnacht‘», Reinbek bei Hamburg 1988).

Das Vorwort verfasste Prof. Dr. Hans-Jochen Gamm, Jahrgang 1925, Hochschullehrer am Institut für Pädagogik der Technischen Hochschule Darmstadt und u.a. Herausgeber der Quellensammlung ‚Führung und Verführung – Pädagogik des Nationalsozialismus[^] Frankfurt/New York 1984².

Überarbeitete Neuauflage

Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main, Juni 1990

Die biographischen Berichte erschienen erstmals in dem von Lutz van Dick verfassten Band «Oppositionelles Lehrerverhalten 1933-1945».

Biographische Berichte über den aufrechten Gang von Lehrerinnen und Lehrern¹
im Juventa Verlag, Weinheim und München

© 1988 Juventa Verlag Weinheim und München

Für diese Ausgabe:

© 1990 Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main Umschlaggestaltung:

Buchholz / Hinsch / Hensinger

Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck Printed in Germany

ISBN 3-596-24442-0

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Inhalt

Vorwort	
Versunkene Erfahrungen	11
Aufrechter Gang – in den Schulen des NS-Staates?.....	13
Pädagogische Biographieforschung – aus dem «anderen» Leben lernen?	34
Lebensgeschichten oppositioneller Lehrerinnen und Lehrer	
1933-1945	39
HELENE HEDDE (Ahrensburg)	
Als «vierteljüdische» Studienrätin an einem grossstädtischen Gymnasium	41
JIZCHAK SCHWERSENZ (Haifa)	
Als jüdischer Lehrer und Schulleiter an einer jüdischen Grossstadtschule und als Jugendleiter im Untergrund	50
FRITZ HIRSCH (Melbourne)	
Als nichtjüdischer Lehrer und Erzieher in einem jüdischen Jugendwohnheim für schwererziehbare Jugendliche	64
ELISABETH FLÜGGE (Hamburg)	
Als evangelische Lehrerin an einer Privatschule und einer staatlichen Volksschule	84
ELISABETH FORCK (Bremen)	
Als evangelische Studienrätin in der Bekennenden Kirche engagiert,	95
THERESE KURKA (Düsseldorf)	
Als katholische «politisch unzuverlässige» stellvertretende Schulleiterin an einer städtischen Berufsschule	110
KATHARINA PROVINZKI (Berlin-West)	
Als Lehrerin und Kindergartenleiterin an einer Erzieher- und einer Dorfschule bei den Quäkern engagiert.....	122

HILDEGARD THATE (Hamburg)	
Als reformpädagogisch engagierte Volksschullehrerin an staatlichen Grossstadtschulen	132
WALTHER UHLE (Hannover)	
Als kommunistischer Volksschullehrer an einer evangelischen Mädchen- und einer katholischen Jungenschule	144
DIETRICH ROTHENBERG (Hamburg)	
Als kommunistischer Volksschullehrer an staatlichen Grossstadtschulen	156
LUDOLF MEVIUS (Hamburg)	
Als sozialdemokratischer Volksschullehrer an staatlichen Grossstadtschulen	166
LUDWIG DE PELLEGRINI (München)	
Als sozialdemokratischer Volksschullehrer an staatlichen Dorfschulen .	175
BRUNO LAUB (Berlin-DDR)	
Als «politisch belasteter» Volksschullehrer an staatlichen Grossstadtschulen	191
Unbewältigte Gegenwart	201
Vier Thesen zum aufrechten Gang	203
Anhang	205
Anmerkungen	207
Literatur	235
Abbildungsnachweis	248
Danksagung	249

Vorwort

Für die deutsche Erziehungswissenschaft hätte es nach 1945 kein dringlicheres Thema geben dürfen als die Analyse der Bedingungen, die, erziehungspolitisch gesehen, den Nationalsozialismus zu ermöglichen halfen. Mit dieser Aufgabe verknüpft sich eine andere Frage: Wie gestaltete sich pädagogische Arbeit in Deutschland in den Jahren 1933-1945, als der Nationalsozialismus alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens mehr und mehr durchdrang, ihnen seine ideologischen Vorstellungen aufprägte und den Konformitätsdruck ständig verstärkte? Einzelne deutsche Autoren haben seit den sechziger Jahren den Nationalsozialismus in ihre Forschungen einbezogen, mehrheitlich war er für die deutsche Erziehungswissenschaft kein Thema. So wird auch verständlich, warum Ende der achtziger Jahre in der Bundesrepublik eine erziehungstheoretische Kontroverse aufbricht, deren Kern in der unterschiedlichen Beurteilung des Nationalsozialismus als erzieherisches Phänomen schlechthin liegt.

Ein Problembündel mit mindestens drei dominanten Strängen ist sichtbar geworden:

1. Welche Strömungen damaliger Pädagogik enthielten Elemente, die sich ohne Mühe in den Nationalsozialismus integrieren liessen, ihm vielleicht vorarbeiteten, auf jeden Fall aber im «Dritten Reich» aufweisbar sind?
2. Wie ist die spezifische Pädagogik des Nationalsozialismus mit den bisherigen Kategorien der Pädagogik zu ordnen; lässt sich ein Begriff von Pädagogik für jene Zeitspanne überhaupt aufrechterhalten?
3. Wie ist angesichts der mit dem Namen Auschwitz verbundenen Geschehnisse zu einem Einvernehmen über die gesellschaftliche und politische Bedeutung von Erziehung *vor* dem Nationalsozialismus, *während* seiner Herrschaft und *nach* der militärischen Befreiung von ihm durch die alliierten Armeen in Ost und West zu gelangen?

An diesen gedrängten Bemerkungen mag bereits deutlich werden, dass die Vergangenheit für die Pädagogik keineswegs aufgearbeitet oder abgeschlossen ist, dass sich ihre Fragen angesichts des Generationenwechsels mit veränderten Profilen stellen, dass in persönlicher wie nationaler Hinsicht Identität neu zu bestimmen ist.

Lutz van Dick nun hat in mehrjähriger, höchst anstrengender Kleinarbeit die eingangs geforderte Analyse des Alltagsbewusstseins von Lehrerinnen und Lehrern während der Zeit des Nationalsozialismus zu seinem Forschungsgegenstand gemacht und dabei neue politische und soziale Erkenntnisse vermittelt. Der Autor hat zunächst die grosse Leistung vollbracht, eine Gruppe von Personen aufzuspüren, die inzwischen in alle Welt zerstreut ist und zudem über 40 Jahre nach der Periode des Nationalsozialismus sich im höchsten Lebensalter befindet; van Dick hat gleichsam im letzten noch möglichen Augenblick eine Befragung dieser unersetzlichen Zeitzeugen vorgenommen, nachdem er zunächst das Vertrauen derjenigen gewinnen musste, die auf einen Abschnitt ihrer langen Lebensgeschichte hin angesprochen werden sollten, um mit ihren Rückblicken einmaliges Quellenmaterial zu stiften.

Für diese Aufgabe konnte der junge Autor zwar auf die allgemeinen Methoden empirischer Sozialforschung zurückgreifen, die erforderliche Sensibilität jenen Menschen gegenüber musste er allein entwickeln. Denn van Dick war fasziniert von der Metapher Ernst Blochs, dass der Mensch zum aufrechten Gang bestimmt sei. Wenn demnach der Pädagoge Kritikfähigkeit und Widerstandskraft neben und im jeweiligen Unterrichtsgegenstand vermitteln soll, um die staatsbürgerliche Mündigkeit zu fördern, so muss er selbst gegenüber den ihn tragenden gesellschaftlichen Verhältnissen erst einmal sein analytisches Verhalten entfalten. Das freilich liess sich im Nationalsozialismus nur unter extremen Bedingungen gewinnen, denn die Überwachung steigerte sich, Denunziation wurde alltäglich.

Lutz van Dick nun hat gleichsam die plausiblen Möglichkeiten des «aufrechten Gangs» gezeigt, indem die zur Auskunft bereiten Zeitzeugen als Christen oder Juden, als Sozialdemokraten oder Kommunisten, als Gewerkschafter oder als von der Reformbewegung eingenommene Pädagogen die Jahre ihrer subjektiven Beharrung gegenüber wechselnden Unzumutbarkeiten an einer unscheinbaren Front rekonstruierten. Aus diesen Beiträgen ergibt sich ein Mosaik, das schlichte pädagogische Arbeit in veränderter Beleuchtung erscheinen lässt: Wie nämlich Humanität sich oft nur in einer bescheidenen, aber folgenreichen Szene verdichtet und damit elementar hilfreich wird. Das Geheimnis der Pädagogik, wenn man so sagen darf, besteht ja immer in einem zwischenmenschlichen Vertrauen,

über das einzig die Welt als eine gestaltbare vermittlungsfähig bleibt.

Davon ist einiges aufgezeichnet und durch die leidenschaftliche Hingabe Lutz van Dicks an das Werk der Spurensicherung bewahrt worden. Wer diese Intention wahrnimmt, wird für die Erkenntnis der deutschen Zeitgeschichte überraschend neue Problemstellungen hinzugewinnen. Wie nämlich Pädagogik zu einer aufregenden gesellschaftlichen Angelegenheit gerät, erschliesst sich manchmal erst, wenn die politischen Verhältnisse widrig werden.

Darmstadt, im August 1989

Hans-Jochen Gamm

Versunkene Erfahrungen

«Wie werden die versunkenen Erfahrungen bewusst?

Indem wir lernen,
die Rätsel unserer Lebensgeschichte
im Kontext
der Geschichte unserer Gesellschaft
zu lösen, und zwar im Detail
und indem wir der Reflexion vertrauen, solange
sie
Erfahrung und Objektivität fühlbar vermittelt.
Das, vor allem, ist kritische Theorie.»

Peter Brückner (1980, 88)

Aufrechter Gang – in den Schulen des NS-Staates?

Zur Forschungsfrage

«An der Verseuchung der Jugend mit nationalsozialistischem Gewaltgeiste tragen die Hauptschuld die von der deutschen Republik bezahlten Lehrer. Die Geschichte wird ein hartes Urteil über sie fällen.»

Diese Sätze sind im Mai 1933 in der «Neuen Erziehung» (S. 73f.) zu lesen, der Zeitschrift der «Reichsvereinigung deutscher sozialdemokratischer Lehrer in der CSR», einem Zusammenschluss von etwa 300 Lehreremigranten in der Tschechoslowakei (nach Schnorbach 1983, 81).

Was damals mit grosser Betroffenheit von denen, die bereits hatten fliehen müssen, über die erdrückende Mehrheit der eigenen Kolleginnen und Kollegen formuliert wurde, kann und will von der vorliegenden Studie nicht relativiert, geschweige denn geleugnet werden. Es kann keine Verallgemeinerung dergestalt geben, dass es eben «so schlimm» doch nicht gewesen sei.

Jemand, der die Überschrift «Lehreropposition im NS-Staat» zum ersten Mal liest, mag vor diesem Hintergrund denken: Hat es das denn überhaupt in nennenswertem Umfang gegeben? Müssen wir uns nicht auf den normalen NS-Schulalltag konzentrieren mit all seinen Erniedrigungen und hochmütigen Exzessen wie auch seinen ausgenutzten Begeisterungen und Idealismen?

Die vorliegende Studie belegt in eindringlicher Weise, dass auch die isolierte Minderheit oppositioneller Lehrerinnen und Lehrer zum damaligen Schulalltag gehörte, ja, dass ihr Verhalten nur vor dem Hintergrund der bedrohlichen, gleichwohl «normalen» Mehrheit angemessen verstanden und interpretiert werden kann. Dass wir bis heute so wenig wissen über die Minderheit derjenigen, die sich nicht anpassten, hat demgegenüber mehr mit der Zeit nach 1945 zu tun und damit einem Verständnis von «Aufarbeitung», das auch weiterhin wenig Raum liess für jene, die nicht zur normalen Mehrheit gehört hatten.

Bis heute findet sich hier ein Merkmal für prinzipiell unterschiedliche Ansätze bei Forschungen über die nationalsozialistische Gewaltherrschaft: Werden neue

Erkenntnisse und Differenzierungen so strukturiert, dass am Ende der Eindruck entsteht, der Nationalsozialismus habe auch das eine oder andere Positive ermöglicht oder gar hervorgebracht – oder werden positive Ausnahmen gerade vor dem Hintergrund eines in sich nicht aufteilbaren verbrecherischen politischen Systems analysiert?

Das erste Vorgehen relativiert, ob gewollt oder nicht, die Verbrechen der NS-Zeit; der zweite Ansatz dagegen präzisiert aus einem unauflösbaren gesellschaftlichen Zusammenhang heraus erst den Vorwurf der Kriminalität gegenüber der Mehrheit, gegenüber dem damals Normalen und damit gegenüber der prinzipiellen Gewaltstruktur faschistischer Herrschaft, selbst wenn sie im Detail Autobahnen bauen mochte oder «Kraft durch Freude» ermöglichte.¹

Normal in diesem Sinne war es zum Beispiel, dass unmittelbar nach Hitlers «Machtergreifung» die Mehrheit der deutschen Lehrerinnen und Lehrer – unabhängig von während der Weimarer Republik bekundeten politischen, religiösen oder weltanschaulichen Überzeugungen – in den «Nationalsozialistischen Lehrerbund» (NSLB) eintraten: In den Monaten April und Mai waren es 80 Prozent, bis zum Ende des Jahres 1933 gehörten 95 Prozent aller Lehrer diesem Berufsverband an, der an die Stelle bisheriger «Lehrervereine» und gewerkschaftlicher Organisationen gesetzt worden war. Noch 1932 hatte der NSLB kaum mehr als 2-3 Prozent der Lehrerschaft als Mitglieder verbuchen können (nach Schnorbach 1983,17).

Im Jahre 1936 vermeldeten NS-Pädagogen stolz, dass die deutsche Lehrerschaft mit 32 Prozent Parteimitgliedern in der NSDAP den höchsten Organisationsgrad unter Beamten aufweise – und damit selbst noch vor den als treue Staatsdiener bekannten Juristen rangiere (nach Gamm 1984²,201).

Selbst wenn der Propaganda-Effekt derartiger Meldungen in Rechnung gestellt wird, bleibt zunächst das Fazit, dass selbst diejenigen unter den damals rund 200'000 Volksschullehrern und 30'000 Gymnasiallehrern an allgemeinbildenden Schulen in Deutschland, die sich nicht für den Nationalsozialismus begeistern haben mögen, sich doch in unterschiedlicher Weise und kürzester Zeit zu arrangieren wussten.

Welche Bedeutung kommt hierbei der bekannten Formulierung zu, dass man damals nicht anders gekonnt habe? Bestätigen diese überwältigenden Zahlen nicht eher diese Erklärung?

Wenn nur die Zahlen allein stünden, könnte man versucht sein, diesem Muster mit einer gewissen Verallgemeinerung Glauben zu schenken. Schliesslich war zusätzlich am 7. April 1933 von den Nazis das «Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums» erlassen worden, in dem präzise definiert wurde, wer aus dem Schuldienst zu entfernen sei: alle jüdischen Lehrerinnen und Lehrer,

sodann die politisch «Unzuverlässigen» (wozu anfangs vor allem Kommunisten gerechnet wurden; durch einen Zusatzerlass ab Juni 1933 auch alle sozialdemokratischen Lehrerinnen und Lehrer, die nicht eine Distanzierungserklärung zur SPD unterschrieben hatten). Etwa 3'000 Lehrerinnen und Lehrer wurden nach diesem Gesetz bis Ende 1933 aus dem Schuldienst entlassen (nach Schnorbach 1983,19). Kurze Zeit später wurden diese «Säuberungsaktionen» als erledigt betrachtet und eingestellt. Gesteuerte wie individuelle Denunziation von «auffälligen» Kolleginnen und Kollegen trat an deren Stelle.

Wir kennen jedoch heute nicht nur diese Zahlen, sondern gleichermassen zahllose Dokumente über unaufgeforderte Anpassungsleistungen vieler Lehrer, zuweilen ganzer Kollegien, die sich nicht nur in Beifallsbekundungen für die «nationalsozialistische Revolution» ergingen, sondern in zum Teil massloser Unmenschlichkeit Denunziation und Diskriminierung von ausgegrenzten Kollegen und vor allem Schülerinnen und Schülern praktizierten. Denn hierin bestand einer der ersten Herrschaftsmechanismen der NS-Diktatur, der im pädagogischen Feld besondere Auswüchse zeitigte: Die ausgegrenzte Minderheit der politisch oder «rassisch» Verfolgten war auf eine Weise präzisiert, bei der sich die Mehrheit umso sicherer und überheblicher als dem «wertvolleren Teil des Volkes» zugehörig gebärden konnte.

Darüber hinaus weisen viele andere Indizien, zum Teil bereits aus der Zeit vor 1933 stammend, darauf hin, dass die möglicherweise «ingeschüchternen Lehrer, die nicht anders gekonnt haben», zwar in Einzelfällen existierten, aber keinesfalls eine bedeutsame Mehrheit darstellten. Die grösste Berufsorganisation der Volksschullehrer während der Weimarer Republik, der Deutsche Lehrerverein (DLV) mit rund 150'000 Mitgliedern, lehnte zum Beispiel schon im Mai 1932 auf einer noch demokratischen Vertreterversammlung einen Minderheiten-Antrag zur aktiven Bekämpfung der drohenden Diktatur mit eindeutiger Mehrheit ab (nach Krause-Vilmar 1978,12).

Zwar ist in diesem Votum noch kein Bekenntnis zu den Nationalsozialisten ablesbar, sondern eher der Versuch einer Standesorganisation, sich aus den politischen Kämpfen am Ende der Weimarer Republik herauszuhalten. Gleichwohl waren es Verhaltensweisen wie diese scheinbar unpolitische, die der NSDAP und ihren Unterstützern den Weg ebneten und dazu führten, dass der DLV, in dem auch ehemals demokratisch-gesinnte Pädagogen engagiert waren, unter der Leitung des bisherigen Vorsitzenden Georg Wolff im März 1933 die letzte Zurückhaltung aufgab und Hitler jede mögliche Form der Zusammenarbeit anbot. Dies mündete darin, dass der DLV im Juni 1933 im NSLB aufgelöst wurde.

Dem Muster, dass «man damals nicht anders gekonnt habe», entspricht ein wei-

terer Deutungsansatz der damaligen Wirklichkeit: Wer nichts machen konnte, ist auch nicht schuldig. Und da die Mehrheit nichts machen konnte, scheint sich differenziertes Nachfragen zu erübrigen – es wird vielmehr schnell als penetrantes Nachbohren oder besserwisserische Arroganz empfunden. Die Mehrheit ist nicht schuldig – im besten Falle hat sie sich geirrt. Der Irrtum selbst ist dann etwas Tragisches: Wo so viel gutes Wollen gewesen ist, bleibt zumindest die Tragik, in irgendeinem Punkt selbst zum Opfer geworden zu sein.

Dieser einfühlsam geschilderten Lage der irrenden Mehrheit der Angepassten können dann die bis heute eher als befremdlich empfundenen Minderheiten gegenübergestellt werden – jene bedauernswerten Opfer, die scheinbar niemand so richtig gekannt hat und jene verschwindende Minderheit von «heldenhaften Widerstandskämpfern».

Einer der führenden Pädagogik-Hochschullehrer der Weimarer Republik, Wilhelm Flitner, der seine Arbeit während der NS-Zeit sowohl mit Anpassungsleistungen als auch vereinzelt nachdenklichen Äusserungen fortsetzte und nach 1945 erneut eine führende Position in der westdeutschen Erziehungswissenschaft innehatte, verteidigte sich Jahre später in seinen «Erinnerungen» genau in diesem Sinne: «Wer in der deutschen Epoche zwischen 1932 und dem Mai 1945 weder emigriert ist, noch in einem Konzentrationslager eingesperrt war, weder öffentlich vor ein Gericht gestellt wurde, noch sein Amt verloren hat, der wurde von den Späteren auf die Anklagebank verwiesen und verhört.

Wieso hat er existiert, ohne sichtbaren Widerstand zu leisten? Warum ist er nicht als Held und Märtyrer gestorben?» (Flitner 1986,356).

Es ist sicher zutreffend, dass es – etwa beginnend mit der Studentenbewegung – Formen der Anklage von Jüngeren gegenüber der älteren Generation gegeben hat, die jeglicher Bereitschaft zum Verstehen entbehrten und damit in vieler Hinsicht auch für die so dringlich Fragenden kontraproduktiv waren. Der selbst der jüngeren Generation zugehörige Pädagoge Jochen Köhler (1981²,149) hat dieses Vorgehen kritisch benannt: «Ewig junge und anklagende Neugeborene. Von Geständnissen der Alten immer wieder entsetzt und gleichermassen geschmeichelt... Sind wir mit 60 noch stolz auf die Eigenschaft, es nicht fassen zu können?» Man kann jedoch davon ausgehen, dass der Grund, warum Mitschuld oder zumindest Mitverantwortung für die Verbrechen der NS-Zeit über Jahrzehnte kein Thema der bundesdeutschen Erziehungswissenschaft war, seine Entsprechung in der weitgehenden Ignorierung jener wenigen Pädagoginnen und Pädagogen findet, die durch ihr positiv abweichendes Tun als Gefährdung der These des «Nichts-machen-Könnens» angesehen werden mussten.

Und dies umso mehr, als im Rahmen der Beschäftigung mit oppositionellen

Lehrerinnen und Lehrern und einer dadurch unabwendbar gewordenen Differenzierung auch innerhalb dieser Minderheit irgendwann ein weiteres Deutungsmuster zusammengebrochen wäre: nämlich dass es nur die Alternative «Anpassung oder Widerstand» gegeben habe, mithin nur eine Alternative zwischen (Über-)Leben und Tod.

Gerade um die Stilisierung von Helden darf es bei der Frage nach oppositionellem Lehrerverhalten nicht gehen, weil solche Vorgehensweisen zwar individuelle Ehrenrettungen erlauben mögen, aber jedes Lernen aus ihren Erfolgen und Niederlagen, aus ihren Erkenntnissen und Zweifeln verhindern würde.

Keine «Helden» werden benötigt, an deren Überhöhung man sich ohne jede eigene Konsequenz «erbauen» kann; keine «Opfer», deren Handeln man zwar als moralisch wertvoll betrachten mag, aber gleichwohl als hilflos; kein «idealistisches Menschenbild», von dem jeder weiss, zumindest ahnt, dass es niemals gesellschaftliche Realität für viele sein kann; keine «prämierte Einzelleistung», ohne die gesellschaftlichen Bedingungen anzutasten, die es gerade zu dieser Ausnahme werden liessen.

Worum es geht, ist, Erkenntnisse über all jene Handlungsformen zwischen Anpassung und Widerstand zu gewinnen, die notwendig sind, um zu begreifen, warum die einen so und die anderen anders geworden sind. Es wäre schon viel erreicht, wenn den Minderheiten der Verfolgten und Oppositionellen so viel Bereitschaft zur Einfühlung, auch zum kritischen Nachfragen, entgegengebracht würde, wie dies zahllose (freiwillig oder notgedrungen) Angepasste wie selbstverständlich beanspruchten und erfahren haben.

Vor diesem Hintergrund fragt die vorliegende Studie:

- Worin unterschied sich jene Minderheit von Lehrerinnen und Lehrern in deutschen Schulen während der NS-Zeit von der überwältigenden Mehrheit – jene Minderheit, die erst allmählich oder an bestimmten Vorfällen entzündet, die ihr ungerecht erschienen, ein Widerdenken, Widersprechen und manchmal auch ein Widerhandeln entwickelte?
- Welche historisch-politische Situation, welche unmittelbaren Bedingungen am Arbeitsplatz und welche persönlich-familiären Motive liessen Menschen in einem scheinbaren Meer der Einigkeit an einer Stelle ihres Denkens und Tuns «Nein!» sagen?
- Gibt es etwas von allgemeiner Bedeutung aus dem Verhalten jener wenigen zu lernen, die trotz (oder vielleicht gerade wegen) ihrer Isoliertheit nicht selten zur einzigen Kontrasterfahrung für Heranwachsende wurden und damit häufig zur einzigen Ermutigung für die bereits Erniedrigten?

Zum Forschungsstand

Unter Bezugnahme auf Heinrich Rodenstein (1974, 314) und Hildegard Feidel-Mertz (1979, 46) konstatiert noch 1983 Hermann Schnorbach (1983, 26) in seiner Dokumentation über Zeugnisse des Widerstands von Pädagogen 1930-1945: «Generell steht eine differenzierende Erforschung des Lehrerverhaltens im Faschismus, das sich nicht auf die simple Formel ‚Anpassung oder Widerstand‘ reduzieren lässt... noch aus.» Diese Forderung präzisiert Wolfgang Keim (1986, 351) erneut 1986: «Darüber hinaus käme es langfristig darauf an, verschiedene Reaktionsweisen einzelner Lehrer, aber auch Kollegien nach der Machtergreifung zu systematisieren. Wann sollte man von ‚Widerstand‘, wann dagegen von «abweichendem Verhaltens wann von ‚Anpassung‘ oder sogar ‚Überanpassung‘ sprechen?»

Zwar mangelt es inzwischen weder der pädagogischen Biographieforschung noch der (Schul-)Alltagsforschung über den Nationalsozialismus an verstreut nachweisbaren Mosaiksteinen oppositionellen Lehrerverhaltens.² Darüber hinaus haben in Erinnerungen an die eigene Schulzeit im Nationalsozialismus sowohl Schriftsteller (vgl. u.a. vor allem den Sammelband von Reich-Ranicki 1982) als auch in letzter Zeit sogar Erziehungswissenschaftler (vgl. hier vor allem den Sammelband von Klafki 1988) autobiographische Berichte vorgelegt, in denen immer wieder auch einzelne Lehrerinnen und Lehrer vorkommen, die in der Wahrnehmung der damaligen Schülerinnen und Schüler unübersehbar «anders» waren – und deren Abneigung gegen NS-Gedankengut mehr oder weniger deutlich erkannt wurde.

Jedoch fehlte bisher eine systematische Erstellung von Lebensgeschichten oder gar autobiographischen Texten jener wenigen positiv abweichenden Lehrerinnen und Lehrer. Die vorliegende Studie präsentiert erstmals derartige Dokumente auf eine Weise, die ermöglicht, die aufgeworfenen Fragen nach oppositionellem Lehrerverhalten an Schulen in Deutschland in der Zeit von 1933 bis 1945 durch unterschiedliche Interpretationsverfahren so zu differenzieren, dass Ansätze für vergleichbare Gesichtspunkte entstehen können. Es ist Ausdruck des gegenwärtigen Forschungsstandes, dass die Entwicklung solcher Interpretationsverfahren noch am Anfang steht. Es ging zunächst vor allem darum, in gleichsam historisch letzter Minute so sorgfältig wie möglich noch zugängliches Material zu sichern.

Doch bislang bleibt schwer absehbar, inwieweit Themen wie «Lehreropposition» oder «Pädagogen im Exil» (hier vor allem durch die wichtigen Arbeiten von Hildegard Feidel-Mertz), die diesen Fragen differenziert nachgehen, in ihrer Bedeutung für das Selbstverständnis der (bundes-)deutschen Erziehungswis-

senschaft nach 1945 von deren etablierten Organen und Organisationen erkannt und bearbeitet werden.

Die bis heute vorherrschende Abwehr ist nicht zufällig. Karl Christoph Lingelbach (1970, 253; erw. Neuauflage 1987) zeigt in seiner Studie «Erziehung und Erziehungstheorien im nationalsozialistischen Deutschland» einige Motive für unterschiedliches Ignoranzverhalten auf: «Die allzu selbstverständlich wieder an die Traditionen der Pädagogischen Bewegung' (der Weimarer Zeit; d. Hg.) anknüpfende erziehungswissenschaftliche Diskussion nach 1945 liess aber nicht nur die Beispiele dieses von pädagogischer Verantwortung getragenen politischen Widerstands (einzelner Pädagoginnen und Pädagogen) weitgehend im Dunkel, sie verschleierte auch das nahezu vollständige Versagen zahlreicher pädagogischer Wissenschaftler während des ‚Dritten Reiches‘

Neuaufgaben ihrer in der Zeit der braunen Diktatur publizierten Arbeiten erweckten den falschen Eindruck einer kontinuierlichen, durch gewisse Zugeständnisse an den jeweiligen ‚Zeitgeist‘ nur unwesentlich beeinflussten erziehungswissenschaftlichen Forschung.

So wurde die notwendige Besinnung der wissenschaftlichen Pädagogik auf ihre gesellschaftlichen und politischen Grundlagen, zu der die historischen Ereignisse spätestens seit 1933 zwangen, bis heute kaum geleistet. Die geistig nicht bewältigte Vergangenheit aber hinterliess ein ‚Trauma‘, das in aggressiven Stellungnahmen gegen jene kritischen Ansätze zum Ausdruck kommt, die sich in jüngster Zeit darum bemühen, die reale gesellschaftliche und politische Position der deutschen Erziehungswissenschaft in den letzten fünfzig Jahren aufzudecken.»

Was Karl Christoph Lingelbach 1970 analysierte – den Zusammenhang zwischen Ignoranz gegenüber den wenigen oppositionellen Pädagogen bei gleichzeitigem Verschleiern der Mitverantwortung führender Pädagogen der Weimarer Republik –, trifft auch auf die aktuelle erziehungswissenschaftliche Diskussion zu; allerdings mit dem bedeutsamen Unterschied, dass die verschiedenen Entlastungsstrategien heute nicht mehr von einigen sich genötigt fühlenden, betroffenen Pädagogen selbst entworfen werden, sondern mit einer neuen, scheinbar unbelasteten Energie von Angehörigen der jüngeren Erziehungswissenschaftler-Generation.

Gleichwohl ist gegenüber kritischen Positionen nach wie vor ein gehöriges Mass an Abwehr (z.B. gegenüber Gamm, Weber, Kupffer) oder fast peinlicher Ignoranz (z.B. gegenüber Feidel-Mertz, Keim) geblieben.

Einige Merkmale dieser Kontroverse sollen im Folgenden zumindest exemplarisch verdeutlicht werden.

Als beispielhafte Argumentation für die Entlastung eines berühmten Pädagogen der Weimarer Zeit soll zitiert werden, wie Ulrich Herrmann, Jahrgang 1939, Professor für Historische Pädagogik und Herausgeber mehrerer Standardwerke

zur Geschichte der Erziehung, die aus seiner Sicht anti-nationalsozialistische Haltung des damaligen Pädagogik-Professors Eduard Spranger, Jahrgang 1882, präsentiert: Er «reichte aus Protest gegen die Ernennung Bäumlers (eines bereits vor 1933 ausgewiesenen NS-Pädagogen; d. Hg.) an der Berliner Universität sein Entlassungsgesuch ein (das er dann, als er sich mit diesem Schritt allein auf weiter Flur sah, wieder zurückzog).» (Herrmann 1985,15). Das Faktum, dass Eduard Spranger nicht nur die «Machtergreifung» Hitlers freudig begrüsst hatte, sondern sein Protest sich ausschliesslich auf den Umstand richtete, nicht selbst jenen neueingerichteten Lehrstuhl für politische Pädagogik erhalten zu haben, erwähnt Herrmann bis heute an keiner Stelle, obwohl er sich inzwischen erneut zum Verhalten Sprangers 1933 artikuliert hat und auch einige durchaus differenzierende Befunde aus Korrespondenzen Sprangers vorgelegt hat (Herrmann 1989,281-325).

Wie schilderte Eduard Spranger damals selbst seinen Rücktritt? Wörtlich heisst es in seinem Entlassungsgesuch, das u.a. von der bereits gleichgeschalteten «Hamburger Lehrerzeitung» am 6. Mai 1933 (S. 257-258) nachgedruckt wurde: «In das Glück über das wiedergewonnene Deutschland, das am 21. März (1933) kaum irgendwo so rein und ganz empfunden wurde, wie an den deutschen Hochschulen, fiel bald darauf ein schwerer Schatten...

Bestätigt wurde diese Auffassung durch die vor wenigen Tagen empfangene Privatnachricht, dass der Herr Minister ein Ordinariat und ein Institut für politische Pädagogik an der Universität Berlin begründet habe (zu dessen Lehrstuhlinhaber Alfred Bäumler ernannt worden war; d. Hg.). Da mir bei einem so hochwichtigen Werk keinerlei Mitwirkung zgedacht ist, muss ich überzeugt sein, dass meine Lehrtätigkeit dem preussischen Staat nichts mehr bedeutet.

Dies erfüllt mich umso mehr mit tiefstem Schmerz, als ich jahrelang unter Bedrückungen von links auf die Stunde gehofft habe, in der ich wieder eine mir in nationalem Bewusstsein, in Liebe zu Staat und Volk geeinte Hörschaft auf den Bänken vor mir sehen würde.» (Vgl. auch Sprangers eigene Ausführungen hierzu, die er in einem Aufsatz unter dem Titel «Mein Konflikt mit der nationalsozialistischen Regierung 1933» vorlegte; Spranger 1955², bes. 461,472f.)

Es trifft zu, dass Eduard Spranger trotz fortwährender pro-nationalsozialistischer Bekundungen auch in Konflikte mit dem NS-Regime geraten ist. So war er als Mitglied der konservativen Berliner «Mittwochsgesellschaft» nach dem Hitler-Attentat am 20. Juli 1944 sogar kurzfristig inhaftiert, weil einige der Verschwörer diesen wissenschaftlichen Zirkel und seine Teilnehmer zur Tarnung für Treffen benutzt hatten, bei denen heimlich Nachrichten ausgetauscht worden waren.

Eduard Spranger gehörte dabei ebenso wenig wie seine gleichfalls prominenten Professoren-Kollegen Wilhelm Flitner, Hermann Nohl oder Theodor Litt zu den pädagogischen Vorreitern der NS-Ideologie. Dafür stehen bis heute Namen wie Ernst Kriek oder Alfred Bäumler. Jedoch ist die Namensliste derer lang, die, ohne dass sie hohe NSDAP-Funktionen bekleideten, sich zum Teil bis in die letzte Phase der NS-Diktatur immer wieder positiv zu den «Errungenschaften» der Nationalsozialisten äusserten. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit hier nur einige Namen derer, die nach 1945 erneut Lehrstühle oder ähnliche Positionen bekleideten, die zum Teil die Erziehungswissenschaft der jungen Bundesrepublik entscheidend mitbestimmten und von denen einiger bis heute in immer neuen «Festschriften» zu ihren 80., 90. oder 100. Geburtstagen gedacht wird: Hans Wenke, Fritz Blättner, Otto Friedrich Bollnow, Oswald Kroh, Gustav Lese-mann, Rudolf Lochner, Heinrich Weinstock, Erich Weniger und immer wieder Theodor Wilhelm.

Obwohl im April 1933 bereits hunderte jüdischer und anderer Lehrer und Wissenschaftler von den Schulen und Hochschulen vertrieben waren, schreibt Eduard Spranger auch noch 1955 rückblickend: «Solange es noch möglich war, Hitlers Absichten mit einer sittlichen Wiedergeburt des deutschen Volkes zu verwechseln, konnte also von nationaler Seite' gegen mich kein Vorwurf erhoben werden.» (Spranger 1955²,461).

Dass es nur schwerlich möglich war, diesen und ähnlichen Irrtümern nicht zu erliegen und man letztlich so oder so nichts gegen den NS-Staat tun konnte, suggeriert auch Ulrich Herrmann über ein halbes Jahrhundert nach den Ereignissen im Zusammenhang seiner Ausführungen zu Eduard Spranger: «Dass ‚Volk‘, ‚Gemeinschaft‘, ‚Führertum‘ usw. von den Nazis auf ihre Weise exploitiert wurden, zeigt jede Textanalyse, und gegen Hitlers und seiner Gefolgsleute Barbarisierungsprogramm waren sie alle hilflos: Kommunisten, Christen, Humanisten.» (Herrmann 1985,15). Diese Suggestierungen können nur bestehen, wenn sie konsequent einhergehen mit einer weitgehenden Ignoranz gegenüber jenen Pädagoginnen und Pädagogen, die durchaus sowohl bereits vor 1933 die Gefahr erkannt hatten, als auch danach nicht zur Anpassung bereit waren, sondern sich auf unterschiedliche Weise gegen die NS-Diktatur engagierten.

Und dies waren nicht nur theoretisch geschulte Pädagogik-Hochschullehrer, wie Adolf Reichwein, Anna Siemsen oder Friedrich Wilhelm Förster, die für ihr Engagement ihre Stellung oder sogar ihr Leben verloren, sondern selbst «einfache» Volksschullehrer, von denen hier nur Dietrich Rothenberg genannt sein soll, dessen autobiographischer Bericht in dieser Studie dokumentiert wird und der in einem Aufsatz für die Zeitung seiner reformpädagogischen Schule, die für alle Kollegen, Eltern und Schüler herausgegeben wurde, schon im Oktober 1932 gewarnt hatte (vgl. S. 156):

«Erst recht aber drohen den Schulen, die Vorposten pädagogischer Neuerungen sind, diese Gefahren. Ja, ihnen droht die Vernichtung. Das müssen wir erkennen. Wenn wir unsere Schule verteidigen, so verteidigen wir sämtliche Volksschulen vor dem Eindringen der Reaktion.

Die Verteidigung unserer Schule ist zugleich eine Verteidigung der Jugend, der Arbeiterschaft vor nationalistischer Völkerentzweiung, ist der Kampf für die Befreiung der Schulen vom kirchlichen Einfluss, ist der Kampf für den Frieden, gegen den Krieg.»

Wie immer man demgegenüber die zum Teil durchaus auch nachdenklichen Anmerkungen der prominenten Pädagogen von Wilhelm Flitner bis Eduard Spranger im Detail bewerten mag – es bleibt festzuhalten, dass deren Aussagen auch ganz anders hätten gedeutet werden können, wenn der Faschismus in Europa das Jahr 1945 überdauert hätte: als interessante Kontroverse, als bereichernder Dialog, der – und das gilt durchweg – niemals das Ganze in Frage gestellt hat. So eine generelle Infragestellung des Nationalsozialismus können immerhin einige der ignorierten oppositionellen Pädagoginnen und Pädagogen für sich in Anspruch nehmen.

In der bisher einzigen systematischen Analyse des personellen Zusammenhangs von Erziehungswissenschaftlern vor und nach 1945 kommt Heinz-Elmar Tenorth (1986,303) zu dem Befund, dass 1954 bereits wieder 49 der Hochschullehrer in Amt und Würden sind, die schon 1940 Lehrstühle innehatten. Dabei sind noch nicht eingerechnet jene Professoren, die während der NS-Zeit ihre erziehungswissenschaftliche Ausbildung erhielten oder abschlossen.

Bei einer Gesamtzahl von 149 Pädagogik-Hochschullehrern in der Bundesrepublik im Jahre 1950 (die im Übrigen zahlenmässig erst 1961 mit 279 Pädagogen etwa den Stand von 1940 – 282 – erreicht) ist dies ein durchaus bedrückender Tatbestand. Tenorth (1986, 300f.) kommt in der Bewertung seines Zahlenmaterials zu einem gänzlich anderen Ergebnis: «Mit den Ausführungen möchte ich im Ergebnis die – für mich selbst zunächst überraschende – These zumindest plausibel machen, dass die Erziehungswissenschaft in Deutschland nach 1933 sowohl nach ihrer sozialen Struktur wie nach den typischen Kennzeichen ihres pädagogischen Wissens wie ihres Wissenschaftsbegriffs eine historisch-singuläre Figuration darstellt.»

«Historisch-singuläre Figuration» meint, dass ein klarer Bruch innerhalb der Erziehungswissenschaft sowohl 1933 als auch 1945 vollzogen wurde. Tenorth (1986, 316) stellt ausdrücklich in Frage, ob «Etiketten wie ‚nationalsozialistisch‘ oder ‚faschistisch‘ für das Erziehungsdenken in Deutschland... zu verwenden» seien. «Gegenwärtig wird dieses Desiderat historischer Forschung an-

scheinend noch von aktuellen Erwartungen politischer Pädagogik und von theoriepolitischen Konflikten in den Hintergrund gedrängt.»

Fühlt sich die erziehungswissenschaftliche Geschichtsforschung belästigt von aktuellen politischen Kontroversen? Welches Verständnis des Zusammenhangs von Politik und Pädagogik liegt den Formulierungen Tenorths zugrunde? Wann immer Heinz-Elmar Tenorth in seinen Veröffentlichungen über die NS-Zeit die «explizite Politisierung wissenschaftlicher Pädagogik» kritisiert, für die «es in Deutschland kein Vorbild gab» (Tenorth 1986, 311), fällt auf, dass er an keiner Stelle den tatsächlichen politischen Gehalt jener NS-Politisierung untersucht oder definiert. Dass mit der sogenannten NS-Politisierung genau das Gegenteil dessen betrieben wurde, was die Vokabel vorgibt, nämlich eine Entpolitisierung der Bevölkerung durch systematische Abschaffung aller demokratischen Einrichtungen, durch Unterbindung selbständiger Informationsmöglichkeiten und eine Verdummung der Massen durch professionelle Agitation – dies gerät Tenorth nicht in den Blick.

Nun hat es inzwischen aber doch zumindest einige bemerkenswerte Forschungen über den Alltag von Lehrerinnen und Lehrern in den Schulen des NS-Staates gegeben, die valide Methoden pädagogischer Biographieforschung in Bezug auf «Lehrer-Lebensgeschichten» anwandten, wenngleich sich ihr Augenmerk ausdrücklich nicht auf oppositionelle Pädagogen richtete. Besonders hervorzuheben sind hier die autobiographischen Erinnerungen von Lehrerinnen und Lehrern aus Berlin (du Bois-Reymond/Schonig 1982, Schonig u.a. 1979-1986, Klewitz 1987).³ Für die Einschätzung der aktuellen erziehungswissenschaftlichen Kontroverse ist hier bedeutsam, dass Heinz-Elmar Tenorth, der sonst gerade das «Singuläre» der NS-Pädagogik betont, ausgerechnet in den wenigen «Indizes» für resistentes Lehrerverhalten, die er in der Studie von Marion Klewitz (1987) ausmacht, eines der seltenen Kontinuitätsmerkmale konstatiert, die zeigen, dass es eine gewisse «Autonomie der Struktur» auch nach 1933 in den Schulen gegeben habe: «Zugleich lässt sich, wiederum in Flitners Begriffen gedacht, das eigene Recht der Erziehung, die Autonomie ihrer Struktur, auch für die Erziehungsverhältnisse nach 1933 nicht grundsätzlich ignorieren oder abweisen, denkt man an die historischen Indizes, die sich für die Entstehung von Resistenz gerade in den Einrichtungen der Formationserziehung, vielleicht sogar in den Schulen und durch die Arbeit einzelner Lehrer (Klewitz 1987) ergeben haben.» (Tenorth 1989,75).

Die erste prinzipiell zutreffende Wahrnehmung von positiv abweichendem Verhalten von Pädagogen wird hierbei sogleich einem Muster zugeordnet, wonach es vielleicht während des Nationalsozialismus nicht durchgängig so schlimm gewesen sein mag, wenn es selbst noch «Indizes» für Resistenz gegeben habe.

Demzufolge brauchen mehr oder weniger differenziert vorgetragene Berichte über oppositionelles Lehrerverhalten nicht zu irritieren, sondern scheinen vielmehr eine gewisse «Autonomie der Struktur» zu belegen, anstatt die faschistischen Strukturen, gegenüber denen es autonome Selbstbehauptung Einzelner gab, zu erkennen und einer kritischen Analyse zugänglich zu machen.

Es steht zu befürchten, dass sich in dieser, vermutlich eher als Randbemerkung intendierten Formulierung Tenorths bereits eine mögliche Form der «Verarbeitung» der biographischen Berichte oppositioneller Lehrerinnen und Lehrer andeutet, wenn sie sich tatsächlich gar nicht mehr ignorieren lassen. Die Leiden und Zweifel, die Einsamkeiten und der Mut der wenigen Pädagoginnen und Pädagogen, die sich während der NS-Zeit nicht anpassten, würden dann ein weiteres Mal ihrer humanen Herausforderung beraubt – ihr konkretes Verhalten würde nicht zur selbstkritischen Überprüfung des Verhältnisses von Pädagogik zu Herrschaft genutzt, sondern zu neuerlicher Verharmlosung und Relativierung.

Zu den Forschungsergebnissen

Unter «oppositionellen Lehrerinnen und Lehrern an Schulen in Deutschland 1933 bis 1945» wird – zunächst unabhängig von politischen, religiösen oder weltanschaulichen Überzeugungen – jene Minderheit verstanden, die sich vor dem Hintergrund ihres ausgeübten Berufs in unterschiedlichen Alltagsformen verweigerte, ihre eigene Meinung zu wahren suchte oder hilfreich für andere war.⁴

Kriterium der Auswahl ist ein nachweisbarer Konflikt mit vorgesetzten Stellen, sei es dem eigenen Schulleiter oder einer bestimmten NS-Behörde. Hierbei ist zu bedenken, dass vom Ausmass des Konflikts nur bedingt auf das Ausmass der oppositionellen Handlung geschlossen werden kann. Denn Willkürmassnahmen des Systems bzw. seiner Vertreter sowie der politische Kontext – regional wie auch in den verschiedenen Phasen der NS-Herrschaft – definieren häufig entscheidender den Verlauf eines Konflikts.

Gleichwohl erweist sich das Kriterium eines Konfliktes mit vorgesetzten Stellen dort als sinnvoll, wo das weite Feld «innerer Emigration», das ja nicht wenige nach 1945 für sich in Anspruch genommen haben, dadurch einer fairen Bewertung zugänglich wird, indem Schilderungen von Gedanken im Kontext konkreten Handelns wahrgenommen werden. Ausserdem sollte nicht durch eine bestimmte weltanschauliche Vorauswahl ein tiefgehendes Verstehen für Bedingungen oppositionellen Verhaltens eingeschränkt werden, wie es bei den meis-

ten Veröffentlichungen, die dies Thema berühren, bislang der Fall ist: So ist in der DDR vor allem der politisch orientierte Widerstand kommunistischer und sozialdemokratischer Lehrerinnen und Lehrer bekannt; in Israel richtet sich das Augenmerk vor allem auf jüdische Pädagogen und solche, die jüdischen Schulkindern halfen. So verständlich derartige Auswahlkriterien auch sind, sie bestätigen nicht selten Vorannahmen, die bei näherer Betrachtung nicht durchgängig haltbar sind.

Angesichts des flutwellenartigen Zuspruchs, den die Nationalsozialisten ab Ende Januar 1933 quer durch alle politischen, religiösen wie weltanschaulichen Strömungen erhielten, scheint einige Skepsis angebracht inwieweit bestimmte bis dahin existente Anschauungen, selbst wenn sie sich demokratisch verstanden hatten, wirklich befähigten, die drohende Gefahr zu erkennen. Es sollte Raum für die Vermutung bleiben, dass es möglicherweise weniger Anschauungen und Bekundungen waren, die zur Opposition befähigten, sondern vielmehr tieferliegende Persönlichkeitsmerkmale.

Als besonderer Hinweis für diese Richtung der Aufmerksamkeit kann eine sozialpsychologische Studie von Erich Fromm (1980²) aus dem Jahre 1929 gewertet werden, in der für die Endphase der Weimarer Republik selbst unter den Anhängern von Linksparteien (SPD, KPD), zu denen 1930 immerhin fast 40 Prozent der Wähler zu rechnen waren, ein eklatanter Widerspruch zwischen «demokratischem Selbstbild und autoritärer Persönlichkeitsstruktur» konstatiert werden musste.

Für die Berufsgruppe der Lehrerinnen und Lehrer gilt darüber hinaus, dass ihr Prozess einer Erarbeitung freiheitlich-demokratischer Orientierungen im Verlauf der Weimarer Republik von zunehmenden Enttäuschungen geprägt war, die aus einer als Scheitern erlebten Verarbeitung gesellschaftlicher Widersprüche erwachsen: Einer Arbeitslosenproblematik unter Junglehrern bereits ab 1920/21 und einer zunehmenden Gefährdung der materiellen Versorgung besonders der Volksschullehrer bis hin zu sich ständig verschlechternden schulischen Arbeitsbedingungen, von denen sich nur wenige Reformschulen positiv abheben konnten. Eine Eskalation all dieser Faktoren etwa ab 1929 stellte erste Einbruchsmöglichkeiten für NS-Propaganda unter Lehrerinnen und Lehrern dar (vgl. hierzu u.a. Bölling 1978, Breyvogel 1979).

In dem Masse, wie die grösseren Berufsverbände der Lehrerinnen und Lehrer, wie der bereits erwähnte Deutsche Lehrerverein (DLV), «Umfallen», sind kritische Pädagogen zunehmend auf kleinere Zirkel und Freundeskreise verwiesen. Viele befinden sich vom einen zum anderen Tag in fast vollständiger Isolation. Bevor dieses Erleben näher geschildert und sich daraus ergebende unterschiedliche Formen oppositionellen Verhaltens dargestellt werden, sollen einige An-

passungsstrategien solcher Kolleginnen und Kollegen differenziert werden, die zumindest einen Konflikt zwischen ihrem bisherigen Leben und der neuen politischen Situation ab Januar 1933 erkennen, wenngleich sie nicht zu einer Form von Opposition finden können.

Entscheidungskriterien für eigenes Verhalten von jenen, die nicht ohne Weiteres bereit waren, dem neuen Regime zuzujubeln, lassen sich mindestens in drei Aspekten darstellen:

- Die persönliche Situation, bezogen auf die materielle Absicherung, die umso wesentlicher wird, wenn noch für weitere Familienmitglieder und Freunde Verantwortung zu tragen ist;
- die berufliche Situation, die sowohl grundsätzlich die eigene Berufsfreude betrifft als auch das konkrete Verhältnis zu Kollegen und Vorgesetzten, zu Eltern und nicht zuletzt gegenüber den zu unterrichtenden Schülern;
- die politische Situation, die zunächst von vielen, selbst politisch engagierten Menschen schwer einzuschätzen ist und von der Betrachtungsweise eines «bald vorübergehenden Spuks» bis hin zum Einrichten auf dauerhafte, zumindest längere Strategien zum (Über-)Leben unter faschistischen Bedingungen reicht.

Wer von der «nationalsozialistischen Revolution» begeistert ist, wird keinen dieser Aspekte als Problem empfinden. Im Gegenteil verspricht «das Neue» geradezu eine Lösung für jeden, der «dazugehört». Dass demgegenüber Strategien der Anpassung keineswegs immer das «kleinere Übel» bedeuten, sondern zuweilen zu schwierigsten psychischen Situationen führen können, wird unübersehbar, wenn die bisher veröffentlichten Berichte über das «normale» Lehrersein im NS-Staat mit jenen der oppositionellen Lehrerinnen und Lehrer in diesem Band verglichen werden. Es kann auch als deutliche Befreiung empfunden werden, wenn jemand nach verschiedenen Versuchen der Anpassung endlich eine Ausdrucksform oppositionellen Verhaltens findet, die ihm gemäss ist.

Derartige Strategien der Anpassung finden sich u.a.

- im Typ des «Fachlehrers», der mit einer Strategie der Verdrängung sich völlig auf das pädagogisch-didaktische seines Tuns zurückzieht, zuweilen sich bewusst dahinter versteckt oder auch geradezu freudig scheinbare Freiräume entdeckt;
- im Typ des «Nörglers», der mit einer Strategie der Depression an allem möglichen wie unmöglichen «herummeckert», zuweilen wohlwissend, dass dies nicht die Ursachen seines Unbehagens sind (vor allem in der Endphase der NS-Zeit gerät dieser Lehrertyp nicht selten ungewollt ins Schussfeld aggressiver Denunziation);
- im Typ des «Eilfertigen», der mit einer Strategie der Überanpassung jeden Verdacht bisheriger andersartiger Anschauungen verdecken will und dadurch

zuweilen erst auf sich aufmerksam macht (es ist dieser Lehrertyp, der nicht nur von Oppositionellen, sondern nicht selten auch von Nazi-Größen zum Anlass für Spott und Missachtung der gesamten Lehrerschaft benutzt wurde). Hierbei ist insgesamt zu bedenken, dass es sowohl innerhalb unterschiedlicher Formen von Anpassung als auch in jenen noch vorzustellenden Abstufungen oppositionellen Verhaltens zu einem Erleben mehrerer Ausprägungen innerhalb einer Person während verschiedener Phasen kommen konnte. All dies sind keine statischen Merkmale, sondern mehr oder weniger deutlich konstatierbare Ausdrucksformen psychischer Verarbeitungsprozesse.

Anhand verunsichernder Erfahrungen auch für sich oppositionell verstehende Lehrerinnen und Lehrer, die für diese Studie befragt wurden, soll illustriert werden, wie unterschiedlich sich individuelle Konfliktkonstellationen angesichts des erstarkenden Faschismus darstellen konnten.

- Die Erfahrung der *Distanzierung von ehemals nahestehenden Kolleginnen und Kollegen* schildert der Volksschullehrer Ludwig de Pellegrini (vgl. S. 175): «Am meisten war ich dann aber schockiert, was in den Schulen geschah, in denen ich rumkam. Da waren doch echt Genossen, die dir gestern noch die Hand geschüttelt haben und drei Tage später schon in der massgeschneiderten SA-Uniform erschienen. Ich weiss noch, wie ich erschrocken dachte: Als die dir die Hand geschüttelt haben, muss doch die Uniform schon beim Schneider massgenommen worden sein.»
- Die Erfahrung der *in Frage gestellten Berufsidetitüt* beschreibt die reformpädagogisch engagierte Hildegard Thate (vgl. S. 132): «Ich habe erst eine Weile gedacht: Jetzt mache ich nur noch meine Pflicht in der Nazi-Schule. Da kann man doch gar nicht mehr mit Begeisterung Lehrerin sein. Aber nach einer Weile wurde mir klar, wie ungerecht dies gegenüber den Kindern wäre – und gegenüber den proletarischen Kindern doch besonders. Da habe ich dann wieder mein Bestes zu geben versucht – für die Kinder.»
- Die Erfahrung der *Orientierungsschwierigkeit* aufgrund zunehmender Isolation erinnert der Volksschullehrer Bruno Laub (vgl. S. 191): «Klar habe ich mitunter auch gedacht: Bist du denn vielleicht verrückt? Alle anderen sind begeistert, nur du nicht. Es wäre auch gelogen, wenn ich sagen würde, dass ich nie Angst gehabt hätte.»
- Die Erfahrung der *andauernden Selbstbehauptung* gegenüber Anpassungsversuchen beschreibt Maria Holst in Erinnerung an ihre Mutter, die Volksschullehrerin Elisabeth Flügge (vgl. S. 84): «Noch im Jahr 1938 zitierte Mutter uns Kinder eines Tages mit ernstem Gesicht ins Wohnzimmer. Sie berich-

tete, dass sie eine Aufforderung erhalten habe, in die Partei einzutreten und sie andernfalls mit Entlassung rechnen müsse. Sie besprach dies mit uns, weil dies uns dann ebenfalls materiell betreffen würde und sie diese Entscheidung nicht allein treffen wollte. Wir waren nun schon älter und konnten verstehen, was dieser Schritt für sie bedeutet hätte. So sagten wir beide: ‚Das machst du nicht!‘ Da war sie sehr erleichtert und ist dann auch nicht eingetreten.»

Um nun die verschiedenen Möglichkeiten oppositionellen Lehrerverhaltens im Raum Schule auszumessen, ist eine Begrifflichkeit notwendig, die genügend sensibel ist, um sowohl Differenzierungen als auch Entwicklungen nachzeichnen zu können.

Dabei wird auf eine Systematik zurückgegriffen, die Detlev Peukert (1985², 54ff.) im Rahmen der Alltagsforschung zum Nationalsozialismus entwickelt hat. Er unterscheidet nach dem Ausmass der Radikalität sowohl in Bezug auf das Bewusstsein vom eigenen Handeln als auch bezüglich der Einschätzung der Machthaber bzw. der «eingehandelten Konsequenzen» in vier Kategorien: Nonkonformität-Verweigerung-Protest – Widerstand.

Vor dem Hintergrund der in dieser Studie veröffentlichten biographischen Berichte oppositioneller Lehrerinnen und Lehrer können diese Kategorien für den Bereich Schule wie folgt charakterisiert werden:

1. *Nonkonformität* ist im Bereich von gesellschaftlichen Normenverletzungen angesiedelt, die noch keine zwingende Konfrontation mit NS-Instanzen nach sich zu ziehen brauchen (z.B. die Nicht-Teilnahme an bestimmten Geldsammlungen; das Nicht-Grüssen mit «Heil Hitler!» im persönlichen Umgang).
2. *Verweigerung* riskiert auf einfacher Ebene eine Konfrontation mit NS-Instanzen, insofern bekannte Anordnungen bewusst nicht eingehalten werden (z.B. die Ablehnung von Unterrichtsinhalten mit eindeutigen NS-Gedankengut; die Verweigerung des «Hitler-Grusses» bei offiziellen Anlässen).
3. *Protest* ist bereits mit einer inhaltlich darstellbar abweichenden Position verbunden, womit die Ebene der argumentativen Auseinandersetzung beschränkt wird (z.B. stellte der Protest gegenüber der vorgeschriebenen Behandlung jüdischer Kinder in deutschen Schulen bereits eine inhaltliche Kritik an einem Pfeiler der NS-Ideologie dar, unabhängig davon, wie weitreichend dies von dem Betroffenen selbst gemeint war).
4. *Widerstand* schliesslich ist verbunden mit einem deutlichen Zusammenhang zwischen Protest und konkretem Verhalten zur Änderung der Ursachen des Protests. Er zielt bewusst auf das Regime als Ganzes und arbeitet hin auf die Abschaffung oder zumindest spürbare Veränderung des Bestehenden (wobei

Widerstand in der Schule nach 1933 kaum mehr möglich war, obwohl doch beachtet werden muss, dass es immerhin einzelne Lehrerinnen und Lehrer gab, die nach 1933 im Schuldienst tätig waren und gleichzeitig ausserhalb der Schule bewusst im Widerstand arbeiteten).⁵

So wichtig es ist, oppositionelles Lehrerverhalten in unterschiedlichen Abstufungen zu identifizieren, um Ursachen wie Wandlungen dieses Verhaltens nachvollziehen zu können, so notwendig ist es, Lehreropposition im Kontext sich verändernder gesellschaftlicher Bedingungen zu verstehen, um zu erkennen, dass die Darstellung der NS-Zeit als monolithischer Block die Wirklichkeit in keiner Weise trifft.

Unter besonderer Berücksichtigung gesamtgesellschaftlicher Einflüsse auf den Schulbereich wurde für diese Studie eine Strukturierung entworfen, die die NS-Zeit in vier Phasen aufteilt: Gleichschaltung (1933-1934) – Gewöhnung (1935-1938) – Grössenwahnsinn (1939-1942) – Gebrochenheit (1942-1945).

1. *Phase der Gleichschaltung (1933-1934)*: Marksteine sind hier Anpassung (je nach dem freiwillige, begeisterte oder notgedrungene) für die Vielen und Ausgrenzung (und zwar relativ genau definierte) für die Wenigen.

Oppositionelles Verhalten von Lehrerinnen und Lehrern in der Schule baut auf Orientierungen auf, die in der Regel in der Weimarer Republik entwickelt und gestärkt wurden. Empörung und Protest einzelner Lehrerinnen und Lehrer vor allem gegenüber den nun zahllos geforderten Anpassungsbeweisen artikulieren sich anfangs eher spontan, wobei sowohl die Konsequenzen für das eigene Verhalten noch nicht immer eingeschätzt werden als auch unterschiedlich grosse Irritation über das «Umfallen» ehemals nahestehender demokratisch orientierter Kolleginnen und Kollegen vorherrscht. Jede Opposition ist von einem auf den anderen Tag nicht nur kriminalisiert, sondern erlebt sich selbst als atomisierte Minderheit (in der Minderheit der auch in der Weimarer Republik kritisch-demokratisch Orientierten).

Denunziationen werden zunächst vor allem zu propagandistisch-»belehrenden« Zwecken genutzt. Ein Widerstand ausserhalb der Schule ist in der Regel nur denen zugänglich, die bereits vor 1933 organisatorisch in derartige Gruppen oder Parteien eingebunden waren.

2. *Phase der Gewöhnung (1935-1938)*: Hier kennzeichnen das Idyll (sowohl das propagandistische wie das tatsächlich so erlebte von «Kraft durch Freude» bis zur Olympiade) für die Vielen und Horror für die Anderen (Nürnberger Gesetze, Ausbau der Konzentrationslager) die jeweiligen Eckpfeiler der gesellschaftlichen Wirklichkeit.

Oppositionelles Verhalten von Lehrerinnen und Lehrern in der Schule entzündet

sich nun zunehmend an Konfliktlinien des Alltags. Der orientierende Bezug zur Weimarer Republik geht in der Masse verloren, in dem das NS-Regime Akzeptanz bei der breiten Mehrheit der Bevölkerung in jenen «schönen Jahren» vor dem Krieg erfährt. Konflikte und ihre Konsequenzen können nun bereits wesentlich besser eingeschätzt werden. Umgekehrt hat auch der Staat sein Spitzelwesen systematisch ausgebaut.

Konfliktlinien des Alltags sind vor allem das gespannte Verhältnis zwischen Hitlerjugend und Schule, die verstärkten Anforderungen an Lehrerinnen und Lehrer, sich durch Schulungen und Beitritte zu NS-Organisationen demonstrativ auf die Seite des NS-Staates zu stellen und schliesslich Kritik an Massnahmen gegenüber ausgegrenzten Schülern oder Kollegen.

Dabei sind die Möglichkeiten, die Konfliktlinien, die zum Teil auch zwischen NS-Instanzen und deren Vertretern ausgetragen werden, für oppositionelles Verhalten zu nutzen, regional, ja selbst von Schule zu Schule sehr unterschiedlich. Von einem reichsweit gleichen Zwang beispielsweise zum Eintritt für Lehrer in NS-Organisationen kann heute nicht mehr gesprochen werden.

3. *Phase des Grössenwahnsinns (1939-1942)*: Der Terminus «Wahnsinn» ist nicht als pathologische Verharmlosung misszuverstehen, sondern kennzeichnet vielmehr den kollektiven Ausdruck grandioser Triumphgefühle der einen (u.a. durch nicht enden wollende «Siege»), dem eine harte Phase der Hoffnungslosigkeit der anderen gegenübersteht (die nicht nur durch das Abkommen zwischen Hitler und Stalin irritiert werden, sondern auch durch jeden «Sieg» in ihrer Hoffnung auf Änderung des Ganzen entmutigt).

Oppositionelles Verhalten von Lehrerinnen und Lehrern in der Schule erfährt durch den Kriegsbeginn einschneidende Veränderungen seiner Bedingungen: Nahezu alle Lehrer im wehrpflichtigen Alter werden nach und nach zur Wehrmacht eingezogen oder melden sich freiwillig. Es bleiben zunächst die Lehrerinnen, zunehmend werden auch diese in die «neuen Ostgebiete» versetzt; Hilfskräfte und ehemals entlassene Lehrerinnen und Lehrer sowie bereits pensionierte Lehrer werden wieder eingestellt.

Durch die allgemeine Siegesbegeisterung und die Dienstbarmachung der Schule für militärische Aufgaben haben oppositionelle Lehrerinnen und Lehrer immer weniger die Chance, Schüler und Kollegen noch zu beeinflussen. Andererseits ist das Erkennen der wenigen noch verbliebenen oppositionellen Lehrer und Schüler untereinander leichter geworden. Wer nicht im Widerstand ausserhalb der Schule organisiert ist, versucht sich nicht selten auf unterschiedlichste Wei-

se den militärischen Zumutungen zu verweigern. Kritische Äusserungen werden weniger hart geahndet als «mangelnder Einsatz an der Heimatfront».

4. *Phase der Gebrochenheit (1942-1945)*: Zunehmende Widersprüche und Entbehrungen durch die Erfahrung des Krieges im eigenen Land bei den einen scheinen die Kräfte zum festen Glauben an den «Endsieg» eher noch zu bestärken, während demgegenüber die Frage des Durchhaltens bis zum absehbar gewordenen Ende der NS-Herrschaft zur existentiellen Frage für die anderen geworden ist.

Oppositionelles Verhalten von Lehrerinnen und Lehrern findet in aller Regel nicht mehr in der Schule statt, sei es, weil diese als eigenständiger Raum aufgehört hat zu existieren (und nun als Getreidelager oder Lazarett dient) oder weil Schüler und Lehrer sich bei der Kinderlandverschickung (KLV) oder als Flakhelfer und Vertrauenslehrer wiederbegegnen. Obwohl ein Ende der NS-Herrschaft absehbar erscheint, sind die Lebensbedingungen insgesamt so erschwert, dass es auch für oppositionelle Lehrerinnen und Lehrer zunehmend einzig um die Sicherung des eigenen Überlebens geht, zumal der Terror des Regimes, einschliesslich des Ausmasses an Denunziationen in der Bevölkerung, noch einmal beträchtlich zunimmt und viele erfasst, die bislang unbehelligt geblieben sind (z.B. im Rahmen der «Gewitteraktion»). Die Anlässe für Denunziationen werden immer geringfügiger, und für keine Phase gilt so sehr die existentielle Gefährdung des Einzelnen durch das Regime selbst für beiläufigste Bemerkungen, die als «defaitistisch» gewertet werden können, wie für die letzten Kriegsjahre. Neben diesen ersten groben Versuchen einer Systematisierung der Erscheinungsformen oppositionellen Lehrerverhaltens bleibt die tiefgreifende Frage nach den Motiven, nach den hinter diesen Handlungen stehenden Persönlichkeitsstrukturen. Warum haben diese wenigen Lehrerinnen und Lehrer anders gehandelt als die Mehrheit? Lassen sich Merkmale ausmachen, die auf Fähigkeiten schliessen lassen, die die anderen nicht besaßen?

Beim gegenwärtigen Forschungsstand können nicht mehr als mögliche Richtungen angedeutet werden. Bei allen sonstigen weltanschaulichen Unterschieden fallen unter anderem zwei Gemeinsamkeiten in allen biographischen Berichten auf, die zwar unterschiedlich akzentuiert aufscheinen, jedoch – im Gegensatz zu vielen Selbstdarstellungen nichtoppositioneller Lehrerinnen und Lehrer – mit einer gewissen Regelmässigkeit kombiniert auftreten: Dies ist einmal die Fähigkeit des Einfühlens in die Situation eines anderen Menschen (Empathieleistung) und zum anderen die Fähigkeit, Verantwortung für das eigene Handeln zu übernehmen trotz möglicher persönlicher Nachteile (Identitätsleistung).

Empathie und Identität scheinen hierbei in einem spezifischen Verhältnis zueinander zu stehen: Nur wer mitfühlen kann, ist sensibel gegenüber Unwahrheiten, Bedrohungen und Ungerechtigkeiten, gerade auch solchen gegenüber, die mehrheitlich oder gesellschaftlich als akzeptiert gelten. Und nur wer über genügende Stabilität der eigenen Persönlichkeit, mithin ein Bewusstsein der eigenen Identität, verfügt, wird seinem Empfinden auch Ausdruck zu verleihen suchen. Bis zu einem gewissen Grad mag auch die Umkehrung gelten: Nur wer über ein bestimmtes Mass an Stabilität verfügt, wird sensible Empfindungen zulassen, ja überhaupt erst wahrnehmen können.

Zwei wenig spektakuläre Beispiele aus den Berichten der oppositionellen Lehrerinnen und Lehrer in diesem Band mögen diese Begrifflichkeiten verdeutlichen.

Die Gymnasiallehrerin Helene Hedde erinnert sich, wie sie erschüttert war, als immer neue Erlasse herauskamen, die jüdischen Schulkindern die Teilnahme an allgemeinen schulischen Veranstaltungen untersagten (vgl. S. 41): «Die durften da nicht mit und dort nicht mit. Furchtbar! Zum Beispiel auf Ausflügen konnten sie nicht mit, weil sie ja nicht mehr in Jugendherbergen essen oder übernachten durften. Mein Gott, alles Kinder. – Ich weiss noch, wie ich einmal meine zwölfjährigen Mädchen trösten wollte, weil mir selbst das Herz so schwer war, und wissen Sie, was die eine – also ein zwölfjähriges Kind! – zu mir sagt? Sie guckt mich ganz ruhig an und sagt: ‚Ach, lassen Sie mal, liebes Fräulein Hedde, es gibt Schlimmeres!‘» Nur wer sich vergegenwärtigt, unter welchen unmenschlichen Diskriminierungen jüdische und andere ausgegrenzte Kinder in den Schulen des NS-Staates zu leiden hatten, kann ermessen, welche Kontrasterfahrung allein diese kleine Geste der Tröstung bedeutete (vgl. auch Mann 1986²). Es ist kein Zufall, dass die Lehrerin Helene Hedde zuerst von einer ehemaligen jüdischen Schülerin erinnert wird, die heute in England lebt und die Anschrift ihrer ehemaligen Klassenlehrerin auf eine Suchanzeige nach oppositionellen Lehrern in einer englischen Zeitung hin an das Forschungsprojekt in die Bundesrepublik sendet.

Keiner der befragten oppositionellen Lehrer betont auch nur im Geringsten den Mut oder etwas sonstwie «Besonderes» im eigenen Handeln. Sie wollen keine Helden sein, aber sie möchten doch verständlich machen, dass damals ein «anderes» Handeln möglich war. Und noch eine Unterscheidung zu vielen «normalen» Lehrer-Lebensgeschichten fällt auf: Sie berufen sich nicht auf Anordnungen oder Erlasse, um das eigene Tun verständlich zu machen. Sie übernehmen wie selbstverständlich die Verantwortung für das, was sie damals taten: für das aus heutiger Sicht Positive wie für das nach wie vor Fragwürdige in manchen konkreten Handlungssituationen.

Die katholische Berufsschullehrerin Therese Kurka beschreibt, wieso sie nicht fest eingesetzt wurde als stellvertretende Schulleiterin (vgl. 110): «Ich blieb bis zum Schluss auf Probe – a. Pr., wie es hiess –, weil ich mich weigerte, in die Partei einzutreten. Deshalb wurde ich eines Tages schliesslich zum NSDAP-Kreisleiter von Gleiwitz bestellt, der mir eröffnete: ‚Es geht doch nicht, dass jemand Schulleiter ist, der nicht in der Partei ist!’

Ich sagte, dass ich auch bereit wäre, wieder als Lehrerin zu arbeiten. Als er darauf nicht einging, sondern mir nahelegte, dann doch wenigstens nicht so viel ‚in die Kirche zu rennen’, da platzte mir der Kragen, und ich sagte zu ihm: ‚Ich denke, Sie brauchen jeden Mann für den Krieg! Können Sie mir mal erklären, wer denn da so viel Zeit hat, mir hinterherzuzschnüffeln?’ Das sagte er mir natürlich nicht, im Grunde wollte ich es auch gar nicht wissen. Das Denunziantentum war etwas Schlimmes geworden.» Den kommunistischen Volksschullehrer Walther Uhle, der über Jahre verfolgten Kollegen und deren Angehörigen zur Seite stand, beschäftigt bis heute der Konflikt, 1939 schliesslich doch in die Partei eingetreten zu sein (vgl. S. 144): «1939 bekam ich eine Aufforderung von der hiesigen NSDAP, auch in die Partei einzutreten. Ich habe damals mit meinen Freunden beraten: Was soll ich machen?

Wir haben öfter Leute bei uns versteckt gehabt, wir mussten davon ausgehen, dass die Gestapo mich kannte. Mensch, was hättest du gemacht? Meine Freunde haben gesagt: ‚Unterschreibe die Erklärung und ansonsten halte deinen Mund.’ Das habe ich gemacht, und so bin ich Ende 1939 noch Mitglied der NSDAP geworden. Nach ’45 bin ich dann allen möglichen Leuten begegnet, die gesagt haben: ‚Mann, wie konnste denn?’ Aber was wissen die denn? Was hättest du gemacht?»

Fähigkeiten zu oppositionellem Verhalten unter den Bedingungen einer Diktatur wie Einfühlung in die Situation anderer oder die Bereitschaft zur Verantwortungsübernahme für das eigene Tun bekommt niemand geschenkt: weder allein durch intellektuelle Erkenntnis noch durch einen einmaligen Akt des Aufbegehrens. Einerseits wird eine ungewöhnliche psychische Anstrengung zum Aushalten von Verunsicherungen gefordert, andererseits kann nur so die ermutigende Erfahrung gewonnen werden, «trotz allem» die eigenen Werte von Menschlichkeit nicht preisgegeben zu haben.

Pädagogische Biographieforschung – aus dem «anderen» Leben lernen?

Zur Forschungsmethode

Unter Biographieforschung «werden alle Forschungsansätze und -wege der Sozialwissenschaften verstanden, die als Datengrundlage (oder als Daten neben anderen) Lebensgeschichten haben, erzählte bzw. berichtete Darstellungen der Lebensführungen und der Lebenserfahrung, aus dem Blickwinkel desjenigen, der sein Leben lebt» (Fuchs 1984,9).

Die Idee ist einfach und kompliziert zugleich: Es ist nicht ungewöhnlich, im Alltag über biographische Erfahrungen zu sprechen, sich auszutauschen, wenn auch die jeweilige Funktion des Rückgriffs auf persönlich Erlebtes unterschiedlich sein mag.

Welche wissenschaftlichen Erkenntnisse können nun jedoch aus biographischer Forschung auf welche Weise gezogen werden? Was können Menschen aus den Erfahrungen anderer Menschen lernen? Was können sie in «biographischer Selbstreflexion» (Gudjons/Pieper/Wagner 1986, 24f.) aus ihrem eigenen Lebensverlauf lernen?

Als «Leitfrage biographischer Forschung in pädagogischer Perspektive» formuliert Wolfgang Klafki (1983, 585; auch 1985, 49f.): «Wie geht der Prozess der Identitätsbildung, der als historisch-gesellschaftlich vermittelter zugleich ein individueller Aneignungs- und Auseinandersetzungsprozess ist, vor sich?...

Lassen sich in diesem Prozess wirkende ‚Faktoren‘ genauer bestimmen, gibt es typische Verlaufsstrukturen, mehr oder weniger verallgemeinerbare ‚Gesetzmässigkeiten‘? Mit welchen Modellen oder Kategorien lassen sich ‚Faktoren‘, ‚Verlaufsstrukturen‘, etwaige ‚Gesetzmässigkeiten‘ beschreiben und verstehen?»

Aber geht das überhaupt? Ist nicht jede Biographie einzigartig, ja sperrt sich geradezu gegenüber jeder Form der Verallgemeinerung, je sensibler die Darstellung und damit die Möglichkeit des Verstehens ist?

Oder, wie Dieter Baacke (1979, 28) zugespitzt fragt: «Kann man überhaupt aus (biographischen) Geschichten etwas lernen, das darüber hinausgeht, sie zu verstehen?»

Die Entwicklung der Biographieforschung ist bestimmt von der erkenntnistheo-

retischen Diskussion über diesen Gegensatz von Einzelfall und Verallgemeinerung oder auch Subjektivem und Objektivem bzw. Qualität und Quantität des Erinnerten.

In der wissenschaftlichen Gesamtausgabe dieser Studie werden die einzelnen Aspekte der aktuellen Diskussion ausführlich aufgenommen und in Bezug auf die Zielgruppe oppositioneller Lehrerinnen und Lehrer reflektiert.⁶ An dieser Stelle soll wenigstens eine mögliche Richtung biographischer Forschungsergebnisse skizziert werden.

«Es geht hier im Grunde weniger um Verallgemeinerungen als um Differenzierungen von Verallgemeinerungen», fasst Theodor Schulze (1985, 61) das auch dieser Studie zugrundeliegende Verständnis zusammen: «... und dies ist meines Erachtens eine ebenso wichtige Aufgabe der Wissenschaft wie die Erzeugung allgemeiner Sätze, jedenfalls in Wissenschaften, die sich auf individuelle Menschen beziehen.»

Es ist eine bedeutsame Information zu wissen, wie viele Menschen wo und zu welchem Zeitpunkt oppositionell gegen das NS-Regime handelten. Und doch werden dadurch nicht selbstverständlich auch Kenntnisse mitgeliefert, die erklären, warum die einen es getan haben und andere nicht.

Um hier Erkenntnisse zu gewinnen, muss man einzelne biographische Berichte en detail betrachten: Wie erinnert der Zeitzeuge (Problem der Retrospektive), und was erinnert er genau (Problem der Selektivität)?

Alle biographischen Erinnerungen werden in einem Heute übter ein Gestern artikuliert. Dies bedeutet genaugenommen: Der Erinnernde sagt nicht, wie es war, sondern wie er heute meint, dass es damals gewesen sei.

Diese Unterscheidung ist bedeutsam, weil sie unterschiedliche Spielräume sowohl der Darstellung als auch der späteren Interpretation durch den Forscher eröffnet. Max Frisch (1964,45) pointiert das Problem in der Aussage: «Jeder Mensch erfindet sich früher oder später eine Geschichte, dße er für sein Leben hält.» Das Wissen um dieses Problem entkräftet jedoch nicht prinzipiell den Wert biographischer Erinnerungen: Es sollte vielmehr sensibilisieren für die Bedeutung, die die jeweilige Form der Erinnerung für den Betroffenen hat.

Davon ist unmittelbar das Problem der Selektivität berührt: Erinnern bedeutet immer und zwangsläufig Auswählen. Genaugenommen tritt es in doppelter Weise in Erscheinung: Auch im Alltag ist es ein bekanntes Phänomen, dass Menschen nur das sehen, was sie sehen wollen, also bereits eine Form selektiver Wahrnehmung in der Gegenwart existiert. Hinzu kommt nun das geschilderte Problem der selektiven Erinnerung. Vor diesem Hintergrund mag verständlicher werden, wieso sicher in manchen Fällen die bekannte Formel des «Ich habe von

nichts gewusst!» präziser lauten müsste: «Ich habe nichts wahrgenommen!» Auch hier ist ein Verstehen der Funktion von Nicht-Wahrnehmungen bedeutsamer als deren Verurteilung.

Wie konnten diese allgemeinen Aspekte von Biographieforschung für die vorliegende Studie Berücksichtigung finden?

Zunächst war vor dem Hintergrund der Forschungsfrage nach Erscheinungsformen und Motiven oppositionellen Lehrerverhaltens während der NS-Zeit zu bestimmen, welche objektiven und welche subjektiven Anteile biographischer Erinnerung zur Klärung beitragen können.

Der Schwerpunkt subjektiver Erinnerung sollte auf Fragen liegen, die die damalige Einstellung des Zeitzeugen in Erinnerung bringen konnten und dies möglichst ohne aktuelle Bewertungen: In welcher beruflichen und privaten Situation befand ich mich damals? Welche Sorgen bedrückten und welche Hoffnungen erfüllten mich? Wie war mein Verhältnis zu Freunden und Kollegen, zur Familie und zu Nachbarn? Worin war ich der Mehrheit von ihnen ähnlich? Worin unterschied ich mich?

Dabei erwies es sich als hilfreich, während der Befragung von einem objektiven «Gerüst» von Daten auszugehen (eigene Schulzeit, Lehrerausbildung, Lehrererfahrungen vor 1933, Lehrererfahrungen 1933-45, die Zeit nach 1945) und sich dabei soweit subjektiven Einschätzungen und Gefühlen anzunähern, wie es den Zeitzeugen möglich war. Dabei ist zu bedenken, dass es gerade ältere Menschen weniger gewohnt sind, auch über Gefühle zu sprechen. Der Rückzug auf objektive Daten (z.B. die offizielle Meinung einer Partei oder religiösen Gruppierung) hat nicht selten eine Schutzfunktion für den Berichtenden, deren Darstellung dann schliesslich doch noch sehr persönliche Aussagen ermöglichen kann.

Hinzu kommt als spezifischer Umstand der für diese Studie befragten Lehrerinnen und Lehrer, dass die meisten von ihnen selbst ein hohes Interesse an der Aufklärung über die damalige Situation artikulierten: «Wenn Sie – die kommende Generation – das Wissen über Opposition und Widerstand nicht weitergeben, wer soll es dann tun? Auf die Vertreter meiner eigenen Generation hoffe ich nicht mehr!» sagten sinngemäss mehrere Gesprächspartner.

Ihr im Laufe des Kennenlernens wachsendes Vertrauen und dadurch Bemühen, alle – selbst scheinbar nebensächlichsten – Fakten zu klären, war von grösstmöglicher Unterstützung geprägt: Kellerräume wurden nach vor Jahrzehnten weggelegten Dokumenten durchsucht; alte Bücher oder Aufzeichnungen neu gelesen und in keinem Fall wurde die Einsicht in Personalakten, die nur mit Einwilligung der Betroffenen zulässig ist, bei den zuständigen Schul- und Kultusbehörden verweigert.

Es war bzw. wurde zunehmend gemeinsames Interesse, Aussagen und Dokumente zusammenzustellen, die nicht allein durch emotionale Betroffenheit über-

zeugen, sondern gleichermaßen durch historische Korrektheit und Überprüfbarkeit. Nicht zuletzt wurde von allen Zeitzeugen selbst immer wieder die Relativität ihres Handelns betont:

«Andere haben viel mehr getan!» – «Ich musste dann doch in die Partei, weil meine Frau solche Angst hatte...» – «Bei dem Kollegen, das war ein Spitzel, da habe ich auch nichts gesagt...!» – «Ich verdanke mein Leben dem Schweigen einiger Freunde...»

Für das Entstehen eines solchen Vertrauensverhältnisses waren vermutlich einige methodische Vorentscheidungen nicht unerheblich: Alle Zeitzeugen wussten, dass aus den Gesprächen nichts veröffentlicht würde, wozu der Betreffende vorher nicht schriftlich sein Einverständnis erklärt hatte. Dies wurde u.a. dadurch sichergestellt, dass nach jedem Gespräch die Zeitzeugen eine Niederschrift des Berichteten erhielten, die so lange als Grundlage für Ergänzungen und Korrekturen diente, bis eine Textfassung existierte, von der beide Seiten meinten, dass sie «reif» für eine Veröffentlichung wäre.

Es war ausserdem nicht unerheblich, dass der Interviewer selbst Lehrerkollege ist, wodurch über allgemeinpädagogische Gespräche ein erstes Kennenlernen nicht selten erleichtert wurde. Obwohl stets ein Tonband für die Gesprächsaufzeichnung zur Verfügung stand, konnten die Zeitzeugen entscheiden, ob sie schriftliche Notizen bevorzugen wollten.

Die den ersten Gesprächen folgenden «Textbearbeitungsphasen» hatten über die schlichte Korrekturfunktion noch wesentliche weitere Bedeutungen. Einmal konnte hier der Zeitzeuge abwägen: Wer liest meinen Bericht? Habe ich durch meine Aussagen jemanden unnötig verletzt oder kann ich selbst angegriffen werden? Traue ich mir solche möglichen Folgen zu oder wäre das eine Überforderung?

Darüber hinaus gab es während dieser Phasen häufiger die partnerschaftliche Erfahrung von zwei Kollegen, die um einen Text, ja manchmal um einzelne Wörter miteinander ringen. Dabei war nie in Frage gestellt, dass das letzte Wort bezüglich des veröffentlichten Textes der Zeitzeuge haben würde – aber wieviel an Hintergründen, an möglichen Interpretationen wurde in diesen Gesprächen deutlich! Wenn dann tatsächlich ein Absatz, der unter Umständen dem Herausgeber wichtig gewesen war, nach gründlicher Diskussion gestrichen werden musste, dann hatte er dafür doch viel an Hintergrundinformationen gelernt. (Auszüge aus dem Tagebuch des Herausgebers über diese Entstehungsbedingungen der Interviews sind nachzulesen in der unter dem Titel «Oppositionelles Lehrerverhalten 1933-1945. Biographische Berichte über den aufrechten Gang von Lehrerinnen und Lehrern» im Juventa Verlag 1988 erschienenen wissenschaftlichen Gesamtausgabe.)

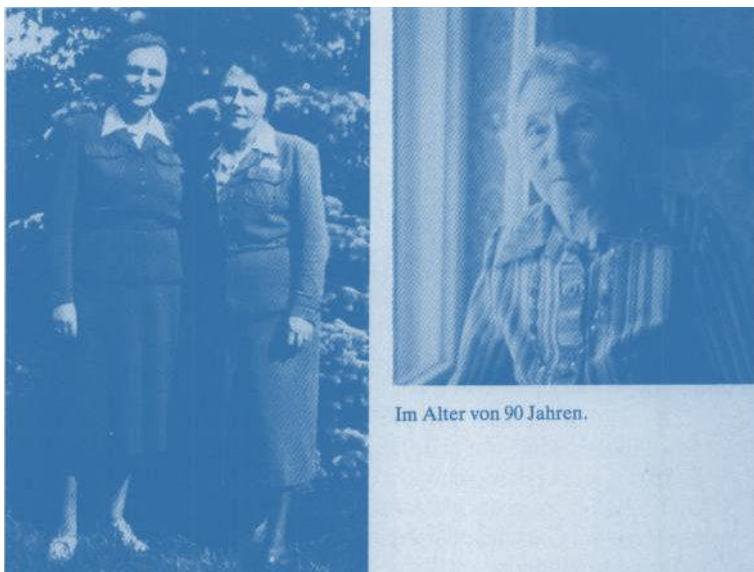
Lebensgeschichten oppositioneller Lehrerinnen und Lehrer 1933-1945

«Nach wie vor macht nur der Mensch dem Menschen
Hoffnung zu leben.
Erkenntnis allein bewirkt Verzweiflung.»

Heinz-Joachim Heydorn (1980²,67)

Helene Hedde (Ahrensburg)

Als «vierteljüdische» Studienrätin an einem grossstädtischen Gymnasium



Zwei entlassene Lehrerinnen –
Helene Hedde (rechts) mit ihrer Schwester
Marina 1944.

- 1895 Geboren in Hamburg-Harvestehude
- 1916 Abitur an der Klosterschule Hamburg
- 1916-1923 Studium von Erdkunde, Geschichte und Deutsch in Marburg, Jena und Hamburg
- 1926-1933 Studienrätin p. a. an der Klosterschule Hamburg
- 1933-1937 Studienrätin p. a. an der Helene-Lange-Oberrealschule/ Hamburg
- Dez. 1937 Entlassung als « Viertel jüdin» (jüdischer Grossvater)
- 1938 Vier Monate Besuch der Handelsschule als Schülerin, Arbeit als Buchhalterin in einer Buchhandlung
- 1938-1945 Verwaltungs- und Fürsorgearbeiten in der Anstalt des Diakoni-

- 1946-1957 schen Werkes für behinderte Menschen Ansharhöhe/ Hamburg
Studienrätin an der Charlotte-Paulsen-Schule in Wandsbek/
Hamburg bis zur Pensionierung mit 62 Jahren
- 1960-1966 Bildungs- und Sozialarbeit im Rahmen des Müttergenesungs-
werkes

Mein Vater (Jahrgang 1851) war ein angesehener Arzt in Hamburg. Er kümmerte sich sehr um die Ausbildung seiner fünf Kinder: zwei Söhne und drei Töchter.

Ich gehörte 1916 zum 1. Abiturientinnen-Jahrgang an der Klosterschule. Meine Brüder sind beide im 1. Weltkrieg gefallen, nachdem sie gerade ihre Ausbildung als Jurist und Mediziner beendet hatten. Meine beiden Schwestern und ich wurden allesamt Lehrerinnen.

Über Politik wurde bei uns zu Hause nicht geredet. Während der Weimarer Republik wählten wir alle die Deutsche Volkspartei (DVP)¹. Die Deutschnationalen waren uns dann doch zu nationalistisch, da war die DVP liberaler. SPD kam aber nicht in Frage.

Mein Vater hatte selbst an keinem Krieg teilgenommen: 1870/71 hatte er sich freiwillig gemeldet, war aber abgelehnt worden, weil er so schwächling war. Später war er dann schon zu alt, um noch eingezogen zu werden. Wir Kinder hatten eine schöne Kindheit. Wir lebten am Grindelberg in eigenem Haus mit Garten und wunderschönen Bäumen in guten Verhältnissen. Eine Mitschülerin von mir an der Klosterschule war übrigens Elisabeth Flügge², die während der Nazizeit ja vielen jüdischen Kindern hat helfen können. Wir haben sie damals aus den Augen verloren, aber als sie dann nach dem Kriege für ihr Verhalten vom israelischen Staat geehrt worden ist und alle Zeitungen davon berichteten, da habe ich mich gefreut von ganzem Herzen und ihr sofort geschrieben. Wir waren dann noch befreundet bis zu ihrem Tode 1983.

Noch vor 1933 war ich mit meinem Freund auf Nazi-Versammlungen gewesen, weil ich mir ein eigenes Urteil bilden wollte. Ich weiss noch, wie ich da zu meinem Freund gesagt habe: «Du – läufst das nicht alles auf Krieg hinaus? Er will doch den Versailler Vertrag beseitigen!» Dass mich persönlich der Nationalsozialismus bald ungeheuer betreffen sollte, das ahnte ich damals noch nicht. Nie vergessen werde ich dann den Schock an jenem Abend des 12. April 1933 – wir hatten da eine kleine Feier im Hause –, als ich in der Zeitung las, was das überhaupt sein sollte: Vollarisch! Es war eine furchtbare Erkenntnis, als mir klar wurde, dass dies auf uns, auf unsere Familie zutraf: Der Vater meiner Mut-

ter, mein Grossvater, war ein Jude – somit war meine Mutter eine «Halbjüdin» und wir Kinder «Vierteljuden» im Nazi- Sprachgebrauch.

Ich war so erschrocken, dass ich an jenem Abend kein Wort der Familie sagen konnte. Erst am nächsten Morgen haben wir dann alle darüber gesprochen und gesagt: Das müssen wir klären! Da gibt's kein Verschweigen, da stehen wir zu!! Ich sehe noch meine arme Mutter vor mir, die immer wieder sagte: «Von meinem Vater könnt ihr gar keine schlechten Eigenschaften haben, denn er hatte keine!» Für sie war das alles am schlimmsten. Sie hat diese Kränkung und Entehrung nicht verwinden können. Es hat sie wirklich umgebracht. Mutter bekam schwere Herzkrämpfe und starb am 23. Dezember 1933, einen Tag vor Weihnachten ...

Aber sie war doch beruhigt über unser Schicksal, weil sie noch nicht wusste, was vier Jahre später geschah. Unser Vater war bereits 1927 gestorben.

Ich selbst war seit 1926, also seit meinem 31. Lebensjahr als ausserplanmässige Studienrätin an der Schule tätig, an der ich 10 Jahre vorher selbst als Schülerin mein Abitur abgelegt hatte.

Ich war glücklich dort als Lehrerin in einem wunderbaren Kollegium. Es waren meine schönsten Lehrerjahre. Als Klassenlehrerin hatte ich zumeist die 12-14jährigen Mädchen. Ganz reizende Kinder. Noch heutzutage haben wir «Klassentage» mit meiner ersten Klasse, die Mädchen waren damals 10 Jahre alt. Vor einigen Jahren haben wir 50jähriges Jubiläum gefeiert. Stellen Sie sich mal vor, die Schülerinnen sind heute alle über 60 Jahre alt...

Als ich dann also in der Zeitung gelesen hatte, dass ich nicht «vollarisch» wäre, da bin ich dann – bevor irgendein Schreiben gekommen war – auf der nächsten Konferenz, die wir im April 1933 hatten, aufgestanden und habe das Kollegium gefragt: «Es herrscht ja jetzt in Deutschland eine neue Einstellung. Und bei mir ist das nun so und so. Darf ich jetzt eigentlich noch kommen – oder wie ist das?» Da war eine ganz klare Meinung im Kollegium: «Ja, wieso denn nicht? Das gibt es nicht an unserer Schule!» Und dann sind mehrere Kollegen höchstpersönlich und sofort zur Schulbehörde gegangen und sind für mich eingetreten. Auch meine Mutter, meine Schwestern und ich machten Eingaben an die Behörde, in denen wir erwähnten, dass unser Vater 50 Jahre ein anerkannter Arzt in Hamburg gewesen wäre und dass unsere beiden Brüder im 1. Weltkrieg für Deutschland gefallen seien. Das könne deshalb ja wohl auf meine Schwestern und mich nicht zutreffen.

Auf diese Eingaben hin kam dann ein paar Tage später der zuständige Ober-

schulrat Dr. Mühe³ zu meiner Mutter nach Hause – er kannte unsere Familie gut, meine beiden Schwestern waren, wie gesagt, auch Lehrerinnen geworden – und sagte zu meiner Mutter: «Wissen Sie, verehrte Frau Doktor, an uns liegt es nicht. Das kommt alles aus Berlin!» Und dann fügte er hinzu, dass wir vorläufig im Amt bleiben könnten, aber mit einigen Änderungen rechnen müssten. Das hiess für mich und meine Schwestern, dass wir nicht mehr fest angestellt werden würden, aber das war uns eher egal.

Dann, im Herbst 1933 wurde ich versetzt an die Helene-Lange-Oberrealschule. Das war dann doch ein schwerer Abschied von meinem alten Kollegium, denn an der neuen Schule wehte ein anderer Wind.

Das war auch dort nicht einmal die Mehrheit der Kollegen, sondern vor allem der Nazi-Schulleiter G. sowie zwei fanatische Kolleginnen. Die beiden gingen immer zu allen möglichen Versammlungen und waren dauernd aktiv. Als ich gerade an die Schule gekommen war, fragte mich eine von beiden auch, ob ich nicht der NS-Frauenschaft beitreten wollte. Da wusste sie noch nicht, wieso ich versetzt worden war. Es waren halt so richtige Aufsteigerinnen. Eine sagte auch öfter: «Ich sterbe nicht als Studienrätin.» Sie rechnete sich noch eine grössere Parteikarriere aus.

Wenn Sie mich jetzt nach Namen fragen, dann möchte ich die nicht nennen. Wissen Sie, die waren damals eben so ergriffen von der Zeit. Sie konnten privat sogar manchmal ganz nett sein. Eine von den beiden fanatischen Nazi-Anhängerinnen ist auch später noch ein ganzes Stück auf Distanz gegangen zum Nationalsozialismus.

Sehen Sie mal, auch der Schulleiter: Das war im Grunde ein einfältiger Mensch. Er baute zum Beispiel im Schulkorridor ein Hitlerbild auf mit Fahnen dran, und jeder, der nun auf dem Flur vorbeiging, musste also vor dem Hitlerbild den Hitlergruss erweisen. Also sowas!

Jedenfalls war das gar nicht durchführbar. Stellen Sie sich mal vor, wie viele Menschen da jeden Tag vorbeiströmten, die nun alle den Hitlergruss erweisen sollten. Das machte jedenfalls auch kaum einer, und irgendwann hat der Schulleiter die Anweisung dann auch wieder aufgehoben, glaube ich.

Ich war an der Helene-Lange-Oberrealschule für Mädchen vom Herbst 1933 bis zum Dezember 1937. In dieser Zeit starb unser Schulleiter unerwartet, und dann hiess es bei der Trauerfeier: «Ein grosser Nationalsozialist ist gestorben...» Ich hätte nie gedacht, dass er mit solchen Worten gemeint sein könnte. Sein Nachfolger wurde dann Schulleiter L., leider wieder so ein strammer Nazi, aber dieser war einflussreicher.

Ich hatte damals in meiner Klasse drei jüdische Mädchen, die dann aber im Laufe der Zeit alle emigrieren konnten: Die Inge⁴, von der Sie meine Anschrift haben, konnte nach England. Die Eva, ein bildhübsches blondes Mädchen, ging

Diensteid

Ich schwöre: Ich werde dem Führer des deutschen Reiches und Volkes, Adolf Hitler, treu und gehoramt sein, die Befehle beachten und meine Amtspflichten gewissenhaft erfüllen, so wahr mir Gott helfe.

Vorstehenden Eid habe ich heute vor Herrn
Senater von Altwörden
geleistet.

Samstag, den 24. August 1934

Vor- und Zunamen:

Johann Juch

Amtsbezeichnung:

Lehrer und u. g.

Arbeitsort (Schule, Institut):

Johann Lange - Oberrealschule

Die Eidesleistung beglaubigt:


Dienstadt

in die Schweiz und die Gabriele... ach, mein Gott, ich weiss ja gar nicht, was aus der Gabriele geworden ist.

Das war nämlich so: Die Gabriele hat damals in der Klasse so einen Kindercherz gemacht. Sie hat beim Hitlergruss nicht den Arm gehoben, sondern das Bein. Nicht in meinem Unterricht, sondern zur Begrüssung des Referendaren, der zu seinem Unterricht die Klasse betrat. Wissen Sie, das Mädchen war damals höchstens 12 oder 13 Jahre alt, mein Gott, das war doch nichts als eine Kinderei! Dieser Referendar, also noch nicht einmal ein richtiger Lehrer war das, hat das Kind angezeigt, stellen Sie sich das mal vor!! Und Gabriele ist dann offiziell der Schule verwiesen worden, da konnte ich gar nichts machen. Ist das nicht furchtbar?? Nein, also... ich sehe das Kind noch heute vor mir...

Da fällt mir noch etwas anderes Extremes ein: Eines Tages erfuhr ich, dass meine Mädchenklasse zum Singen im Rundfunk ausersehen war. Da waren die jüdischen Schülerinnen auch noch bei uns. Wir konnten wirklich schön singen, einige hatten so bezaubernde helle Kinderstimmen.

Na, wir also hin zum Funkhaus am Rotherbaum, wo heute auch der NDR ist, und da stehen wir schön aufgebaut im Studio, und es soll losgehen, und da sagt plötzlich der Aufnahmeleiter: «Sind hier jüdische Schülerinnen dabei?»

«Ja», sage ich, «die drei hier.» – Da sagt er doch: «Ja, die sollen mal raustreten, die haben hier nicht mitzusingen!» Ach, das wurde immer schlimmer...

Die durften da nicht mit und dort nicht mit dabeisein. Furchtbar! Zum Beispiel auf Ausflügen konnten sie nicht mit, weil sie ja nicht mehr in Jugendherbergen essen oder übernachten durften. Mein Gott, alles Kinder! Ich weiss noch, wie ich einmal meine zwölfjährigen Mädchen trösten wollte, weil mir selbst das Herz so schwer war, und wissen Sie, was die eine – also ein 12jähriges Kind! – da zu mir sagt? Sie guckt mich ganz ruhig an und sagt:

«Ach lassen Sie mal, liebes Fräulein Hedde, es gibt Schlimmeres!»

Im September 1937 muss es etwa gewesen sein, als meine Schwestern und ich wieder dran waren: Da kam eine neue Bestimmung heraus⁵, nach der auch «Mischlinge», wie das damals hiess, nicht mehr an Schulen als Lehrer sein durften. Die jüdischen Schülerinnen waren zu diesem Zeitpunkt alle schon weg von der Schule.

Uns wurde mitgeteilt, dass unsere Beschäftigung mit dem Ablauf des Jahres endgültig aufhören würde. Es hiess: «Ihre gefallenen Brüder zählen jetzt nicht mehr!»

Meine Schülerinnen waren sehr traurig, auch einige Kollegen äusserten sich empört mir gegenüber und traten auch wieder für mich ein. Sie sagten, dass dies

B I c 2

8. Juni

7

Fräulein a.p. Studienrat Helene Hedde,

Hamburg 13

Grindelberg 16

Auftragsgemäß wird Ihnen mitgeteilt, daß Ihre Entlassung gemäß § 6 des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933 und seiner Abänderungen aus dienstlichen Gründen in Aussicht genommen ist.

Falls Sie den Wunsch haben, sich hierzu zu äußern, wollen Sie dies schriftlich bis zum Montag, dem 14. Juni 1937, tun.

Im Auftrag

Mit Zustellungsbestunde

E/Ku.

Brief der Landesunterrichtsbehörde Hamburg vom 8. Juni 1937 an Helene Hedde.

ein Unrecht sei. Es war ja nicht nur die Stellung verloren, sondern der ganze Beruf.

Am 20. Dezember 1937 wurde ich dann auf der Weihnachtsfeier vor dem Kollegium verabschiedet. Als es da unter den Kollegen noch einmal zum Protest darüber kam, dass ich nun gehen müsse, sagte der Schulleiter: Nun wäre es aber genug, denn es bestünde faktisch kein Grund zum Bedauern, denn mir wäre ja kein finanzieller Nachteil entstanden. Das stimmte natürlich nicht, denn ich erhielt nur noch den Bruchteil meines Gehaltes – im Gegensatz zu meinen Schwestern, die gar nichts bekamen.

Ich wollte mich aber nicht unterkriegen lassen. Wissen Sie, was ich als nächstes tat? Bereits am 3. Januar 1938 sass ich in einer privaten Handelsschule zwischen 14-18jährigen Schülerinnen und machte dort einen viermonatigen Bürokurs mit. Leicht war das natürlich nicht – ich war ja immerhin schon eine 42jährige Frau.

Als nächstes bewarb ich mich bei einer uns seit Jahren vertrauten Buchhandlung am Grindelberg. Ich hätte dort gern im Antiquariat oder in der Leihbücherei gearbeitet – und der Buchhändler, der mich gut kannte, wollte auch gern helfen. Er war zu der Zeit als Vertreter für andere Buchhandlungen tätig und in so einer NS-Gemeinschaft für Buchhändler. Als die davon Wind bekamen, dass er mich einstellen wollte, wurde ihm mitgeteilt, dass er mich nur beschäftigen dürfe, wenn er darauf achten würde, dass ich keine Bücher anfasse. Ist das nicht unglaublich?

Er war dann so anständig und hat mich eingestellt, aber nur in der Buchhaltung, wo ich tatsächlich kein Buch in die Hand bekam. Da wurde ich natürlich auch nicht froh.

Dann ergab sich schliesslich eine neue Möglichkeit: Meine Schwester hatte am Sozialpädagogischen Institut Hamburg bei Gertrud Bäumer⁶ studiert und wollte danach eigentlich zu Pastor Bodelschwing⁷ nach Bethel gehen. Wir wollten sie aber gern in Hamburg behalten, und so entschied sie sich schliesslich, später zu Pastor Rothe⁸ zur evangelischen Anscharhöhe in Hamburg-Eppendorf zu gehen – «Bethel in klein» nannten wir das damals. Als ich noch in der Buchhandlung tätig war, arbeitete meine Schwester also bereits im Kinderkrankenhaus der Anscharhöhe als Sozialpädagogin. Und sie fragte nun Pastor Rothe, ob ich auch dort anfangen könnte.

Es war dann eine Stelle frei im Bereich der Verwaltung sowie der Altenfürsorge, und mit Hilfe des Pastors habe ich die dann bekommen. Dieser Pastor Rothe war überhaupt ein ganz feiner Mensch, der mich auch einige Zeit später noch fragte, ob ich nicht als Berufsschullehrerin in einem Heim für gefallene Mädchen – so hiess das damals – tätig werden wolle. Das hätte ich schon gern getan, aber die leitende Diakonisse befürchtete Schwierigkeiten mit der Schulbehörde. Da konnte der Pastor, obwohl er der Leiter war, leider auch nichts gegen machen. Aber ich konnte doch immerhin dort in Anscharhöhe arbeiten bis zum Ende des Krieges. Dadurch war ich nicht nur praktisch gerettet, sondern ich war auch sehr gern dort.

Der Krieg, das war so schrecklich... Gleich beim ersten Angriff auf Hamburg verloren wir unser Zuhause und wohnten ab da in einem Wochenendhäuschen in Ahrensburg vor Hamburg.

Als dann alles vorbei war, war ich wie die meisten Menschen voll in Anspruch genommen vom schweren täglichen Leben nach dem Krieg. Aber wir waren auch erleichtert, dass die Nazi-Herrschaft vorbei war und unsere Ehre wieder hergestellt war.

Ich hätte eigentlich gleich nach 1945 wieder mit dem Dienst als Lehrerin anfangen können, solche wie ich, die wurden ja gesucht, aber ich hatte erst ab Os-

tern 1946 dafür wieder die Kraft. Von da an bis zu meiner Pensionierung 1957 blieb ich dann an der Wandsbeker Charlotte-Paulsen-Schule. Aber, wissen Sie, um ehrlich zu sein, ich bin nie wieder richtig froh in meinem Lehrerberuf geworden: Alle meine Bücher, alle meine Unterrichtsvorbereitungen, alle Kolleghefte von der Universität, alles war ja im Krieg verloren – und so war es schwer, mit 50 Jahren noch einmal von vorn anzufangen.

Eine für mich wertvolle Aufgabe habe ich noch nach meiner Pensionierung gefunden: Ab 1960 bin ich für 6 Jahre als freiwillige zweite Leiterin aktiv fürs Müttergenesungswerk gewesen. Da habe ich Vorträge gehalten, auch viel über Schule – ja, das war noch einmal eine beglückende Zeit in meinem Leben.

Jizchak Schwersenz (Haifa)

Als jüdischer Lehrer und Schulleiter an einer jüdischen Grossstadtschule und als Jugendleiter im Untergrund



Als Lehrer und Schulleiter an der Jual-Schule in Berlin im Sommer 1940.



Mit «Ewo» in Haifa/Israel 1987.

- | | |
|------------|--|
| 1915 | Geboren in Berlin |
| 1921 -1925 | Volksschule Spreestrass in Berlin |
| 1925-1933 | Schiller-Realgymnasium in Berlin |
| 1933-1935 | Kurz vor dem Abitur Emigration nach Holland, dort Teilnahme an einem Vorbereitungslager für Palästina |
| 1935-1937 | Rückkehr nach Berlin, nach kurzer Zeit von dort nach Köln als Leiter eines jüdischen Jugendheimes, nebenbei Studium und Prüfung als jüdischer Religionslehrer und Prediger |
| 1937 | Lehrer am jüdischen Landschulheim Herrlingen bei Ulm |
| 1937-1938 | Abitur am jüdischen Gymnasium in Berlin |
| 1938-1939 | Studium und Examen als Volksschullehrer an der jüdischen Lehrerbildungsanstalt in Berlin |

1937-1941	Volksschullehrer und ab Winter 1939/40 Schulleiter der Jual-Schule in Berlin
1942-1944	Jugendleiter einer Gruppe jüdischer Jugendlicher, die vor der Deportation geflohen waren und im Untergrund lebten
1944-1952	Flucht in die Schweiz und dort nach dem Kriege Beginn eines Universitätsstudiums
1952-1980	Einwanderung nach Israel und ab dann Lehrer an einem Gymnasium in Haifa (bis zur Pensionierung mit 65 Jahren)

Mein Vater, Jahrgang 1886, war von Beruf Kaufmann und hatte mit Begeisterung sowohl an der West- als auch an der Ostfront im 1. Weltkrieg für «Kaiser und Reich» gekämpft. Er fühlte sich den preussischen Tugenden in besonderer Weise verpflichtet. Ich erinnere mich noch an eine Begebenheit, als ich einmal als kleiner Junge an der Hand meines Vaters auf der Charlottenburger Chaussee im Berliner Tiergarten spazierte und uns auf der Strasse der Wagen des Reichspräsidenten von Hindenburg begegnete: Mein Vater nahm augenblicklich Haltung an, schlug die Hacken zusammen und verbeugte sich mit gezogenem Hut tief vor seinem Generalfeldmarschall.

Meine Eltern wählten während der Weimarer Zeit aber doch überwiegend die SPD, zuweilen auch die Deutsche Demokratische Partei¹, eine Partei der Mitte, da sie sich hiervon die grösste innenpolitische Sicherheit versprachen. So wie sich mein Vater dem Kaiser in Treue verbunden gefühlt hatte und nie vergass, dass Kaiser Wilhelm II. 1913 nach der Einweihung der grossen Synagoge in der Fasanenstrasse einen Besuch abgestattet hatte, so wurde er nun ein getreuer Republikaner mit grossem Vertrauen auf den deutschen Rechtsstaat. Die Deutschenationalen wurden in ihrem von Anfang an deutlichen Antisemitismus erkannt und abgelehnt. Meine Eltern und Grosseltern väterlicherseits waren bereits in Berlin ansässig.

Ich besuchte zunächst von meinem 6.-10. Lebensjahr die öffentliche Volksschule der Stadt Berlin in der Spreestrasse in Charlottenburg. Das war von 1921 bis 1925.

Bereits in dieser Zeit machte ich – gemeinsam mit dem einzigen weiteren jüdischen Jungen in einer Klasse von 40 Schülern – fast täglich diskriminierende Erfahrungen: So wurden auf dem Schulhof Spottlieder auf uns gesungen oder uns wurde «Jude Itzig» hinterher gerufen. Zuweilen wurden wir auf dem Schulweg auch mit Steinen beworfen.

Eines Tages nahm ich all meinen Mut zusammen und beschwerte mich bei mei-

nem damaligen Klassenlehrer Herrn Richter. Dieser Lehrer stellte sich dann in einer der nächsten Stunden vor die ganze Klasse und sagte einen Satz, der mir noch heute im Ohr ist: «Liebe Kinder – auch die Juden sind gute und treue deutsche Staatsbürger!»

Dass dies überhaupt gesagt werden musste, wirft natürlich ein Licht bereits auf jene Jahre lange vor 1933.

Von 1925 bis zum Juni 1933 besuchte ich dann das Schiller-Realgymnasium. Hier war ich fast immer der einzige Jude in der Klasse. Sowohl unter Mitschülern als auch unter den Lehrern gab es viele Mitglieder deutschnationaler und antisemitischer Organisationen. So kam es auch dort fast alltäglich zu antisemitischen Bekundungen.

Mein Ordinarius – oder Klassenlehrer, wie man heute sagt – war in den ersten Jahren der spätere Nazi-Stadtschulrat Dr. Meinshausen².

Meinshausen unterrichtete unter anderem auch Geschichte bei uns, und obwohl er sich zum Beispiel im persönlichen Umgang mit mir immer korrekt verhielt, predigte er doch von Anfang an gegen das «System» der Weimarer Republik und gründete auch gleichzeitig eine Nazi-Zelle von Schülern an der Schule.

Ein ganz grosses Problem jedes demokratischen Systems: Wie lange dürfen Menschen geduldet werden, die sich offen gegen die Demokratie stellen? Wo hört Kritik auf, und wo fängt Zerstörung an? Diese Frage hat mich, Tier ich selbst als Lehrer später Geschichte zu meinem Hauptfach wählte, mein ganzes Leben beschäftigt.

Trotz allem hatte ich in meiner eigenen Klasse keine schlechte Position unter den Mitschülern. Ich war, das darf ich heute als alter Mann sagen, ein guter Schüler und galt als kameradschaftlich. Ich verleugnete mein Judentum nie, und das nötigte wohl auch einen gewissen Respekt ab. Dabei half mir sicher in erster Linie meine Mitgliedschaft in einer jüdischen Jugendorganisation mit ihren ausgezeichneten Jugendführern, in die ich bereits im Alter von 9 Jahren eingetreten war. Auch die zwei Nachmittage in der Religionsschule halfen mir sehr.

So schrieb mir zum Beispiel mein Mitschüler Stoll noch in die Emigration nach Holland im Sommer 1933, dass er mich achten würde, weil auch ich ein national denkender Mensch, ein Zionist, sei.

Es gab aber mehrheitlich doch auch andere Erfahrungen, die sich zuspitzten, je mehr Schüler in die HJ eintraten. Einer dieser Jungen, mein Mitschüler Stöcker, mit dem ich jahrelang Schulaufgaben gemeinsam gemacht hatte, erklärte mir bereits 1931 in bösem Ton: «Ich komme zu keinem Juden mehr!» Er grüßte von da ab nicht einmal mehr. Solche Erfahrungen nahmen zu, auch ausserhalb der Schule, zum Beispiel im Wohnhaus, wo ebenfalls ein Freund jeden Kontakt abbrach.

Dann kam der 30. Januar 1933: Als ich am Morgen zur Schule fuhr, sah ich am

Zeitungskiosk am S-Bahnhof Charlottenburg die Schlagzeile «Hitler wird Reichskanzler» – und erschrak tief. Ich denke, ich ahnte damals als Jugendlicher weit mehr als meine Eltern, was dies bedeutete. Meine Eltern gehörten zu jenen, die anfänglich noch meinten, dass der «Spuk» doch wohl bald vorüber sei. Aus der Schule erinnere ich nichts mehr von diesem Tag. Ich weiss nur noch, wie wir, als wir am Nachmittag in unserer jüdischen Pfadfinder-Kluft zum Treffen gehen wollten, dazu angehalten wurden, unsere Kluft unter einem Mantel zu verstecken, da es schon zu Verhaftungen gekommen sei. Das war eine ungeheuer elektrifizierte Stimmung an jenem Nachmittag, an dem zur gleichen Zeit die grossen Aufmärsche durch das Brandenburger Tor vorbereitet wurden. Ich weiss noch, wie meine jugendliche Kameradin Ruth Wolfsberg an jenem Nachmittag traurig zu mir sagte: «Wer weiss, ob wir in unserer Gruppe noch gemeinsam auf Fahrt werden gehen können...»

In der ersten Zeit nach der Machtergreifung erschütterte mich ein Erlebnis besonders, das einen Lehrer betrifft – und zwar den von mir sehr geschätzten Dr. Meyer, meinen Lateinlehrer. Dieser Dr. Meyer war bekannt als aufrechter Republikaner. Er hatte mir und meiner Mutter noch in den Oberklassen der Schule geholfen, eine Beihilfe der Stadt Berlin für begabte, aber finanziell minderbemittelte Schüler zu erhalten. Er sagte damals zu meiner Mutter jenen Satz, der sie so erfreut hatte: «Frau Schwersenz, unsere Republik kennt keinen Unterschied zwischen Juden und Christen!»

1932 ging Dr. Meyer für ein Jahr nach Japan. Als er nach seiner Heimkehr 1933 das erste Mal wieder vor der Klasse stand, hob er als erstes die Hand zum Hitlergruss und sagte wörtlich – ich werde das nie vergessen: «Danken wir Gott, liebe Schüler, dass er uns solch einen Führer geschickt hat!»

Das war Ostern 1933 – ich war zutiefst erschüttert, wie schnell ein Mensch umfallen kann. Wir haben bis zu meinem Schulabgang, der ja bald darauf erfolgte, kein persönliches Wort mehr gesprochen. Aber bis heute beschäftigt mich die Frage: Hat er es getan, weil er seinen Posten retten wollte – oder hat er wirklich daran geglaubt? Oder ist gar beides möglich? Ich weiss es nicht... Er ist immerhin weggegangen in einem schlimmen Jahr der Arbeitslosigkeit, des Chaos, der Unordnung, der fast lächerlich gewordenen Republik – und ist wiedergekommen in einem ganz anderen Zustand: Keine Arbeitslosen mehr auf den Strassen, keine Bettler mehr, ein geeintes Reich – das ist so gefährlich, so hat es doch von aussen erst mal ausgesehen. Das mag ungeheuer beeindruckend gewesen sein. Im April 1933 kam es zu einem schlimmen Ereignis, das unmittelbar auch mich betraf: Ein Freund aus meiner Jugendgruppe, Jakob Ehrenfreund, hatte in seiner Erregung vor einem SA-Lokal die Nazi-Fahne heruntergerissen und in den

Strassendreck getreten. Er ist gefasst worden, wurde entsetzlich zusammengeschlagen und dann verhaftet. Er endete in einem Irrenhaus, in dem ich ihn noch besuchte – ein Junge in meinem Alter. Später kam er dann in ein KZ, wo sich seine Spur verlor³.

Dieses Ereignis hatte zur Folge, dass die Nervosität in meinem Elternhaus ausserordentlich gross war, weil man befürchtete, dass man nun auch zu mir kommen könne, um mich als seinen Freund abzuholen. In der gemeinsamen Jugendgruppe hatte ich zu der Zeit eine «Grosse Fahrt», wie wir das damals nannten, vorbereitet, die in den Sommerferien nach Holland führen sollte.

In Holland erreichte mich dann ein Telegramm meiner Mutter, dessen Text lediglich lautete: «Nicht zurückkommen!» Ich konnte mir denken, was dies bedeutete. Später erfuhr ich dann, dass tatsächlich eine Hausdurchsuchung auf den Spuren von Jakob Ehrenfreund stattgefunden hatte. Dabei war aber nichts herausgekommen, denn ich hatte natürlich sofort nach der Machtergreifung die Schriften, die sich zum Beispiel mit dem Sozialismus beschäftigten, über den wir in unserem Jugendbund auch gesprochen hatten, sämtlichst weggebracht.

Trotzdem nahm ich die Nachricht meiner Mutter ernst und beschloss, aus den Sommerferien nicht nach Haus zu kommen, sondern in Holland zu bleiben.

Als meine Mutter nach den Schulferien dies meinem damaligen Klassenlehrer in der Oberstufe, Studienrat Dr. Roland Sprague, mitteilte, reagierte dieser auch vorher immer gute und feine Pädagoge mit den Worten: «Ich bedaure sehr den Entschluss Ihres Jungen.»

Er hielt es für grundfalsch, die Schule so kurz vor dem Abitur zu verlassen und bat meine Mutter inständig, mich doch wieder zurückzuholen und in seine Klasse zu schicken. Er würde persönlich dafür sorgen, dass mir während der Zeit auf der Schule nichts geschehen würde. Dies war ohne Frage ehrlich von ihm gemeint.

Viele Jahre später, als ich wieder in Deutschland war und wir Juden schon den Judenstern tragen mussten⁴, da war er immer noch einer der wenigen, die sich als Nichtjuden mit mir auch auf der Strasse offen unterhielten. Und noch einmal später, als ich mit Freunden schon in der Illegalität lebte und wir auf der Suche nach Quartiergebern waren, also Menschen, die bereit waren, uns zu verstecken, da wandte ich mich noch einmal an ihn. Er lehnte dann aber ab, indem er zu mir sagte: «Lieber Schwersenz, ich würde Ihnen gern helfen. Ich glaube aber, ich habe nicht das Recht, das Leben meiner Frau aufs Spiel zu setzen.» Was wir natürlich akzeptierten. Ein ganz feiner Mann war das!

Ich blieb in Holland für zwei Jahre von 1933 bis 1935. Meine Jugendgruppe,

die ja alle jünger waren als ich, schickte ich mit der zweiten Leiterin, Ruth Wolfsberg, zurück nach Berlin. Mit mir blieb lediglich der jüngere Bruder von Jakob Ehrenfreund, Max, der dann in Holland eine Malerlehre begann. Ich selbst lernte im Gemüse-Anbau, alles natürlich in Vorbereitung auf die erhoffte Auswanderung nach Palästina.

1935 schrieb mir die Bundesleitung der «Zionistischen Vereinigung in Deutschland», dass für mich ein Einwanderungszertifikat für Palästina vorläge, das jedoch zur Bedingung hätte, dass ich noch ein Jahr in Deutschland leben und arbeiten müsste. Ich hatte grosse Furcht davor, nach Deutschland zurückzugehen, aber die Bundesleitung bestand auf der Bedingung. Und ich wollte natürlich das Zertifikat. Ausserdem war mir eine Arbeit in der Jugendhilfe angeboten worden, die ich schon gern tun wollte. Ich fuhr also mit grosser Furcht im Zug zurück nach Deutschland.

Als ich mich in Berlin bei Dr. Benno Cohn⁵, dem Vorsitzenden der «Zionistischen Vereinigung», in seinem Büro in der Meinekestrasse 10 meldete, sagte er: «Ich muss Ihnen die Mitteilung machen, dass gerade ein neues Gesetz⁶ herausgekommen ist, nach dem jüdische Rückwanderer verhaftet und in ‚Schulungslager‘ verbracht werden können.» Das sagte der einfach so zu mir!!

Er versuchte mich zwar sofort zu beruhigen und meinte: «Sollte Ihnen dies zustossen, dann holen wir Sie wieder raus. Das wird gehen, weil Sie doch für die Einwanderungsarbeit nach Palästina vorgesehen sind.» Trotzdem versteckte ich mich erst einmal vier Wochen, was sicher sehr vernünftig war, denn als ich nach einem Monat wieder vor Dr. Cohn stand, sagte der zuversichtlich: «Sie sind durch die Maschen der Bürokratie gerutscht.»

Ich wurde dann sofort nach Köln geschickt, um dort den Aufbau und die Leitung eines Heimes für die Jugend-Alijah zu übernehmen.

Mit dem Wort «Jugend-Alijah» wurde die organisierte Auswanderung jüdischer Jugendlicher nach Palästina in den 30er Jahren aus Deutschland bezeichnet. Zu diesem Zweck wurden besondere Vorbereitungsstätten und Schulen geschaffen. In unserem Kölner Heim erlernten 40 Jungen und Mädchen ein Handwerk und wurden die andere Hälfte des Tages unterrichtet. Nebenbei studierte ich an der jüdischen Religionslehrer-Akademie. Nach Auflösung des Jugendheimes in Köln und meinem dortigen Studienabschluss als Religionslehrer und Prediger ging ich Anfang 1937 als Lehrer nach Herrlingen bei Ulm an das jüdische Landschulheim (Oberrealschule) – dies war eine paradisische Stätte in jener wirren Zeit^{6a}.

Weil ich doch aber gern noch ein richtiges Lehrereexamen machen wollte, ent-

schloss ich mich, auch auf den Rat des pädagogischen Leiters in Herrlingen, Hugo Rosenthal, hin, in einem Jahr am Berliner Jüdischen Gymnasium das Abitur zu machen. Da war ich 22 Jahre alt. Anschliessend besuchte ich bis zum Abschluss 1939, also nach der entsetzlichen Reichspogromnacht vom November 1938, wo natürlich jeder Unterricht ausgefallen war, die Jüdische Lehrerbildungsanstalt in Berlin.

Am Morgen nach jener schrecklichen Nacht im November 1938 lief ich von der Lehrerbildungsanstalt in die Kantstrasse, wo die Büros der «Reichsvertretung der Juden in Deutschland» waren – einschliesslich der Schulabteilung. Ich war eigentlich gekommen, um mich mit der Leiterin der Schulabteilung, Frau Paula Fürst⁷, zu unterhalten, was nun werden sollte, aber dann standen wir nur schweigend in ihrem Büro, und sie zeigte sprachlos mit der Hand hinaus aus ihrem Fenster, hin zu den noch immer brennenden Mauern der Synagoge in der Fasanenstrasse. Wir standen da und sprachen kein Wort... so war das...

Ich eilte von da aus zu mir nach Hause, Holsteiner Ufer 17. Als ich gerade um die Ecke zu meiner Strasse biegen wollte, hielt mich der Sohn des Reformrabbiners Rosenthal am Ärmel fest und sagte: «Geh' jetzt bloss nicht nach Hause, vor eurer Tür steht der Lastwagen der Gestapo!» Er zeigte mir den Lastwagen aus der Entfernung, und ich beschloss, zu einem entfernten Verwandten zu gehen, um mich dort erst einmal zu verstecken. Das war der Schwerbehinderte Julius Fleischmann, der im Rollstuhl sass und wo ich dachte, bei ihm suchen sie zuletzt.

Und nach 3 Tagen war der Spuk ja auch wieder vorbei, auf den Strassen beruhigte es sich, und ich verliess wieder das Versteck. Alle jüdischen Schulen öffneten wieder, es mussten sogar neue eröffnet werden, weil noch viele Schüler von anderen Schulen, von denen sie verwiesen waren, hinzukamen⁸. Ich arbeitete zu der Zeit in der Leitung der Jüdischen Jugendhilfe, wo noch einmal alles richtig aufblühte: Wir hatten 30-40 Vorbereitungslager für Palästina in der Zeit nach 1938 in Deutschland. 1940 war in diesem Sinne das «Blütejahr», der Höhepunkt der jüdischen Kulturarbeit in Deutschland. Ist das nicht unglaublich – 1940 – zweites Kriegsjahr! Was hatten wir für hervorragende Schulen⁹, für Ausbildungslager¹⁰, für Jugendbünde zu dieser Zeit! Der Berliner Rabbiner Leo Baeck¹¹ prägte damals das später umstrittene, aber dennoch berühmt gewordene Wort vom «Aufbau im Abbau».

Ob das richtig war, ist, wie gesagt, bei uns höchst umstritten. So kritisiert zum Beispiel Hannah Arendt¹² diese Haltung, indem sie sagt: «Nein, man hätte alles, alles tun müssen, um die Menschen aus Deutschland herauszubekommen!» Aber haben wir das nicht getan? War wirklich – nach damaligem Erkenntnisstand – mehr möglich? Ich denke, wir haben alles getan, um die Menschen zu stärken, um ihnen Mut zu machen...

Nach meiner Abschlussprüfung als jüdischer Volksschullehrer ging ich im Mai 1939 zunächst als Lehrer an die Jugend-Alijah-Schule (kurz: Jual-Schule), die bis 1938 im Hauptgebäude der Jüdischen Gemeinde in der Oranienburger Strasse untergebracht war.

Die Klassen waren nicht nach Alter, sondern nach dem Gesichtspunkt der Vorbereitung der Schüler gruppiert. In den obersten Klassen war bereits Hebräisch die Unterrichtssprache. Die Schule war vom Geist der Jugendbewegung geprägt, das Lehrer-Schüler-Verhältnis ein völlig kameradschaftliches. Der Unterricht fand im Halbrund an Tischen statt, also ohne Schulbänke.

Nach der sogenannten «Kristallnacht» im November 1938 war die Schule zunächst monatelang geschlossen. Die Wiedereröffnung, jetzt im Mai 1939, stellte die Schule vor gesteigerte Ansprüche: Nach dem Schulverbot für jüdische Schüler an deutschen Schulen (vgl. Anm. 8), drängten nun viele neue Jugendliche nach. So tat sich dann die «Jüdische Jugendhilfe» mit der Berliner Jüdischen Gemeinde zusammen und eröffnete zwei Jugend-Alijah-Schulen. Die Gemeinde machte die erforderlichen Räume verfügbar und kam für die Lehrergehälter auf.

Der Schulbetrieb fand zunächst in zwei Häusern statt mit 15 Lehrern und 280 Schülern (für den Westen im Gebäude des Adass-Jisroel-Realgymnasiums am Siegmundshof 11 und für den Osten im Gebäude der 6. Volksschule der Jüdischen Gemeinde in der Choriner Str. 74). Nach Kriegsausbruch gab es eine Phase, in der durch Auswanderungen die Schülerzahl vorübergehend gesunken war, so dass wir in ein Haus in der Choriner Strasse zusammenzogen. Die «Jüdische Jugendhilfe» übertrug mir die Leitung dieses Hauses mit 11 Lehrern und 160 Schülern.

Um einen Begriff vom Umfang der Ausbildung zu geben, derer die Zöglinge der Jual-Schule teilhaftig wurden, lese ich hier den Lehrplan vor, wie er für die zwei Kriegsjahre, bis zur Schliessung der Schule, gültig blieb:

1. Jüdische Fächer:

Hebräisch (Sprachunterricht) 5 Wochenstunden

Lehrer: Hilde-Laubhardt-Rosenthal, Eli Heimann

Bibel 4 Wochenstunden

Lehrer: Jizchak Schwersenz

Jüdische Geschichte 2 Wochenstunden

Lehrer: Rektor Wolff

Zionistische Geschichte 3 Wochenstunden

Lehrer: Schwersenz

Palästinakunde 2 Wochenstunden

Lehrer: Schwersenz

2. *Allgemeine Fächer:*

- Erdkunde 2 Wochenstunden
- Naturkunde, Physik, Chemie 4 Wochenstunden
- Lehrer: Studienrat Neufeldt
- Allgemeine Literaturgeschichte 2 Wochenstunden
- Lehrerin: Hilde Laubhardt-Rosenthal
- Gegenwartskunde (Geschichte der Umwelt)
2 Wochenstunden
- Lehrer: Schwersenz
- Musik und Gesang 2 Wochenstunden
- Lehrer: Kurt Messerschmidt
- Sport und Werkunterricht 3 Wochenstunden
- Lehrer: Rudi Sonnenfeld

In freiwilligen Arbeitsgemeinschaften konnten die Schüler zusätzlich Unterricht im Englischen sowie in Psychologie und Astronomie erhalten. Unsere Schüler entstammten anfangs überwiegend den Schulentlassenen der Altersgruppen von 14 bis 16 Jahren. Ab Ostern 1940 trat erneut an uns die Verpflichtung heran, weitere Ausbildungsmöglichkeiten zu schaffen, da uns 80 Schulkinder anvertraut wurden, die zwar noch die Volksschule besuchten, sich aber zur Jugend-Alijah gemeldet hatten. Ihnen gaben wir in der sogenannten «Nachmittagsgruppe» an zwei Nachmittagen der Woche Stunden in Palästinakunde und zionistischer Geschichte, liessen die Kinder aber auch an den wöchentlichen Schabbath-Feiern teilnehmen. Als 1942 mit dem Verbot der jüdischen Schulen¹³ auch unsere Einrichtung aufzulösen war, blieben nur noch diejenigen Jugendlichen vor einer Rückweisung in ihre Elternhäuser und somit Deportation bewahrt¹⁴, die bereits in Hachscharah-Kibuzzim eingeordnet waren. Dies waren landwirtschaftliche Ausbildungsstätten zur Vorbereitung auf Palästina, die von den Nazis zunehmend zur Zwangsarbeit in der Industrie, beim Strassenbau usw. verpflichtet wurden.

Mit der Schliessung der Berliner Jual-Schule war auch meine Lehrtätigkeit beendet. Ich hatte fortan Dienst als Küchenhelfer in der jüdischen Volksküche zu tun. Lediglich für eine kleine Schulgruppe, die als einzige noch bestehen durfte, weil sie unentgeltliche Gartenarbeiten (Gemüsebau und Bienenzucht) machte in einem grossen, von der SS beschlagnahmten Villen-Grundstück in Wannsee, das dem Justizrat Oppenheimer gehört hatte, durfte ich noch bis zur Auflösung im August 1942 die pädagogische Betreuung übernehmen.

Der Gedanke an ein Untertauchen in Nazi-Deutschland, um so der Deportation zu entgehen, kam mir erstmalig im Winter 1941. Im Oktober hatten die Juden-

abtransporte aus Berlin begonnen (vgl. Anm. 14). Dass sie in den Tod führen würden, ahnten wir trotz aller schlimmen Erfahrungen nicht, zumal diese Transporte von den Nazis in Form einer «geregelten Umsiedlung» nach dem Osten organisiert wurden. Erst gegen Jahresende 1942 erreichten uns die ersten Gerüchte, die dann im Juli 1943 durch direkte Nachrichten, die uns aus den Vernichtungslagern zugespielt wurden, zur Gewissheit wurden. Es begannen jetzt auch aus ausländischen Sendern Nachrichten über die Massenvernichtung von Juden und anderen Bevölkerungsgruppen in Polen durchzusickern.

Du weisst ja, dass das Abhören ausländischer Sender im Krieg bei hohen Strafen verboten war für alle Deutschen, für uns Juden war dies umso schwerer, da wir bereits 1939 alle Radioapparate hatten abgeben müssen. Im Sommer 1942 begann ich selbst an «Untertauchen» zu denken. Dazu bewog mich besonders das schockierende Erlebnis des Abtransportes meines Vaters, der im Juli 1942 die Aufforderung erhielt, sich im Sammellager in der Synagoge Levetzowstrasse einzufinden. Ich suchte ihn zu überreden, in den Untergrund zu gehen, anstatt sich fortschleppen zu lassen, doch der Vater wies solche Gedanken weit von sich. In seinem Weltbild war kein Raum für die Vorstellung, dass das «Deutsche Vaterland», für das er sein Leben eingesetzt hatte, ihm dies Leben nun nehmen wolle. Solche Haltung war unter den Juden Deutschlands weit verbreitet.

Der Gedanke an ein Dasein in der Illegalität mit den dazu erforderlichen gefälschten Papieren erschien mir als einem zu preussischer Korrektheit erzogenem Juden Deutschlands zunächst selbst unmöglich.

Aber meine Kameradin Edith Wolff¹⁵, die in der Kulturabteilung der «Jüdischen Jugendhilfe» tätig gewesen war, hatte bereits einige Zeit zuvor Pläne gemacht, wie man sich der Deportation entziehen und im Versteck das Ende des «Dritten Reiches» abwarten könne.

Ich will dir hier vor allem von zwei Dingen berichten: Wie wir auch im Untergrund unsere Jugendarbeit weiterführten und wie hilfreich uns dabei einzelne, nicht jüdische Menschen waren.

Die Jugendlichen, die nach und nach zu uns stiessen, waren vor allem solche, die sich kurz vor der drohenden Deportation von der Familie getrennt und versteckt hatten, zuweilen auch solche, die erst von Deportationszügen hatten abspringen und flüchten können. Natürlicherweise vermehrte sich mit der Verschärfung der Judenverfolgung die Schar der Illegalen. Von etwa vierzig jungen Menschen, die in der Folgezeit durch unseren illegalen Kreis hindurchgingen, gehörten jedoch nur elf vom Anfang bis zum Ende unserer Gruppe an. Für uns alle kam es nun darauf an, unser Untergrunddasein so zu organisieren, dass wir uns nicht nur physisch durchbringen, sondern in der Illegalität weiter gemein-

sam arbeiten konnten. Zunächst hatten wir jedem, der untertauchte, die äusseren Erfordernisse illegaler Existenz zu sichern. Dabei stand die Sorge um Unterkunft an erster Stelle. Wer versteckt leben wollte, brauchte einen sicheren Ruheplatz. Wohnungen von Juden kamen dafür nicht mehr in Betracht. Denn waren die Wohnungsinhaber mit ihren Familien erst einmal deportiert, versiegelte die Polizei die Türen. Es gehörte Tollkühnheit dazu, wenn Poldi und Zwi, seit der Verschleppung ihrer Eltern auf der Flucht vor der Gestapo, dennoch wochenlang nächtlich zur elterlichen Wohnung zurückschlichen – und Glück, nicht gefasst zu werden. Da sie noch keine andere Bleibe hatten, wiederholten sie Nacht für Nacht das lebensgefährliche Abenteuer, zu später Stunde behutsam die Siegel von der Wohnungstür abzulösen, unter Meidung jeden Geräusches und im Dunkeln zu übernachten, frühmorgens dann die Marken genau an ihren Platz auf die Wohnungstür zurückzuheften und sich unbemerkt davonzumachen!

Nächst der Quartier-Beschaffung ging die Sorge um die Verpflegung (Mahlzeiten oder Lebensmittel), die Beschaffung von Personalausweisen zur Legitimierung nach aussen und um genügende Geldmittel.

Ohne eine ausreichende Anzahl von Helfern, die bei all diesen riskanten und schwierigen Vorhaben Unterstützung gewährten, war es undenkbar, all das zu besorgen. Wir konnten, um ganz sicherzugehen, solche Hilfe eigentlich nur bei Nichtjuden suchen. Doch stand uns wenigstens anfangs auch der Weg zu gewissen Adressen von «Halbjuden» und von Juden, die in Mischehe lebten, offen.

Der fatale Schwund zuverlässiger Verstecke trieb uns nachher nicht selten dazu, es darauf ankommen zu lassen, beim Klopfen an eine Tür abgewiesen zu werden. Wir hatten gelernt, auch mit Nachtlagern auf Dachböden zufrieden zu sein. Das wurde uns bei der zunehmenden Angst der Bevölkerung vor den Folgen von Hilfsleistungen noch am ehesten gestattet. Denn bei eventueller Entdeckung auf solchen, meist unverschlossenen Böden liess sich immer behaupten, man sei ohne Wissen der Hausbewohner hinaufgeschlichen. Glückte aber einem von uns – was nun immer häufiger geschah – bis in den späten Abend nicht, einen Schlafplatz zu entdecken, blieb nichts anderes übrig, als eine «Strassen-Nacht» zu planen, d.h. danach zu trachten, wie man schlaflos, aber auch gefahrlos die Nacht im Freien zubrächte. In Sommernächten gelang das noch relativ leicht, sogar mehreren von uns gemeinsam.

Grimmig wurde die Situation bei Schneefall, Frost und eisigem Winde. Scheusslich war es, sich in menschenleeren Strassen stundenlang auf den Füssen zu halten und die Schläge der Kirchturm-Uhren zu zählen. Am schwersten erträglich erschienen uns immer die vier Stunden zwischen 1Uhr und 5 Uhr morgens, die Zeit ohne alle Verkehrsmittel zwischen dem letzten Stadtbahn-Zug

und der frühesten Untergrundbahn-Verbindung. Zu unserem Glück unterhielt die Berliner Strassenbahn in den Kriegsjahren einige sogenannte «Nachtlinien», die in einstündigen Abständen bis in den Morgen von einem Stadtende zum anderen verkehrten. Damals arbeiteten Munitions- und andere kriegswichtige Betriebe in drei Schichten zu jeweils acht Stunden, also auch die Nacht hindurch. Die Arbeiter solcher Betriebe waren dementsprechend des Nachts vom und zum Schichtwechsel zu befördern. Die dauernden Bewegungen von Nachtarbeiter-Kolonnen verhinderten das Auffallen von uns illegalen Nachtwandlern. Da das jedoch nur für ganz bestimmte Stadtviertel zutraf, mussten wir sehr genau Bescheid wissen, wo wir uns sehen lassen durften. Manches, was wir einst zu harmlosesten Zwecken als Pfadfinder gelernt hatten, wurde uns nun nützlich. Von besonderem Wert für Inhalt wie Form der Arbeitszusammenkünfte unseres illegalen «Chug Chaluzi» (Pionier-Gruppe) erwies sich unsere bündische Tradition vergangener «normaler» Jahre.

Der Bund hatte in der Jugendbewegung nie einen Selbstzweck gesehen, sondern eine Vorbereitung auf das Leben. Diese Erziehung bewährte sich nun im Untergrund-Dasein der Jugendlichen. Selbst wenn man jedoch sagen könnte, wir hätten damals in längst vertrautem Rahmen, mit gleichem Programm und gleichen Formen die «gewohnte Arbeit» des Bundes fortgesetzt – unter welch schweren Bedingungen hatte das nun zu geschehen. Für jede Woche war das Aktionsprogramm im Voraus bis ins kleinste genau festzulegen, wobei neben das Lernpensum, einschliesslich pfadfinderischer Übungen als Erfordernis der prekären Lebenslage jedes Einzelnen von uns, eine detaillierte Planung der Quartiere und Regelung der physischen Versorgung zu treten hatte. Die Zusammenkünfte waren zu fest verabredeten Zeiten an vorausbestimmten Plätzen abzuhalten, denn nur durch präzise Festlegung im Vorhinein bot sich dem Gruppenmitglied die Gewähr, den Anschluss an die nächste Veranstaltung zu finden, falls er irgendwann einmal zu einem Treffen nicht erscheinen konnte. Pünktliche Teilnahme an diesen Gruppen-Begegnungen wurde schon deshalb jedem zur Pflicht gemacht, weil Ausbleiben ohne Nachricht über seine Ursache uns ja zu Nachforschungen veranlassen musste, die unter den gegebenen Verhältnissen immer riskant blieben. Es hat aber nie jemand ohne guten Grund eine Zusammenkunft versäumt, die doch für jeden Teilnehmer die Erholung von der Isoliertheit und Ermutigung angesichts eines immer ungewissen Morgens bedeutete.

Die zunehmende Intensität der Luftangriffe auf Berlin und die Verkehrsunterbrechungen durch Fliegeralarme erschwerten unsere Verabredungen. So machten wir miteinander aus, dass bei eventuellem Zusammenfallen eines Alarms mit einem unserer Verabredungstermine automatisch unser Treffen eine Stunde

nach der Entwarnung am vorbestimmten Orte stattfinden sollte. Trotzdem wurde auch das Leben in der Illegalität mit der Zeit immer schwieriger. Immer wieder wurden Jugendliche von der Gestapo ergriffen und der Deportation zugeführt.

Besonders schrecklich erging es dabei dem vorhin schon erwähnten Poldi. Die Frau, die Poldi zuletzt Unterschlupf gewährt hatte, berichtete mir nachher die Einzelheiten: Die Gestapo habe sich bereits am Tage davor bei ihr nach einem von Nachbarn beobachteten jüdischen Flüchtling erkundigt, dann an dem Schicksalsabend darauf bestanden, in ihrer Wohnung auf ihn zu warten. Beim Öffnen der Wohnungstür packten sie den Jungen. Der Fünfzehnjährige wehrte sich so wild, dass er in dem Handgemenge einen der Gestapoleute schwer verletzte, bevor sie ihn niederschlagen und fortschleppen konnten. Man transportierte den übel Zugerichteten zunächst in das Juden-Sammellager in der Grossen Hamburger Strasse, dann aber unter Bewachung in ein Lazarett. Nach Ausheilung seiner Wunden in das Sammellager zurückgeschafft, setzte man ihn dort wochenlangen Verhören aus. Denn die Gestapo wusste zu diesem Zeitpunkt bereits von der Existenz unserer illegalen Gruppe und wollte den Jungen durch Folterung zwingen, unsere Verstecke, Treffpunkte, Mitglieder und Helfer preiszugeben. Als nichts aus ihm herauszubringen war, deportierte man ihn. In sinnloser Hoffnung, dem Jungen irgendwie helfen zu können, strich ich oft um das Haus, dessen Scheinwerferbestrahlung jeden Fluchtversuch der Insassen aussichtslos machte. Ein als Aufseher im Sammellager verpflichteter «Mischling» berichtete uns von dem heldenhaften Durchhalten des Jungen. Durch diesen Mittelsmann erreichte mich nach einiger Zeit Poldis letzter, handschriftlicher Gruss, datiert vom 21. Oktober 1943, mit den wenigen Zeilen «Ich habe mich gewehrt und geschwiegen. Sucht keinen Platz mehr auf, den Hallermann¹⁶ kennt! Macht Euch um mich keine Sorgen... wir werden uns, so Gott will, wiedersehen. Dir, mein Lieber, danke ich für alles, was Du mir gegeben hast.» So ging er von uns, ohne, allen Quälereien zum Trotz, über uns etwas ausgesagt zu haben. Er ging ohne Klage und gab uns die letzte Warnung noch, die wir auch beherzigten.

Zwei nicht jüdische Lehrerinnen möchte ich noch besonders erwähnen, die uns in der Zeit der Illegalität besonders halfen: Es war einmal Elisabeth Abegg¹⁷, die für ihr Verhalten später in Israel noch geehrt worden ist. Und dann die evangelische Theologin Berta Gerhardt¹⁸, die bereits 1933 ihr Amt als Direktorin eines Berliner Mädchen-Gymnasiums aus Widerwillen gegen das Nazi-Regime niedergelegt hatte.

Einem Chawer (Kameraden) half Frau Gerhardt aus schier auswegloser Notlage. Einer der Jungen, die zu unserem späteren Zuwachs gehörten, bestellte mich eines Tages zu einer dringenden Besprechung in den Untergrundbahnhof am Hausvogteiplatz. Dort eröffnete er mir, dass das Mädchen, mit dem er seit

gemeinsamer Jugend-Alijah-Schulzeit befreundet und nun zwangsläufig in illegaler Ehe lebe, ein Kind erwarte. Sie wüssten sich keinen Rat, wie und wo die junge Frau das Kind zur Welt bringen könne. Ich verständigte Frau Gerhardt, die sofort den Jungen zu sich einlud und dann, mit Unterstützung eingeweihter vertrauenswürdiger Ärzte, alle praktischen Vorkehrungen für das Mädchen traf. Der so in der Illegalität im Hitlerreich geborene Sohn im Untergrund verbundener Eltern lebt heute mit ihnen als freier Bürger in Israel.

Auch mich beherbergte Frau Gerhardt über Wochen, als ich krank geworden war. Meinen zwangsläufigen Abschied aus Heim und Schutz der Frau Gerhardt brachte ein regnerischer, kalter Novembertag von 1943. Gestapo-Beamte erschienen bei ihr in meiner Abwesenheit und suchten sie nach mir auszufragen. Die Geistesgegenwart und der entschiedene Mut, mit denen sie den Beamten begegnete, veranlasste die ungemütlichen Gäste zwar zum Fortgehen, doch fand die Frau, es sei nun doch nicht mehr ratsam für mich, bei ihr länger zu verbleiben.

Heute weiss ich, dass der für mich so bestürzende Abschied von Frau Gerhardt zu meinem Guten gewesen ist, weil er in jener Nacht den Entschluss reifen liess, die Flucht über die deutsche Grenze zu versuchen.

Die abenteuerliche Flucht in die Schweiz gelang erst im Februar 1944. Nach dem Krieg blieb ich zunächst noch einige Jahre in der Schweiz, weil ich dort die Möglichkeit zu einem gründlichen Universitätsstudium erhielt. Von 1953 bis zu meiner Pensionierung 1980 mit 65 Jahren arbeitete ich als Gymnasiallehrer in Haifa. Auch heute bin ich an dieser Schule noch teilweise tätig. Besonders freue ich mich über viele intensive Kontakte zu damaligen und jüngeren Schülern in aller Welt.

Fritz Hirsch (Melbourne)

Als nichtjüdischer Lehrer und Erzieher in einem jüdischen Jugendwohnheim für schwererziehbare Jugendliche



Fritz und Charlotte Hirsch bei einem Wiedersehen in Holland 1981.

Mit Tochter Sonja in Wolzig im Frühjahr 1933.

- | | |
|-----------|--|
| 1903 | Geboren in Bromberg/Westpreussen |
| 1909-1912 | Grundschule |
| 1912-1917 | Volksschule in Berlin |
| 1917-1921 | Lehre als Tischler mit Gesellenprüfung in Berlin |
| 1921-1928 | Mit zwei weiteren Tischlergesellen auf Wanderschaft |
| 1928 | Praktikum als Erzieher im Landes-Aufnahmeheim für Jugendliche in Heiligenstedten bei Itzehoe |
| 1928-1930 | Leiter eines städtischen Tagesheimes für erwerbslose Jugendliche in Berlin-Kreuzberg; gleichzeitig Abendstudium der Wohlfahrtspflege an der staatlichen Wohlfahrtsschule des Sozialpolitischen Seminars der Deutschen Hochschule für Politik, Schinkelplatz 6, in Berlin |
| 1930 | Staatliche Abschlussprüfung als Wohlfahrtspfleger (Hauptfach: Jugendwohlfahrtspflege) sowie als Schwimmlehrer an der Deutschen Turnschule für Leibesübungen |

- 1930-1933 Sportlehrer und Erzieher am jüdischen Jugendwohnheim für erziehungsschwierige schulentlassene männliche Jugendliche in Wolzig bei Königswusterhausen/Brandenburg-Ost
- 1933-1934 Nach viermonatiger Haft (Juni bis September 1933) zunächst Gestapo-Hauptquartier, Prinz-Albrecht-Strasse, dann im Gefängnis Spandau; von Oktober 1933-Dezember 1933 Betreuung der jüdischen Jugendlichen aus Wolzig im Jüdischen Krankenhaus in Berlin; von Dezember 1933 bis Februar 1934 Leitung eines handwerklichen Umschulungslehrgangs für Erwachsene der jüdischen Gemeinde in Berlin; im Februar Flucht nach Holland
- 1934-1941 Lehrer und Erzieher im Werkdorf für Jugendliche zur Palästina-Vorbereitungsarbeit in Wieringermeer/Holland
- 1941 -1944 Nach Einmarsch der deutschen Wehrmacht in Holland Einberufung als Soldat; Kontakte zum holländischen Widerstand; nach deren Aufdeckung 1944 Verurteilung zum Tode durch ein deutsches Kriegsgericht
- 1944-1945 Flucht und Versteck in Blaricum und Amsterdam/Holland bis Kriegsende
- 1949 Auswanderung nach Melbourne/Australien; in Melbourne tätig als Tischler bis zur Pensionierung im Jahre 1968 (mit 65 Jahren)
- 1978 Gemeinsame Ehrung mit seiner Frau Charlotte Hirsch als «Gerechte unter den Völkern» in der Jerusalemer Gedenkstätte Yad Vashem (die höchste Auszeichnung, die der israelische Staat an Nichtjuden verleiht)
- 1982 Gestorben in Melbourne/Australien

Charlotte Hirsch (Jg. 1907) berichtet¹:

«Mein Mann stammte aus einer Arbeiterfamilie mit neun Kindern: sechs Jungen und drei Mädels. Die leben heute alle nicht mehr. Der Vater meines Mannes war Tischler, ein politisch bewusster Arbeiter, der auch seine Kinder in diesem Sinne erzog. So war auch Fritz schon als Junge aktiv in der Arbeiter-Jugendbewegung, vor allem in sportlichen und politischen Arbeitsgruppen. Am 1. Mai gab's dann in Berlin immer die grossen Arbeiter-Aufmärsche – Fritz demonstrierte da immer mit seinen Kameraden aus der Arbeiter-Sportbewegung, alle in Turnerkleidung dann.

Ich habe meinen Mann auch auf einem Turnlehrgang kennengelernt. Und dann sind wir halt immer viel gemeinsam gewandert, vor allem in der Umgebung von

Berlin. Das war richtig jugendbewegt, mit Gitarre und jeder einen kleinen Rucksack, Pfingsten 1926 sind wir einmal gemeinsam im Thüringerwald gewandert: da war ich 18 Jahre alt, Fritz schon 23. Durch die gemeinsame Arbeit in der Arbeiter-Jugendbewegung haben wir uns schon früh auch für pädagogische Fragen interessiert. So hatte Fritz schon Kontakt zum Bund der entschiedenen Schulreformer (s. Anm. 10), bevor er selbst als Lehrer tätig war. Aber es war mehr dieses politische Bewusstsein, dass für eine neue Gesellschaft auch eine andere Erziehung notwendig wäre.

Als in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre das Buch und Theaterstück ‚Revolte im Erziehungshaus‘ von Peter Martin Lampel² herauskam, da haben wir von nichts anderem mehr gesprochen: Schluss mit diesen unmodernen, strengen Erziehungsheimen, wo es nur Strafen gibt! Es muss grundlegend reformiert werden!

Mein Mann arbeitete dann ab 1928 in Einrichtungen des Staates für arbeitslose Jugendliche und konnte dort bereits einen Teil unserer freiheitlichen Erziehungsvorstellungen verwirklichen. Nebenher besuchte er die Abendschule, um sich auch pädagogisch fortzubilden.

Der Kontakt zu jüdischen Kollegen und Freunden stellte sich eher zufällig her. Auch dass mein Mann die Stelle in Wolzig³ bekam, und wir dann im Juni 1930 gemeinsam dorthin gingen – im März desselben Jahres hatten wir gerade geheiratet –, hat sich eher so ergeben: Ein jüdischer Freund von uns hatte in diesem Jugendwohnheim, das ja gerade neu eröffnet worden war und nach modernster Art arbeiten sollte, bereits eine Stelle – und als nun noch dringend weitere aufgeschlossene und qualifizierte Pädagogen gesucht wurden, da schlug er dem Heimleiter meinen Mann vor. Der Wolziger Heimleiter besuchte daraufhin meinen Mann in seiner bisherigen Arbeitsstätte, einem städtischen Tagesheim für erwerbslose Jugendliche, und was er sah, machte wohl grossen Eindruck auf ihn. Vor dem jüdischen Komitee, das über die Einstellungen zu entscheiden hatte, sagte er: ‚Hirsch ist nicht jüdisch, aber der beste Mann, den Sie für die Arbeit bekommen können!‘ – Wir fuhren dann ein Wochenende selbst nach Wolzig und hatten spontan Kontakt zu den Jugendlichen. Hier wollten wir arbeiten.»

Fritz Hirsch berichtet⁴:

«... Das Erziehungsheim Wolzig war in Deutschland eines der wenigen fortschrittlichen Institute in der Fürsorgeerziehung. Die uns an vertrauten Jungen zwischen 14 und 21 Jahren kamen meistens aus bürgerlichem Hause. Sie hatten zum Teil eine gute Schulbildung. Viele wurden durch das Jugendgericht überwiesen, die Mehrzahl ist aber über die Jugendämter zu uns gekommen.

Stadt Berlin
Bezirksamt Kreuzberg

1 IIIa/30

in dem Sinne, im Zusammenhang mit

Zeugnissen

an die Bezirksämter Kreuzberg:
Bezirksamt 3000 bei der Geschäftsstelle
der Berliner Stadtbank

Postfachkonto: Berlin Nr. 44.204.

Berlin den 13. Juni 1930.
Hornstraße 11.

Gez. v.
F. S. Bergmann 4600-4607-8650
Registrol 262, 479, 600, 632, 633, 783, 844, 865
Deutsches Reich 2221.

Ze u g n i s .

Herr Fritz H i r s c h, geboren 29. April 1903 in Bromberg, war vom 14. Dezember 1928 bis 31. Mai 1930 in unserem Jugendamt als Leiter eines Tagesheimes für erwerbslose Jugendliche tätig.

Es war seine Aufgabe, die erwerbslosen männlichen Jugendlichen in dem Tagesheim zusammenzufassen und zu betreuen. Herr Hirsch hatte die Jugendlichen ausser in besonderen Werkstattkursen durch Lesestunden, Singstunden, Vorträge der verschiedensten Art, Brett- andere Unterhaltungsspiele zu beschäftigen. Ferner veranstaltete er Führungen durch verschiedene Bildungseinrichtungen und Besichtigungen moderner Grossbetriebe usw. In sportlicher Hinsicht wurden die Jugendlichen in Turn- und Schwimmhalle sowie auf Sportplätzen beschäftigt. Zur Förderung der Gesundheit und heimatkundlichen Belehrung unternahm Herr Hirsch ausserdem fast allmonatlich Wanderfahrten.

Weiterhin war es Aufgabe des Herrn Hirsch, sich persönlich über die Verhältnisse der einzelnen Jugendlichen zu informieren und gegebenenfalls durch Inanspruchnahme der Arbeitsvermittler oder Familienfürsorgestellen helfend einzugreifen.

Bei der Durchführung dieser Arbeit, die in den Heimen für erwerbslose Jugendliche als besonders schwierig anzusehen ist, hat sich Herr Hirsch als Erzieher und Führer der Jugendlichen sehr gut bewährt. Er hat sich seinen Aufgaben mit viel Hingabe und Sorge für die Jugendlichen zugewandt. Seine ausgezeichnete sportliche Ausbildung kam ihm dabei sehr zusetzen.

Führung und Fleiss waren gut.



F. S. Bergmann

Zeugnis der Stadt Berlin (Bezirksamt Kreuzberg) vom 13. 6. 1930.

Wir hatten es mit den verschiedensten Formen der Verwahrlosung im jugendlichen Alter zu tun. Für den Erzieher ist es sehr oft schwierig gewesen, in ein Vertrauensverhältnis zu den Jungen zu kommen. Lehrer, Erzieher und Handwerksmeister kamen aus der Jugendbewegung. Es war unser Bestreben, das Zusammenleben im Heim so zu formen, dass das jugendbewegte Leben im Vordergrund der Erziehungsarbeit stehen sollte.

Das Lehrheim hatte 4 Gruppen bis zu je 20 Jungen mit einem Erzieher. Jede Gruppe war in sich abgeschlossen, hatte 4 Einzelzimmer und 2 gemeinsame Schlafräume mit je 8 Betten. Die Jungen im Einzelzimmer blieben im Allgemeinen bis zur Beendigung ihrer Lehrzeit.

Jede Gruppe hatte Duschräume und 2 Badewannen. Der Aufenthaltsraum war sehr geräumig, er war Ess- und Unterrichtsraum und stand auch der Freizeitgestaltung zur Verfügung. Die Ausstattung dieses Gruppenzimmers ist der damaligen Zeit entsprechend sehr fortschrittlich gewesen.

Die Berufsausbildung ist wohl das Wesentlichste der Erziehungsarbeit gewesen. Wir hatten 5 verschiedene Möglichkeiten der Ausbildung. Es gab die Tischler-, Schuhmacher- und Schneiderwerkstatt mit einem Meister, der 10 bis 12 Lehrlinge ausbildete. Die grosse Gärtnerei für Gemüse, Erdbeeren, Himbeeren und Blumenzucht beschäftigte 15 Lehrlinge, und die aus ungefähr 100 Hektar bestehende Landwirtschaft pflegte den Anbau von Hafer, Gerste und Weizen, auch Zuckerrüben, Kartoffeln und Kohl wurden angepflanzt. Auf dem Weideland grasten Kühe und Pferde. Die Jungen lernten Melken und waren verantwortlich für die Versorgung der Pferde. Auf dem Gutshof, in der Mitte der Misthaufen, liefen Hühner, Enten und Gänse herum. Man sah hier nicht nur die Landbau-Lehrlinge arbeiten, viele aus den Handwerksbetrieben kamen in ihrer Freizeit auf den Gutshof und interessierten sich für alles, was hier vor sich ging. Die Erträge von Landwirtschaft und Garten waren für das Heim bestimmt, der Überschuss wurde verkauft. Die Tischler fertigten Möbel an und alle Holzarbeiten, die für den Garten und Landbau benötigt wurden. Man konnte sich in der Schneiderei Hose oder Anzug machen lassen und in der Schuhmacherei wurden Schuhe repariert und auch neue angefertigt. Jeder erhielt ein wöchentliches Taschengeld, darüber konnte er frei verfügen. Für die geleistete Arbeit erhielt er eine sogenannte Leistungsprämie, die auf sein Konto eingetragen wurde. Nach Bedarf war es möglich, sich Hemden, Schuhe oder einen Anzug zu kaufen. So lernte er den Wert seiner Arbeit kennen und war bestrebt, eine gute Leistungsprämie zu bekommen.

Das Dorf Wolzig liegt 60 Kilometer südlich von Berlin in einer typisch märki-

schen Landschaft, viele Seen und Kiefernwaldungen umgeben dieses Dorf, das von ungefähr 1'000 Einwohnern, meist Bauern, bewohnt wird.

Ein verlassenes Kutscherhaus, das am See lag und zur Villa gehörte, bauten unsere Tischlerlehrlinge zu einer Jugendherberge um. Jugendgruppen, die uns besuchten, blieben oft tagelang hier und wurden unbewusst Helfer in der Erziehungsarbeit. Die schöne landschaftliche Umgebung machte es mir leicht, allen in der Freizeit eine vielseitige sportliche Ausbildung zu geben. Wir trainierten in den verschiedensten Formen der Leichtathletik. Mit den Vereinen der Umgebung spielten Mannschaften Handball, Korbball und Fussball. Im Sommer wurde täglich und bei jedem Wetter geschwommen. Unser Segelboot überliessen wir den Älteren bei besonderen Anlässen für Tagestouren. Der See war im Winter 3 Monate zugefroren, das Schlittschuhlaufen war für alle eine Selbstverständlichkeit, und am Wochenende liefen wir lange Strecken über Flüsse und Seen. Einige bauten sich Segelschlitten und verbrachten glückliche Stunden auf dem Eis.

Von grossem erzieherischen Einfluss waren die Wanderungen durch die märkische Heide. Der Erzieher war mit seiner Gruppe im Monat 3 Tage und einmal im Jahr 2 oder 3 Wochen auf grosser Fahrt. Fanden wir keine Jugendherberge, schliefen wir in der Scheune, manchenmal unter der Decke im Walde. Diese Form des Zusammenseins, den Jungen bisher unbekannt, wurde allen ein Erlebnis. So entwickelte sich ein kameradschaftliches Verhältnis zum Erzieher, dem selbst der Schwierigste sich nicht entziehen wollte.

Nicht immer verlief alles ohne Zwischenfälle, es gab auch Rückfälle. So ist es vorgekommen, dass der eine oder der andere, der zum Einkäufen geschickt wurde, einiges im Laden gestohlen hatte. Es war nur eine Kleinigkeit, aber er musste es zurückbringen und sich in meinem Beisein entschuldigen.

Einmal schleppte 8 Jungen meiner Gruppe während einer Wanderung einen Schokoladenautomaten in den Wald und plünderten ihn aus. Sie kamen wegen Bandendiebstahls vor das Jugendgericht und kamen mit einer Bewährungsfrist davon.

Mit dieser Art von Jugendführung, die in der Fürsorgeerziehung neu war, sind wir auf dem richtigen Weg gewesen. Es ist uns nie einer davongelaufen. Allerdings sind wir von 6 Uhr morgens bis zum Schlafengehen mit der Gruppe zusammengeblieben, es ist für den Erzieher oft entnervend gewesen, er musste nicht nur eine gute körperliche Verfassung haben, sondern auch eine gehörige Portion Idealismus und seelisches Einfühlungsvermögen, um der Problematik jedes Jungen gerecht zu werden...

Die Dorfbevölkerung stand uns zum Teil skeptisch gegenüber. Sie konnte unse-

re kameradschaftliche Haltung zu den Jugendlichen nicht begreifen, sie legte es als eine Schwäche unsererseits aus und glaubte, wir könnten uns aus Mangel an Autorität nicht durchsetzen. In ihrem Unterbewusstsein waren sie uns fast alle feindlich gesonnen, weil ein jüdisches Heim sich am Rande ihrer Dorfgemeinschaft kulturell anders entwickelte, als es ihrer Vorstellung entsprach: als sie aber in Erfahrung brachten, dass ich kein Jude bin, versuchten sie, mit mir Kontakt zu bekommen.

Die Annäherung nutzte ich aus, um die Dorfjugend an unserem Sport und den Ballspielen teilnehmen zu lassen. Sehr oft sassen wir abends am See und sangen gemeinsam Wanderlieder, die die Jungen und Mädels des Dorfes von uns lernten.

Leider wirkten sich die politischen Spannungen des Jahres 1932 auch auf das friedliche Leben in Wolzig aus. Der Nationalsozialismus fand im Dorf seine Mitläufer, und bald ging uns der grösste Teil der Bevölkerung aus dem Weg. In kurzer Zeit waren wir vom Dorf isoliert. Häufig rief man uns zu: ‚Judenschweine, Juden raus!‘

Auf dem Acker konnten die Jungen nicht mehr allein sein, sie wurden überfallen und zusammengeschlagen. Es war nur noch möglich, in Gruppen zu arbeiten.» *Doch erst nach der «Machtergreifung» setzte der staatlich organisierte Terror ein. Fritz Hirsch beschreibt den ersten Überfall:*

«In der Nacht des Reichstagsbrandes, am 27. Januar 1933, erschien eine bewaffnete SS-Gruppe, um Dr. Lubinski⁵, den damaligen Leiter (von Wolzig) und mich zu verhaften. Sie gaben bekannt, wir hätten den Reichstag in Brand gesteckt⁶. Dr. Lubinski befand sich aber seit Monaten in Berlin, während ich meinen Urlaub beim Skilaufen im Riesengebirge verbrachte.

Meine Frau teilte mir telefonisch mit, dass ich den Urlaub verlängern sollte, da mein Leben in Gefahr sei. Bald wagte ich mich zurück nach Wolzig und schlich in der Nacht am See entlang in unsere Wohnung. Einige Tage hielt ich mich im Haus versteckt, nahm aber bald meine Tätigkeit im Heim wieder auf. Scheinbar war die erste Verhaftungswelle vorüber, man liess uns in Ruhe.

Eines Nachts dann im April wurden wir aus dem Schlaf geschreckt. Mehrere SS-Männer mit umgehängtem Gewehr standen im Schlafzimmer und jagten uns aus dem Bett. Alle Wohnräume wurden durchsucht, der Oberlandjäger... war als Polizeiorgan dabei. Aus dem Bücherschrank holten sie alle Bücher heraus, offenbar wollte man verbotene Schriften finden.

Plötzlich sah ich in der Glasspiegelung des Bücherschranks, dass einer der Männer auf den gegenüberliegenden Schrank eine dicke Aktentasche legte. Er ging dann sofort in das Schlafzimmer und suchte dort herum. Ein anderer SS-Mann

kam, nahm die Tasche vom Schrank und rief: ‚Was ist denn in dieser Tasche?‘ – ‚Die Tasche gehört mir nicht!‘ sagte ich. Sie öffneten die Tasche im Beisein des Oberlandjägers und legten drei Revolver und kommunistische Broschüren auf den Tisch.

‚Ne, ne‘, sagte ganz ruhig der Polizist, «nehmt mal die Sachen wieder mit. Euer Kamerad, der jetzt im Schlafzimmer sucht, hat die Tasche auf den Schrank gelegt!‘.

Diese Situation verlief noch einmal zu meinen Gunsten. Unter diesen Umständen und im Beisein der Polizei wollte man mich nicht mitnehmen. Die SS zog wieder ab. Der Polizist zwinkerte mir zu.

Es war zwei Uhr nachts, als wir endlich wieder allein waren. Nach reiflicher Überlegung beschlossen wir, nicht nach Berlin zu gehen, um unterzutauchen, sondern hiezubleiben und am Schicksal der Jungen teilzunehmen. Die Arbeit ging weiter. Die Jungen ahnten, was uns allen bevorstand. Es gab unter uns weniger Schwierigkeiten. Sie klammerten sich an uns und waren dankbar, dass wir sie nicht verliessen.

Eines Tages kam ein Schreiben vom Leiter des Landesjugendamtes Berlin. Darin hiess es unter anderem: «Deutschland ist erwacht. Wir gehen mit dem Führer einer neuen Zeit entgegen. Die Jugend muss zum Wehrsport herangezogen werden, um den inneren und äusseren Feind zu vernichten!‘

Das galt für alle Schulen und Erziehungsinstitute mit Jungen über 14 Jahren. An zwei Nachmittagen musste marschiert und exerziert werden. Einmal die Woche eine Nachtübung, die vier Stunden dauerte. Es waren fast 80 Jungen, die ich anführte. Das sind 20 Viererreihen, also ein ganz schöner «Judenhaufem, der durch die Gegend marschierte. Oft wurde dabei gesungen, die Teilnehmer bekamen Freude an der Sache. Aber die Bauern beobachteten die «Judenmarschiererei‘ mit gemischten Gefühlen, denn jetzt passte es ihnen nicht, dass Disziplin in den Haufen gekommen war. Wieder wurden einige Jungen auf dem Feld bei der Arbeit überfallen und kamen übel zugerichtet in das Heim zurück. Ich meldete mich bei dem Bürgermeister Müller und bat, dass etwas getan werden müsse, um mit der Unsicherheit fertig zu werden. Müller, bis 1933 Mitglied der SPD, war uns stets gut gesonnen gewesen, aber nun sah ich auf seinem Rockaufschlag das Parteiabzeichen der Nazis. Das Gespräch war kurz und eisig. Es fand stehend statt und endete ungefähr mit den Worten: «In wenigen Wochen wird Deutschland vom internationalen Judentum befreit sein, dann werden auch Sie Ihre Rolle als Judenknecht ausgespielt haben .. .‘ Er hat recht behalten, der Herr Bürgermeister Müller.»

Am 6. Juni 1933 fuhren gegen vier Uhr früh zuerst einer, später mehrere Lastwagen der SA in Wolzig vor.¹ Fritz Hirsch wurde festgenommen und zunächst in ein Zimmer im 2. Stock des Heims gesperrt. Er fährt fort:

«Im Zimmer war alles durcheinandergeworfen. Die Matratze lag auf der Erde, aus dem Schrank war die Wäsche herausgerissen. Vom Hof hörte ich Kommandostimmen. Ich ging zum Fenster und sah, dass alle Jungen im Schlafanzug angetreten waren. Sie standen gut ausgerichtet, das hatten sie ja in den letzten Wochen beim ‚Wehrsport‘ gelernt. Ein Sturmführer kommandierte und jagte den ‚Judenhaufen‘ auf dem mit Kies bestreuten Hof hin und her. Alle waren barfuss. Es war der 3. Pfingsttag. Ein sonniger Sommermorgen, Lerchen und Drosseln jubelten in der Luft. Die ersten Ruderer und Motorboote fuhren über den spiegelglatten See nach Berlin zurück.

Zwei Stunden mussten wohl dahingegangen sein. Immer noch jagte man die Jungen auf dem Hof herum. Einige brachen zusammen. Sie hatten sich wahrscheinlich auf den spitzen Kieselsteinen die Fusssohlen verletzt. Weder mit Fusstritten noch mit Drohungen konnte man sie zum ‚Weitermachen‘ bewegen. Selbst die Kräftigsten schienen am Ende zu sein, fast allen hing die Zunge heraus. Einige verloren die Pyjamahose, was sehr zur Belustigung der SA beitrug. Auf dem Gang hörte ich Schritte, die Tür wurde aufgeschlossen. Im Türrahmen stand der Standartenführer Süss, der diese Aktion leitete. Er musterte mich einen Moment: ‚So, das ist also der Judenknecht!‘ Darauf sagte der Landjäger (der auch dieses Mal dabei war): ‚Ja, es ist Sportlehrer Hirsch.‘

Süss drehte sich zum Landjäger und schrie: ‚Wir haben bei der Durchsuchung dieses Judentempels Revolver, Seitengewehre, Totschläger und einen Sack mit kommunistischen Flugblättern ans Tageslicht gebracht. Dieses Schwein von einem Judenknecht weiss natürlich nichts davon, aber bis zum Hauptquartier der Geheimen Staatspolizei wird es ihm eingefallen sein, was er mit seiner Judenbande vorgehabt hat!‘ Er brüllte sich in Wut. ‚Los, runter mit ihm auf den Wagen!‘

Unten angekommen, wurde ich durch eine Gasse von SA-Männern zum vorderen Wagen gebracht. Meine Kollegen waren hier schon aufgeladen. Auf den beiden hinteren Lastwagen standen dicht zusammengedrängt die Jungen.

Standartenführer Süss begab sich vor die Wagenkolonne. Er liess die Anzahl der Gefangenen notieren und brüllte: ‚Wer von euch den Versuch macht, vom Wagen zu springen, der wird erschossen!‘

Meine Frau stand in der Nähe. Sie trug die zweijährige Sonja auf dem Arm. Es gab kein Abschiednehmen, nur ein Zunicken, aber Sonja schrie: ‚Mein Papa, mein Papa, mein Papa!‘

SA-Protokoll der Durchsuchung des Jugendheims in Wolzig (Abschrift).

Sturmabn II/205 Untergruppe Brandenburg Ost
Berlin-Brandenburg, den 7.6.1933

Betrifft: Durchsuchung des jüdischen Erziehungsheims in Wolzig.

Auf Anordnung des Landrats Lindig in Breeskow fand heute vormittag eine Durchsuchung des jüdischen Erziehungsheims in Wolzig durch die Landjägeri-Abteilung Storkow, zusammen mit der SA, statt. Die Durchsuchung wurde veranlaßt durch Betätigung der Zöglinge in kommunistischer Propaganda. Aus den beschlagnahmten Personalakten geht hervor, daß alle mehr oder weniger wegen politischer sowie krimineller Verbrechen vorbestraft sind. Die Bevölkerung von Wolzig und Umgebung war der dauernden Belästigung durch die Judenjungen ausgesetzt. Diebstähle und andere Delikte waren an der Tagesordnung.

Die Durchsuchung förderte

- zwei geladene Armeepistolen
- einen Trommelrevolver
- ein Seitengewehr und
- zwölf Totschläger aus Holz mit Stahleinlage

und eine Menge kommunistisches Propagandamaterial zutage.

In Zusammenhang mit dem Ergebnis der Durchsuchung ordnete der Oberlandjägermeister Müller mit dem Einverständnis des Sonderkommissars in Beeskow, Standartenführer Süß, die Überführung sämtlicher Insassen nach dem Konzentrationslager in Oranienburg an. Diejenigen, die als die Verantwortlichen bzw. Rädelsführer anzusehen sind, wurden nach dem Polizeipräsidium Berlin eingeliefert.

Bei dem Heimleiter Oskar Friedmann wurden die Totschläger und das Seitengewehr gefunden. Nach seiner Angabe hat er diese Instrumente einzelnen Zöglingen im Laufe der Zeit weggenommen und in seinem Schreibtisch aufbewahrt. Je eine Pistole wurde in den Sachen des Werner Treuherz und der Betty Armer gefunden. Beide behaupten, von dem Vorhandensein nichts gewußt zu haben. Besonders zu erwähnen ist der Sportlehrer Fritz Hirsch, der Überfälle und andere kommunistische Aktionen veranlaßte und mit seinen Herden durchführte. Der Ausgangspunkt war hierbei stets das Judenheim selbst.

Für das Unwesen der Judenjungen zeugen eine Unmenge Akten bei den zuständigen Landjägern sowie die Landjäger selbst und die geschlossene Einwohnerschaft von Wolzig. Letztere hat auf dem amtlichen Beschwerdeweg mehrere Male versucht, die Zustände zu unterbinden. Jedoch in jedem Falle vergeblich.

Außer den genannten Personen wurden noch der Erzieher Max Gebhardt (ein chinesischer Jude) und der Richard Goldschmidt nach dem Polizeipräsidium Berlin eingeliefert.

Die Zöglinge des jüdischen "Erziehungsheims" trafen in einem Sammeltransport ein. Die Akten, die mit eingeliefert wurden, zeigten, in welchem erschreckenden Umfang diese degenerierten, ausgesprochen asozial veranlagten Juden kriminell und politisch vorbestraft waren.

Da die meisten von ihnen noch im jugendlichen Alter standen und daher für unsere körperlichen Arbeiten nicht zu verwenden waren, stellte ich eine besondere Abteilung auf. Nur leichte Hofarbeiten wurden ihnen zugewiesen und einige ältere Juden, die wegen politischer Vergehen bereits einsaßen, als ihre Zugführer ernannt.

An der Stadtgrenze Berlins bogen die hinteren Wagen mit den Jungen in Richtung Oranienburg⁸ ein. Wir fuhren zum Potsdamer Platz, kamen in die Prinz-Albrecht-Strasse und hielten vor dem Hauptquartier der Gestapo. Als wir vom Wagen sprangen, wurde jeder von zwei SA-Männern in die Mitte genommen und in die 3. Etage gebracht. Sofort mussten alle an der Wand gegenüber der Fensterfront antreten. Noch mehr Gefangene kamen dazu.

Ein Gestapo-Mann, der bei der Haussuchung in Wolzig dabei war, machte eine Meldung über das Ergebnis im „Judenheim“⁹. Er sprach seinen Vorgesetzten mit Gruppenführer Ernst an. Als ich diesen Namen hörte, gab ich jede Hoffnung auf, hier lebend rauszukommen. Ernst war der Befehlshaber der SA von Berlin-Brandenburg und wurde wegen seiner Brutalität gegenüber Andersdenkenden sehr gefürchtet.

Der erste, der neben mir stand, war Lehrer an einer sozialistischen Schule in Berlin-Neukölln gewesen. Ich kannte ihn vom Bund der Schulreformer¹⁰ unter Professor Oestreich¹¹. Vor einem Jahr hatte er geheiratet, seine Frau erwartete ein Baby.

Ernst stellte ihm die Frage: ‚Warum bist du hier?‘

Der Lehrer, in lässiger Haltung mit verschränkten Armen, antwortete: «Das wollte ich Sie fragen!» – Der arme Kerl hatte seine Lage hier völlig unterschätzt. Der Gruppenführer war einen Moment sprachlos. Dann schrie er: «Du elende Kommunistensau!» Mit seiner Reitpeitsche schlug er zu und brüllte die SA-Männer an: «Raus mit diesem Hund!»

Was nun geschah, ist kaum zu glauben. Vier SA-Männer sprangen den Lehrer an, warfen ihn zu Boden, packten Hände und Füße und schleuderten den Mann durch das grosse Fenster aus dem 3. Stock. Ein gellender Schrei – und man hörte das Aufschlagen des Körpers. Das ist geschehen am 6. Juni 1933 gegen 12 Uhr mittags in unmittelbarer Nähe zum Potsdamer Platz¹².

Als ich die Schrecksekunde überwunden hatte, wurde mir klar, dass alles vermieden werden musste, was die Kerle reizen konnte. Als nächster wurde ich gefragt: «Und warum bist du hier?»

Aus meiner Ruhestellung ging ich in die militärische Haltung und sagte laut: «Gruppenführer, ich bin der Judenknecht Hirsch aus dem Jugendheim Wolzig!» Er verbesserte mich: «Du meinst doch das Judenheim!»

Woraufhin ich sagte: «Jawohl, Gruppenführer, Judenheim!»

Dann fragte er: «Wie kamen denn die Waffen und die Kommunistenflugblätter in das Judenheim? Natürlich hast du keine Ahnung, wie das reingekommen ist?» – Ich sagte: «Nein, Gruppenführer!»

«Bringt den Judenknecht in Raum 6. Heute Abend Sonderbehandlung!» Zwei Männer führten mich ab... Ich wurde in einen Raum gebracht, der vielleicht 15

Meter lang und 10 Meter breit war. Die halbe Seite wurde eingenommen von ungefähr 50 Gefangenen. Alle standen in strammer Haltung und sahen verkommen, schmutzig und zerrissen aus. Mein erster Eindruck war, dass das kriminelle, aber keine politischen Gefangenen waren. Der SA-Mann stellte mich in die vordere Reihe und machte mich darauf aufmerksam, dass Sprechen verboten sei.»

In diesem Raum musste Fritz Hirsch, ohne auch nur Wasser trinken zu dürfen, in stehender Haltung den Abend abwarten. Nach 17 Uhr wurde er von zwei Wachposten abgeholt und «zur Sonderbehandlung in ein grosses, hell erleuchtetes Zimmer» gebracht...

«In der Mitte sah ich einen langen Tisch. Von dort rief Gruppenführer Ernst mit leiser Stimme: ‚Der Herr Sportlehrer wird gebeten, sich auszuziehen!‘ Unschlüssig stand ich an der Tür. Hinter mir waren immer noch die beiden SS-Männer. Alle Blicke waren jetzt drohend auf mich gerichtet. Es wurde unheimlich still im Zimmer.

‚Ausziehen, du Judenknecht!‘ Brüllend und drohend schwang der Gruppenführer seine Peitsche. Ich stand da wie gelähmt. Da rissen mir die beiden Männer von hinten die Oberkleidung runter. Ich sackte zusammen, wurde aber sofort wieder auf die Beine gestellt. Nun rissen sie mir das Unterhemd vom Leibe. Meine Hose war unter dem Knie befestigt, der obere Teil fiel runter. So stand ich nackt mit herunterhängender Hose vor diesen Schlägern. Die beiden, die mir alles vom Leibe gerissen hatten, zerrten mich zum Tisch.

Ich stand jetzt in der Gasse und von oben sausten die ersten Peitschenhiebe auf mich nieder. Das Gebrüll und Getrappel gab anscheinend den Takt zu den Schlägen, die nun von allen Seiten auf mich kamen. Ich sollte um den Tisch laufen, aber die herunterhängende Hose hinderte mich an einem schnellen Laufen. Erbarmungslos schlugen sie auf mich ein. Ich hörte bald weder das Brüllen der Schläger noch meine eigenen Schmerzensschreie. ‚Sie schlagen mich tot!‘, war mein letzter Gedanke. Nach drei Runden um den Tisch schien das Ende für mich gekommen. Alles drehte sich in mir, Schmerzen spürte ich nicht mehr. Ich brach zusammen und schlug mit dem Kopf auf die Erde. Auch das war peinlos, ich hatte das Bewusstsein verloren...

Als ich wach wurde, fühlte ich am Körper verkrustetes Blut. Mit viel Mühe richtete ich mich auf und zog unter grosser Anstrengung die Hose hoch. Unterhemd sowie das Sporthemd waren zerrissen. Gerade als ich mein Jackett vom Fussboden aufheben wollte, kamen meine Begleiter aus dem Folterraum und brüllten: ‚Bist du noch nicht weg!‘ Ich konnte mich kaum aufrecht halten, gehen war unmöglich. Ich wurde durch den Gang bis zum Raum 6 gezogen und dem Wachhabenden übergeben.

Die Gefangenen dort lagen auf dem Bauch. Niemand rührte sich oder hob den

Kopf. Die Begleiter liessen mich los. Ich sackte zusammen, machte auch nicht den Versuch, mich zu erheben. Es war mir gleichgültig, ob sie noch mehr mit mir anstellen würden. Man legte mich zu den anderen auf den Bauch, was mir sehr recht war, denn auf dem Rücken zu liegen, wäre furchtbar gewesen. Der Körper brannte, aber ich begann zu frieren und fieberte. Der Durst quälte mich fürchterlich. Der Wassereimer war in meiner Nähe, aber ich hatte nicht die Kraft, mich aufzurichten und um Wasser zu bitten. So dämmerte ich dahin und sah nicht, dass in kurzen Abständen Männer geholt wurden und zerschlagen zurückkamen. Es war nur das Atmen und Stöhnen im Raum zu hören. Das grelle Licht brannte, alle lagen auf dem Bauch... Wer auf Toilette musste, konnte sich jetzt vorschriftsmässig melden. Bei diesem Hin- und Hergehen sah ich die Gesichter meiner Mitgefangenen. Jeder war zerschlagen, zerrissen und verreckt. Vor 24 Stunden hatte ich sie alle abstossend gefunden. Nun sah ich genauso aus und vielleicht noch schlimmer... Meine Gedanken waren ausgeschaltet. Weder erinnerte ich mich an Frau und Tochter noch an die Jungen, die jetzt im KZ Oranienburg sassen.

Wieder wurden in Abständen Leute geholt, manche kamen nicht zurück. Einer kam weinend in den Raum gehumpelt. Für uns war dieser Anblick furchtbar. Nach einigen Minuten verlor er seine Beherrschung und rief: ‚Ihr Sadisten, ihr Mörder! Bluthunde, an den Galgen mit euch!‘ Ein SA-Mann entsicherte seinen Revolver, ging zu ihm und schlug dem Mann mit einem Gummiknüppel in das blutende Gesicht. Der Gefangene fiel zu Boden und wurde still.

Gleich darauf erschienen zwei Posten und fragten: ‚Wo ist der Judenknecht?‘ Sie nahmen mich in die Mitte und mit den Worten: ‚Los, aber schnell!‘ zogen sie mit mir den Gang entlang...

An einem Raum klopfte sie. Wir traten ein. Es war ein fensterloses, aber gut eingerichtetes Zimmer. Hinter dem grossen Schreibtisch sass ein junger SA-Führer. Meine Begleiter klappten die Hacken zusammen, salutierten mit ‚Heil Hitler!‘ und sagten: ‚Das ist er!‘

‚Ich rufe, wenn es soweit ist!‘, hörte ich die Stimme vom Schreibtisch. Der junge Mann hinter dem Schreibtisch sah sympathisch aus, seine braune Uniform war auf Taille gearbeitet... Er hielt in seiner Hand ein mit Schreibmaschine geschriebenes Papier. Es war eine Erklärung, in der stand, dass ich die Juden jungen in Wolzig zu einem bewaffneten Aufstand gegen das ‚3. Reich‘ ausgebildet hätte und mit illegalen kommunistischen Gruppen mehrmals den Versuch gemacht hätte, die Eisenbahnlinie Berlin-Königswusterhausen zu sprengen. Zu diesem Zweck hätte ich Waffen und Sprengkörper von illegalen Organisationen erhalten. Er reichte mir die Erklärung mit den Worten: ‚Das hast du zu unterschreiben ... Ohne unterschrieben zu haben, lege ich das Papier zurück. Im

selben Augenblick bekam ich einen Peitschenschlag mitten ins Gesicht. Ganz ruhig sagte er, nachdem ich über den Schock hinweg war: v «Unterschreiben! Oder?» Er nahm die Armeepistole vom Schreibtisch und entscherte. Ich unterschrieb.»

Nach einem weiteren Tag im Gestapo-Hauptquartier wurde Fritz Hirsch in das Polizei-Präsidium transportiert, wo er eine oberflächliche Versorgung seiner Verletzungen erfuhr. Der körperliche Zustand besserte sich zwar etwas, aber der psychische Schock wirkte umso schwerer:

«Am schlimmsten wurden die Nächte. Kaum war ich eingeschlafen, erlebte ich erneut die Prügelszene bei der Gestapo. Mein Schreien weckte 2-3mal die Mitgefangenen. Ich bekam Angst vor dem Einschlafen und lief den Rest der Nacht in der Zelle umher.

Noch heute (im Jahre 1978, da ich diese Zeilen niederschreibe) bin ich von diesen Träumen nicht befreit. Wegen der Angstträume finde ich nie mehr als 3-4 Stunden Schlaf in der Nacht...

Am 5. Tag der Haft, es war der 14. Juni 1933, kam der Beamte und sagte: ‚Hirsch, kommen Sie zur Vernehmung!‘

Ich stand vor ihm und konnte mich nicht rühren. Ich ahnte nichts Gutes. Recht freundlich sagte er: ‚Also, kommen Sie schon!‘ ... Vor dem Büro nahmen mich zwei SA-Männer in Empfang. Wortlos brachten sie mich auf den Hof. Ein Auto kam vorgefahren... Allzu schnell hielten wir vor dem Horst-Wessel-Haus. Vor einigen Monaten hatte es noch Karl-Liebknecht-Haus geheissen. Hier war der Verlag und die Druckerei der kommunistischen Zeitung ‚Die Rote Fahne‘ untergebracht gewesen. Die beiden brachten mich in ein Zimmer zu ebener Erde. Mehrere SA-Männer standen herum. Einer kam auf mich zu und fragte: ‚Wer waren die Leute, von denen du die Waffen und Flugblätter bekommen hast? Du bist in der Prinz-Albert-Strasse verhört worden. Deine Erklärung befindet sich hier!‘ Darauf war ich nicht gefasst. Nach langem Zögern antwortete ich: «Das Dokument habe ich in der Prinz-Albrecht-Strasse unterschrieben, weil ich glaubte, mein Leben damit zu retten. Es ist mir nicht bekannt, wie die Waffen und Flugblätter in das Heim gekommen sind!‘ Für einen Moment war es ganz still. Ich glaubte, mein Herz klopfen zu hören. Dann vernahm ich seine Worte: «Bringt ihn rüber!»

Zwei Mann zerrten mich in ein gegenüberliegendes Zimmer. An einem schmalen Tisch standen drei junge Burschen in Hemdsärmeln. Sie hatten eine Peitsche in der Hand.

«Jacke und Hemd runter!», rief einer vom Tisch. Nachdem ich auf dem Tisch lag, wurden Arme und Beine festgeschnallt. Jemand rief: «Eins – zwei!» Im selben Moment schlugen sie von links und rechts auf mich ein. Es war entsetzlich, als die ersten Peitschenhiebe auf die wunden Stellen niedergingen... Bevor sie mich losschnallten, bekam ich einen Eimer Wasser über den Rücken. Sie führten

mich ins Vernehmungszimmer. Man betrachtete mich höhnisch. Einer sagte: ‚Wir sehen uns jeden 2. Tag, bis wir die Namen wissen!‘ Sie brachten mich im Wagen zurück in das Polizei-Präsidium ...

In der Nacht lag ich auf dem Bauch. Schief ich ein, kamen die Angstträume. Ich begann zu schreien und zu weinen, stand dann auf und wartete auf den anbrechenden Tag, um den Traumzuständen zu entgehen. Obwohl ich heftige Schmerzen im Rücken und im Magen hatte, nahm ich am Hofrundgang teil. Die frische Luft tat mir gut.

Am 2. Tag, wir waren bei der Nachmittagsrunde, holte mich der Beamte vom Hof. ‚Seien Sie ruhig, man holt Sie wieder‘, war seine Antwort auf mein entsetztes Gesicht.

Die beiden SA-Männer brachten mich zur Vernehmung.»

Noch zweimal musste Fritz Hirsch die Folter übersieh ergehen lassen, ohne jedoch irgendwelche ihm unbekannt Menschen, deren Namen ihm vorgelegt wurden, zu denunzieren. Nach insgesamt etwa vier Wochen wurde er ohne Angabe von Gründen vom Polizei-Präsidium in das Gefängnis Berlin-Spandau verlegt:

«In der Aufnahme bekam ich eine Decke, Handtuch und Seife. Ein Aufseher brachte mich in die Zelle. Als die Tür hinter mir ins Schloss fiel, wurde ich von allen Seiten umringt. Alle wollten wissen, was die Berliner zum Terror der Nazis sagen...

Aus der hinteren Reihe der Umstehenden kam jemand auf mich zu: Es war der bekannte Stadtarzt vom Wedding – Dr. Max Hodann¹³. Unsere Begrüßung war nicht allzu freudig, aber dafür herzlich. Der Zellenälteste wies mir ein Bett an, und Dr. Hodann gab mir sofort ärztliche Hilfe. Soweit es ihm möglich war, untersuchte er mich, konnte aber ohne Hilfe von Instrumenten keine Diagnose stellen. Das rechte Schlüsselbein war gebrochen, die Nieren verletzt und der Rücken von den Schultern bis zum Becken aufgeplatzt.

‚Die äusseren Verletzungen werden wir in 6-8 Wochen geheilt haben‘, so versicherte er mir. ‚Alle, die hier sind, haben bei der Ankunft ähnliche Spuren der Misshandlung gehabt. Doch die inneren Schäden werden erst nach Wochen oder Monaten sich bemerkbar machen‘. ...

Dr. Hodann bemühte sich, die Männer zu beschäftigen. .. Es wurden vier Arbeitsgruppen zu je 10 Mann gebildet. Am Vor- und Nachmittag kamen die Gruppen zwei Stunden zusammen. ... Jeder sollte aus seinem Fachgebiet Wissenswertes vortragen. Auf diese Weise war jeder beschäftigt und etwas von der Gefängnispsychose abgelenkt. ...Dr. Hodann machte mir den Vorschlag, mit Gymnastikunterricht für alle zu beginnen. Ich sollte selber noch nicht mitmachen, aber die Idee, etwas Nützliches zu tun, würde beitragen, mein Selbstbe-

wusstsein zu fördern. ... Wäre nicht die dauernde Angst vor dem Transport in ein Konzentrationslager gewesen, hätte man die Situation als erträglich ansehen können. Leider verging kein Tag, an dem nicht einer abgeholt wurde. Wer ging, kam nicht wieder.

Eines Tages war es der Schriftsteller Erich Mühsam¹⁴. Meistens sass er auf dem Bett und starrte zur Tür. Wurde sie geöffnet, zuckte er zusammen und stand auf. ‚Jetzt kommen sie‘, sagte er und zitterte. Auch er war in viehischer Weise zugerichtet worden. Sein Lebensmut war gebrochen, sein Glaube an Deutschland ausgeprügelt. Zum letzten Mal gaben wir ihm die Hand. Jeder ahnte: Es ist sein Ende. Drei Wochen später sickerte durch die Mauer die Nachricht, dass er noch am selben Tag umgebracht worden war. ...

An einem Nachmittag, es war Ende September 1933, wurde ich abgeholt. Ich bekam Herzklopfen, und mein bekanntes Angstgefühl kam in mir auf. Alle bedauerten mein Weggehen, weil die frohe Gymnastikstunde nicht mehr sein würde. ... In der Aufnahme legte man mir ein Schriftstück zur Unterschrift vor. In dieser vorgedruckten Erklärung der Gestapo stand, dass ich während der Schutzhaft nicht misshandelt worden sei und die Haftzeit vom 6. Juni 1933 bis Oktober 1933 nicht im Strafregister eingetragen sei. Ich hatte mich zu verpflichten, in Zukunft an keinerlei Aktionen, die gegen das ‚3.Reich‘ gerichtet sind, teilzunehmen. ... Meine Unterschrift war vollzogen. Ich stand bewegungslos vor dem Tisch und starrte auf die Unterschrift. Ich wagte es nicht mehr, mich umzudrehen. Ein SS-Mann nahm das Schreiben. Der andere packte mich am Arm und sagte: ‚Raus!‘»

Fritz Hirsch kehrte nach Wolzig zurück, um seine Familie zu treffen. Wolzig war jedoch inzwischen zur SA-Kaserne umgewandelt worden. Er wurde erneut von Wachposten ergriffen und festgenommen. Nach 24 Stunden wurde er mit der Auflage, sich nie wieder in Wolzig blicken zu lassen, nach Berlin entlassen. Dort gelang es ihm, mit seiner Frau und Tochter bei einem befreundeten Ehepaar unterzukommen. Dann begann er, für die angekündigte Rückkehr der Wolziger Jugendlichen aus dem KZ Oranienburg im Jüdischen Krankenhaus Berlin Räume herzurichten:

«An einem sonnigen Oktobertag trafen die Jungen von Oranienburg in zwei Lastwagen auf dem Hof des Krankenhauses ein. Ein freudiges Wiedersehen nach fünf Monaten Konzentrationslager war es nicht. Kahlgeschoren, blass, abgemagert und eingeschüchtert standen sie um uns herum. ... Ich hoffte, der eine oder andere käme mit seinen alten faulen Witzen und der grossen Klappe zum Vorschein. Aber die grössten ‚Rabauken‘ liessen die Köpfe hängen. Sie fühlten sich in ihrer Haut nicht mehr wohl. Sie bekamen die Betten angewiesen und mussten sich gründlich duschen, bevor sie vollständig neu eingekleidet wurden.

Ein sehr ernstes Problem tauchte auf. Denn die Jungen hatten das Bedürfnis, sich mit den Erziehern auszusprechen und wollten die unerfreulichen Ereignisse mit ihnen teilen, wie sie es vielleicht mit Mutter oder Vater getan hätten. Aber es wurde uns zur Qual, zumal wir selber mit den eigenen furchtbaren Erlebnissen während der Haftzeit nicht fertig werden konnten.

Auf unseren täglichen Spaziergängen begegneten wir ständig SA-Männern, die üble Erinnerungen in uns wachriefen. Einmal, an einem Sonntagnachmittag, ging ich mit einer kleinen Gruppe durch die Brunnenstrasse, als eine Marschkolonnie der SA mit Fahnen und Musik aus einer Seitenstrasse eingebogen kam. Die Spaziergänger standen mit erhobenem Arm am Strassenrand. Während die Jungen in einem Hausflur verschwanden, stellte ich mich vor ein Schaufenster und beobachtete, ob alle in Sicherheit waren. Durch das Glas sah ich, wie aus der Kolonne zwei SA-Männer in meine Richtung liefen. Nichts Gutes ahnend wollte ich mich gerade zum Strassenrand begeben. Aber schon schlugen sie mit ihren Koppelriemen auf mich ein. Sie zerrten mich zu den anderen, wo ich mit erhobenem Arm am Rinnstein stehen musste, bis die Kolonne vorbei war. Derartige Zwischenfälle nahmen uns den Mut, auf die Strasse zu gehen. Die Jungen wurden allmählich verteilt: Einige zu den Eltern, der Rest ging in Lehrlingsheime, andere konnten noch rechtzeitig nach Palästina auswandern.

Wenig später suchte ich den Leiter vom Jugendamt Berlin auf. Er erklärte mir rundheraus: ‚Sie können als Jugenderzieher arbeiten, wenn Sie Mitglied der NSDAP werden. Tun Sie es nicht, dann sind Sie für uns ein toter Mann.‘ Auch das noch, dachte ich, erst zum Verbrecher erklärt und dann deren Hitlerjugend organisieren. Ich verzichtete.

Eine Zeit leitete ich einen Umschulungskurs der Jüdischen Gemeinde: Akademiker, Bankbeamte und kaufmännische Angestellte, die auswandern wollten, versuchten, sich handwerklich umzuschulen. Im Beginn war ich nicht sehr optimistisch über den Erfolg der Ausbildung. Die meisten ‚Lehrlinge‘ waren Familienväter, einige über 40 Jahre alt, die ausserhalb Deutschlands noch einmal beginnen wollten. Ihr Lerneifer sowie die Konzentration auf die Arbeit machten jedoch den Unterricht leicht. Mein Interesse an der Arbeit wuchs mit den Fortschritten, die gemacht wurden. ..Der Betrieb vergrösserte sich. Es kamen täglich fast 50 Männer. Vier gelernte Tischler hatte ich als Ausbilder zur Hilfe. Anfang Januar kam Gestapo in die Werkstatt. Ich lief den Leuten in die Arme, zum Verschwinden war es zu spät. Ich musste eine Reihe von Fragen beantworten. Am liebsten wäre ich losgerannt, denn ich hatte Angst, meine Beherrschung zu verlieren. Sie verlangten die Liste aller Kurssteilnehmer und machten höhnische Bemerkungen über die Juden an der Hobelbank. Nachdem sie die ge-

B E S C H E I N I G U N G

Ich, der Unterzeichnete, wurde im Juli 1940 Leiter des Jüdischen Arbeitsdorfes in Wieringermeer, welches der Stiftung für Jüdische Arbeit (Stichting Joodse Arbeid) in Amsterdam unterstand. In diesem Arbeitsdorf erhielten junge jüdische Menschen beider Geschlechter eine Ausbildung in allen möglichen Berufen und Handwerkszweigen.

Der von mir dort angetroffene Leiter der Tischlerei- und Möbelwerkstatt war der am 29. April 1904 in Bromberg geborene Fritz HIRSCH, der schon seit der Gründung des Arbeitsdorfes dort tätig war. Neben seiner Funktion als Leiter der Tischlerei- und Möbelwerkstatt war Herr HIRSCH auch noch der Sport- und Allgemeine Jugendleiter.

Herr HIRSCH erledigte seine Aufgaben in jeder Weise vorbildlich. Er ist ein ausgezeichnete Fachmann auf seinem Gebiet und versteht es, sehr gut mit jungen Menschen auszukommen. Er erfreute sich der Achtung und des Vertrauens aller. Jeder konnte sich stets mit Schwierigkeiten und Problemen aller Art an ihn wenden.

Herr HIRSCH, der nicht Jude ist, ist Deutscher. Er hat für die Jungen und Mädchen von Wieringermeer alles getan, was in seiner Macht lag. In den schwersten Zeiten versah er sie mit Papieren, beschaffte ihnen eine Anstellung und wachte bei drohender Gefahr einer Razzia jedesmal vor dem Heim der jungen Leute auf der Plantage Fransenslaan (bei Amsterdam). Er errichtete Verstecke, unter anderem auch für meine Familie. Mit einem Wort war er ein wahrer Freund vom ersten bis zum letzten Augenblick.

Da ich mich mit ihm unterhielt, kenne ich seine politischen Ansichten genau. Er ist ein überzeugter Gegner des Nationalsozialismus, der sein Leben lang gegen die nazistische Doktrin gekämpft hat.

Es ist mir ferner bekannt, daß er im Interesse des jüdischen Volkes beim Jüdischen Rat ('Joodse Raad') in Amsterdam mitgearbeitet hat. Die teuren Holzbearbeitungsmaschinen, die wir in Wieringermeer hatten, versuchte er dadurch für die Stiftung zu retten, daß er sie auf seinen Namen registrieren ließ.

Herr HIRSCH sagte mir damals, daß er eingezogen worden sei und deswegen in die Armee gehen wolle, um für die gute Sache tätig sein zu können.

gez. Dr.jur. Abel J. HERZBERG

Beglaubigte Übersetzung des Originals - Amsterdam, den 1. Okt. 1949

Zeugnis über die Arbeit im Jüdischen Arbeiterdorf Wieringermeer (Abschrift). Die Angabe des Geburtsdatums ist offensichtlich ein Irrtum. Es muß 1903 heißen.

wünschten Unterlagen hatten, gaben sie mir zu verstehen, dass sie ‚den ganzen Rummel hier‘ mehr oder weniger für ‚Tarnung‘ hielten.

Die Fortsetzung der Ausbildung schien mir auf die Dauer gefährdet. Ich fürchtete, in eine ähnliche Situation zu kommen wie vor 6 Monaten in Wolzig. Die Bemerkung über ‚Tarnung‘ hatte mich hellhörig gemacht. Zu meinem Glück besass ich noch einen gültigen Reisepass. Damit hatte ich Gelegenheit ins Ausland zu kommen, bevor ich wieder in die Hände der Gestapo fallen würde.»

Mit Hilfe eines ehemaligen Dozenten¹⁵ der Deutschen Hochschule für Politik, die Fritz Hirsch von 1928 bis 1930 besucht hatte und durch die Vermittlung des holländischen Professors Georg van den Berg, der einen Lehrer für den Aufbau einer Ausbildungsstätte für jüdische Flüchtlinge suchte, kann er im Februar 1934 schliesslich nach Holland entkommen. Über seine Arbeit in Holland¹⁶ berichtet Fritz Hirsch nur mit wenigen Worten:

«Nach meiner geglückten Ankunft in Amsterdam beauftragte mich das Jüdische Flüchtlingskomitee, an einer Umschichtungs- und Vorbereitungsarbeit für Palästina mitzuarbeiten. Wir errichteten auf einem trockengelegten Teil der Zuder-See das Werkdorp¹⁷. Aber ähnlich wie in Wolzig wurde 1941 das Werkdorp nach 7jähriger Arbeit von der Gestapo besetzt und 200 Insassen kamen in das KZ Mauthausen. In kurzer Zeit wurden alle in grausamer Weise liquidiert....»

Fritz Hirsch wurde hiervon verschont, jedoch als Soldat der deutschen Wehrmacht rekrutiert. Von dort hielt er Kontakt zum holländischen Widerstand und konnte auch Waffen für die Resistance schmuggeln. Hierbei wurde er erwischt und 1944 von einem deutschen Kriegsgericht in Utrecht zum Tode verurteilt. Durch Flucht hatte er sich jedoch der Vollstreckung entziehen können und lebte mit Hilfe holländischer Freunde bis zum Kriegsende im Versteck in Holland.

Charlotte Hirsch fährt fort:

«Nach Kriegsende blieben wir zunächst in Holland, dort waren doch die meisten unserer Freunde. Fritz hatte durch sein Handwerk immer Möglichkeiten, Geld zu verdienen.

Mit der Hilfe holländischer Freunde konnten wir Ende 1949 nach Australien auswandern – am 21. Dezember 1949 fuhr unser Schiff in Holland ab, am 26. Januar 1950 kamen wir in Australien an.

Bis zu seiner Pensionierung mit 65 Jahren war mein Mann als Tischler tätig. Aber auch nach der Pensionierung waren wir noch aktiv: So haben wir zum Beispiel über viele Jahre Sportkurse für ältere Menschen hier in Melbourne ge-

leitet, ja so wie wir uns einmal kennengelernt haben. Der Sport ist unsere Leidenschaft geblieben.

Am 21. September 1982, das war der Tag vor seinem Tod – ein herrlicher, sonniger australischer Frühlingstag –, da habe ich ihn am Nachmittag noch im Garten im Liegestuhl unser schönes Wanderlied singen hören: ‚Hoch auf dem gelben Wagen... aber der Wagen, der rollt.. .‘ Da war er schon körperlich sehr schwach. In der Nacht darauf ist er dann für immer eingeschlafen, ganz friedlich...»

Elisabeth Flüge (Hamburg)

Als evangelische Lehrerin an einer Privatschule und einer staatlichen Volksschule



Als Lehrerin 1936 in Hamburg.



Mit Maria Holst 1983.

- 1895 Geboren in Hamburg
- 1916 Lehramtsprüfung an der Klosterschule
- 1916-1919 Lehrerin an der Privaten Vorschule für Knaben Sierichstrasse in Hamburg (bis zur Heirat 1919)
- 1926-1938 Lehrerin an der Privaten Realschule für Mädchen (Ria Wirth) am Mittelweg in Hamburg (1927 Scheidung, 1930 zweite Lehrerprüfung für das höhere Lehramt)
- 1938-1942 Lehrerin an der öffentlichen Mädchen-Volksschule Grosse Freiheit 63 in Hamburg-St. Pauli (nach Auflösung der privaten Realschule; 1940 Verbeamtung auf Lebenszeit)
- 1942-1944 Wegen Ablehnung der KLV-Arbeit Einsatz als Sachbearbeiterin in einer Dienststelle des Haupternährungsamtes
- 1944-1946 Lehrerin an der Volksschule Hamburg-Sasel (mit kriegsbedingten Unterbrechungen)
- 1946-1947 Schulleiterin der Volksschule Bäckerbreitengang in Hamburg

- 1947-1958 Schulleiterin der Volksschule Erikastrasse (heutige Wolfgang-Borchert-Schule) in Hamburg bis zu ihrer Pensionierung mit 63 Jahren (in den Jahren 1953-1955 mehrere Auslandsreisen nach England, USA und Südamerika)
- 1976 Ehrung als «Gerechte unter den Völkern» in der Jerusalemer Gedenkstätte Yad Vashem (höchste Auszeichnung, die der israelische Staat an Nichtjuden verleiht)
- 1981 Verleihung des Bundesverdienstkreuzes
- 1983 Gestorben in Hamburg

Maria Holst (geb. Flügge), Jahrgang 1922, Tochter von Elisabeth Flügge, ***berichtet:***

Mein Grossvater sollte eigentlich nach alter Handwerkstradition der Familie Schmied werden. Da er aber körperlich nicht stabil genug dafür war, wurde er Kaufmann. Ebenfalls wie seine Vorfahren war er in der Freimaurer-Loge engagiert.

Später war er als Vertreter der Nationalliberalen Partei¹ als Abgeordneter in der Hamburger Bürgerschaft. Wobei die Betonung aber nie auf dem Nationalen lag – im Gegenteil: Grossvater war ein kosmopolitischer Mensch, bei dem immer das Menschliche, das Liberale im Vordergrund stand.

In diesem Geiste erzog er auch seine drei Töchter, die – obwohl finanziell nicht notwendig – alle eine gute Ausbildung erhalten sollten. Seine besondere Aufmerksamkeit lag dabei auf Elisabeth, der mittleren Tochter, die von Kindheit an ein fröhlicher, unkomplizierter Mensch war, während die beiden anderen Töchter eher Problemkinder waren, wie man heute sagen würde.

Es wurde über Jahre in der Familie eine Geschichte erzählt, die dieses Vater-Tochter-Verhältnis gut beleuchtet: Als jugendliche Klosterschülerin hatte meine Mutter einmal mit einer anderen Schülerin ausgelassen auf dem Schulflur getanzt. Wegen dieses unerhörten Geschehens wurde der Vater zur Schulleitung zitiert, wo ihm der Vorwurf gemacht wurde, dass es seiner Tochter augenscheinlich an sittlicher Reife mangeln würde. Woraufhin der Vater freundlich erwiderte: «Ja, das könnte sein, dass die Tochter gar nicht weiss, was sittlich ist.»

An der Klosterschule teilte sich die Ausbildung in den letzten Klassen: Der eine Zweig führte in zwei Jahren zum Abitur, der andere Zweig bildete die jungen Mädchen zu Lehrerinnen aus. Mutter entschied sich für den zweiten Weg.

In den Schulferien war sie ein aktiver Wandervogel und lernte auf einer dieser Wanderungen auch meinen Vater kennen. Er war enger und nationaler im Den-

ken, als dies im Hause meiner Mutter üblich war. Grossvater lehnte diese Verbindung von Anfang an ab. Der Freund meiner Mutter grenzte sich zum Beispiel auch gegen Juden ab, so etwas hatte es bei Grossvater nie gegeben.

1918 zog sich Grossvater bei einem Unfall schwere Verletzungen zu, an denen er kurz darauf starb. Ein Jahr später heirateten meine Eltern.

Mutter hatte kurz nach ihrem Lehrrexamen an der Klosterschule 1916 begonnen, als Lehrerin in einer privaten Vorschule zu arbeiten. Dies gab sie nun auf, um für die Ehe und die zwei Kinder, die geboren wurden – meinen Bruder und mich – mehr da sein zu können.

Obwohl meine Mutter wohl nie eine Frauenrechtlerin gewesen ist, war sie von früh an eine weltzugewandte, auch politisch interessierte Frau. Emanzipation – das lebte sie!

Und das stiess sich eigentlich von Anfang an mit der eher gefügten und ordentlichen Weitsicht meines Vaters. 1924 trennten sich meine Eltern. Wir Kinder blieben bei der Mutter, die ab 1926 in der Privaten Realschule von Frau Wirth² wieder als Lehrerin zu arbeiten begann.

In der Privatschule von Frau Wirth am Mittelweg arbeitete meine Mutter von 1926 bis zur Auflösung der Schule 1938. Ich selbst wurde als Kind in dieser Schule Ostern 1929 eingeschult, hatte aber nie meine Mutter als Klassenlehrerin. 1938 erhielt ich dort noch meine mittlere Reife und ging dann für ein Jahr an die Heilwigschule in der Isestrasse. Mutter ging in den öffentlichen Schuldienst und wurde nach St. Pauli geschickt. Aber davon später mehr.

Es ist mir eingangs wichtig zu sagen, dass meine Mutter in keiner Weise Widerstandskämpferin war. Ich würde sogar sagen, dass sie, obwohl politisch interessiert, kein politischer Mensch war, aber sie hatte eben Zivilcourage. Es passiert leicht, dass Menschen in der Geschichtsschreibung zu Helden gemacht werden. Das möchte ich nicht in Bezug auf meine Mutter, das würde ihr auch in keiner Weise gerecht werden.

Es gab sicher unterschiedliche Haltungen, die Eltern, die selbst distanziert oder oppositionell gegenüber dem Nationalsozialismus eingestellt waren, gegenüber ihren Kindern an den Tag legten: Manche sagten nichts, um sich und die Kinder nicht zu gefährden; andere gaben versteckte Hinweise, damit die Kinder selber entdecken konnten, was wirklich passierte. Nicht so unsere Mutter: Bereits vor 1933, als die Nazis an Macht gewannen, sagte sie: «Wie schrecklich! Hitler bedeutet Krieg!» Nun muss man dazu sagen, dass bei uns zu Hause, auch wenn kein Reichthum herrschte, keiner arbeitslos gewesen ist. Aber Mutter liess sich auch nicht von den anderen «Errungenschaften» wie Autobahnbau oder «Kraft durch Freude» später beeinflussen. Sie meinte, dies sei alles sekundär in Bezug

auf das, was mit dem Nationalsozialismus an Schrecklichem geschähe.

Viele ihrer Freunde kippten nach 1933 um und sagten: «Nun gib' ihm doch mal eine Chance!» Aber sie blieb konsequent: «Das kann ich nicht! Ich habe gelesen und gehört, wie die im Reichstag ihre Gegner niedergeschrien haben. Und wer jetzt nicht schon alles verhaftet ist. Nein! Der Zweck heiligt niemals die Mittel!» Diesen Satz hat sie noch oft gesagt.

Ich sehe noch vor mir, wie wir – so im Sommer 1934 muss das gewesen sein – alle im Garten sassen, Grossmutter strickte, wir Kinder spielten, und Mutter übersetzte uns einen Artikel aus der Londoner «Times», in dem ein entkommener KZ-Häftling von den Zuständen in Deutschland berichtete. Sie versuchte uns ständig zu impfen gegen die Versuchungen der Nazis. Sie hat mir zum Beispiel auch verboten, zum BDM zu gehen.

Aber wissen Sie, wie wir Kinder damals oft dachten? Zum BDM wäre ich auch liebend gern hingegangen, hätte gern die Wanderungen und Zeltfahrten mitgemacht. Ich weiss noch genau, wie ich damals als Kind mir wünschte: Einmal aufwachen und auch Nazi sein können wie alle anderen... das wäre schön! Mein Bruder durfte auch zur HJ später. Abends hörte Mutter immer «Onkel Max», so nannten wir den englischen Sender. Auch später im Krieg noch, als das ja streng verboten war. Wenn wir dann abends zu der Zeit gerade nach Hause kamen und ihr etwas erzählen wollten, hiess es immer: «Pst – seid ruhig, ich muss Onkel Max hören!»

In der Schule war meine Mutter eine beliebte Lehrerin. Sie hatte eine fröhliche, leichte Art des Unterrichtens, und ich war traurig, dass ich sie nicht als Klassenlehrerin haben konnte.

Im Laufe der Zeit wurden mehr und mehr jüdische Kinder auf der Privatschule von Frau Wirth angemeldet, die auf öffentlichen Schulen ja zunehmend Schwierigkeiten bekamen. Meine Mutter liebte diese Kinder und zeigte dies auch bei jeder Gelegenheit. Die jüdischen Kinder waren «hübsch, wohlgezogen und intelligent». Was war ich oft eifersüchtig, denn ich war demgegenüber natürlich nur mittelmässig. Eine ehemalige Schülerin meiner Mutter aus jener Zeit sagte später einmal zu mir: «Dass du damals nicht antisemitisch geworden bist, Maria, das ist wirklich grossartig – bei dieser Mutter!»

In jenen Jahren mietete meine Mutter oft eine Ferienwohnung in dem Dorf Ollsen in der Lüneburger Heide. Mit uns fuhr auch regelmässig ein Junge mit in die Ferien, den meine Mutter nachmittags mit beaufsichtigte, auch um noch ein wenig Geld dazuzuverdienen. Der schwärmte dann immer, wie toll das da in den Ferien bei uns wäre. Eines Tages beichtete dann ein anderes Mädchen aus der Schule ihren Herzenswunsch: «Einmal mit Tüggi in die Ferien!» Tüggi war

der Name meiner Mutter in der Schule, die – damals gar nicht selbstverständlich – auch von allen Schülern geduzt wurde. Überhaupt herrschte ja an dieser Schule ein fortschrittliches offenes Klima.

Sie ahnen schon, was dann kam? In den Sommerferien fuhren dann bereits drei andere Kinder mit uns in die Heide, in den Herbstferien waren es 16 Kinder – und so blieb es dann einige Jahre. Da waren natürlich auch jedes Mal viele jüdische Kinder dabei, die ja bald sonst nicht mehr verreisen durften.

Besonders beliebt waren die grossen Osterfeuer in Ollsen. Im Jahre 1935 entdeckte meine Mutter am Tage, bevor das Feuer abgebrannt werden sollte, dass dort ein Schild «Juden unerwünscht!» aufgestellt worden war. Sie war darüber ungeheuer erbost und ging sofort zum Bürgermeister und wies den zurecht: «Sagen Sie mal, wissen Sie eigentlich gar nicht, dass Einzelaktionen verboten sind?»

Der Bürgermeister rief daraufhin eine Versammlung ein, auf der ein Bauer für meine Mutter mit den Worten sprach: «Das mit dem Schild lass' man lieber bleiben. Die Cissi geht bis zum Kaiser, ich kenn' die!»

Das Schild wurde dann tatsächlich entfernt, aber meine Mutter hatte das dann nicht rechtzeitig erfahren, so dass wir an dem Abend alle zu Hause blieben und Ostereier anmalten.

1937 fanden das letzte Mal solche gemeinsamen grossen Ferien in der Heide statt, denn Anfang 1938 musste Frau Wirth ihre Schule auflösen, weil doch viele jüdische Schüler in dieser Zeit noch auswandern konnten. Ausserdem waren die Privatschulen den Nazis ohnehin ein Dorn im Auge, und es war absehbar, dass die Schule sich nicht mehr lange würde halten können.

Ostern 1938 bewarb sich Mutter für den öffentlichen Schuldienst und wurde an die Mädchen-Volksschule in Hamburg-St. Pauli geschickt. Das war nun natürlich etwas ganz anderes als an der Privatschule. Die Familien der Schüler meiner Mutter lebten in unvorstellbarer Not. Viele Eltern waren kommunistische oder sozialdemokratische Arbeiter, und wenn Mutter fragte: «Wo ist denn dein Vater?», dann hiess es ganz oft: «Der sitzt!» Meine Mutter war zutiefst erschüttert, so ein Elend hatte sie noch nie gesehen. Ich weiss noch, wie sie eines Tages, als sie aus der Schule gekommen war, mit uns zu Tisch sass und plötzlich über einen ganz nichtigen Anlass zu weinen anfang, sich dann in ihr Zimmer einschloss und einen richtigen Zusammenbruch erlitt. So hatte sie das erschüttert. Aber dann kniete sie sich nur umso mehr rein. Sie traf sich regelmässig mit anderen Kollegen der Schule in einem «Meckerkreis», wie das damals hiess und wo alle Sorgen und Nöte besprochen wurden. Als sie dort einmal Zweifel äusserte, ob sie diese Arbeit unter so sozial schwierigen Bedingungen überhaupt

- 3106 -
Hamburg, den 4. Okt. 1939

Schulverwaltung

- 4. OKT. 1939

An die S c h u l v e r w a l t u n g,
Personalabteilung.

In Beantwortung Ihres Schreibens vom 2. Okt. teile ich Ihnen folgendes mit.

Mein Sohn H e r m a n n ist seit Dez. 1933 Mitglied der H.-J.

Meine Tochter M a r i a konnte bisher aus Gesundheitsgründen nicht in den B.D.M. eintreten. Sie hat im Jahre 1933 einen schweren Paratyphus überstanden und leidet seitdem an Drüsenstörungen und Herzbeschwerden. Das Kind steht noch heute unter dauernder ärztlicher Aufsicht und ist grösseren körperlichen Anstrengungen nicht gewachsen. - Nach Rücksprache mit ihrer Schulvorsteherin, Fräulein Barrelet, soll Maria, wenn sie das 18. Lebensjahr erreicht hat, in "Glaube und Schönheit" eintreten.

Ich bitte höflichst, dies zur Kenntnis nehmen zu wollen.

Heil Hitler!

Elisabeth Flüge

geb. Lohmann

Schriftliche Erklärung von Elisabeth Flüge zum bisher nicht erfolgten Eintritt der Tochter Maria in den BDM vom 4. 10. 1939.

liess sie möglichst immer dann die Klasse einen lauten Choral aus Protest singen.

Und doch muss in diesem Zusammenhang von einer Erfahrung berichtet werden, die meine Mutter nach dem Kriege erschüttert hatte: Sie traf nach 1945 eine ihrer besten Schülerinnen aus St. Pauli wieder, die ihr sagte: «Frau Flügge, die ganzen Verbrechen des Nationalsozialismus – das haben wir ja alles nicht gewusst! Warum habt ihr Erwachsenen uns denn bloss nie ein Wort darüber gesagt?» Mutter sagte dann nur tief traurig: «Aber, Else, mein Gott, hast du denn wirklich nicht gemerkt, dass ich mit meiner ganzen Seele dagegen war all die Jahre?»

Das hatte das Mädchen nicht. Denn meine Mutter war als Lehrerin natürlich auch eine Repräsentantin jener Zeit. Ich finde es wichtig, auch diese Grenzen zu sehen und zu verstehen.

Als dann 1942 die Kinderland-Verschickungen (KLV) begannen, weigerte sich Mutter, da mitzufahren. Diesen NS-Alltag von morgens bis abends glaubte sie nicht ertragen zu können; sie war dann für zwei Jahre als Sachbearbeiterin im Bezirksamt tätig. Noch im Kriege konnte sie dann aber wieder in der Volksschule in Hamburg-Sasel anfangen, weil dort dringend eine Lehrkraft benötigt wurde.

Auch nach der Auflösung der Privatschule am Mittelweg blieb der Kontakt zu jüdischen Freunden bestehen. Als im gleichen Jahr im November die Reichspogromnacht durchgeführt wurde, sagte meine Mutter zu uns: «Seht mal, wie sie lügen! Das nennen sie spontanen Volkszorn! Ich habe gesehen, wie die SA gezielt Geschäfte angezündet und Menschen geschlagen hat! Merkt euch das gut!»

Es war auch wirklich schrecklich, dass nun immer mehr jüdische Menschen aus den windigsten Gründen einfach abgeholt wurden. Ich erinnere noch, wie der Vater der Familie Löser aus dem KZ zurückkam, mit kahlrasiertem Schädel und furchtbar elend. Das war eine nicht besonders wohlhabende jüdische Familie, deren zwei Kinder zwar schon mit einem Kindertransport nach England gekommen waren, die aber für sich keinen «Bürgen» im Ausland gefunden hatte, ohne den eine Auswanderung nicht möglich war. Es ist überhaupt ein ganz dunkles Kapitel, dass so viele jüdische Familien der Unterschicht und ärmeren Mittelschicht keine Mittel für die Auswanderung hatten. Da hatte Mutter die Idee, die englische Familie Oldfield, bei der ich als Gastschülerin in den Sommerferien 1938 gewesen war, um eine Bürgerschaft für Lösers zu bitten. So ist es gelungen, dass diese Familie noch nach England entkommen konnte. Aber für die meisten war es dann doch zu spät.

Im Oktober 1941 traf die Deportation dann zwei befreundete Ehepaare, Jilowsky und Leopold, denen Mutter noch beim Packen half und mit ihnen zum «Juden-Sammelplatz» an der Moorweide ging. Auch half sie auf diese Weise

im Dezember desselben Jahres den drei Schwestern Beschütz, die ebenfalls später umkamen.

Für die Mutter einer Schülerin ging sie einmal zur Gestapo, um eine Rückstellung von der Deportation zu erreichen. Dies gelang auch zunächst, aber die Frau wurde dann mit einem späteren Zug abtransportiert. Nachdem der ehemalige Leiter des Jüdischen Krankenhauses, Dr. Berthold Hannes, der mit einer nicht jüdischen Frau in sogenannter «Mischehe» lebte und von daher noch relativ geschützt war, ausgebombt war, bot ihm Mutter zwei kleine Zimmer bei uns an, wo er dann mit seiner Frau und später auch seinem Sohn bis zum Kriegsende wohnte.

Ich selbst war 1938 nach der Auflösung der Privatschule auf das Gymnasium Heilwigstrasse gekommen. Da fühlte ich mich ziemlich boykottiert von den anderen Schülerinnen, wusste aber lange nicht warum. Bis ich dann schliesslich erfuhr, dass man mich mied, weil ich mich von selber meldete und deshalb für eine Streberin gehalten wurde. Dabei war ich es von der Privatschule her gewohnt, dass Schüler auch selbständig arbeiten und nicht nur auf Befehl. Dann kam noch hinzu, dass im Geschichtsunterricht, nachdem der Hitler-Stalin-Pakt⁴ geschlossen worden war, von einem Tag auf den anderen was ganz anderes erzählt wurde.

Da wurde ich bockig und bekam auch dementsprechend ein ganz mieses Zeugnis. Mutter verstand meine Schulschwierigkeiten nicht, jedenfalls half sie mir nicht dabei, und so ging ich nach einem Jahr dort ab und auf das Fröbel-Seminar, wo ich 1941 mein Kindergärtnerinnen-Examen machte. Ich arbeitete dann an verschiedenen Einrichtungen als Erzieherin, später auch im Landerziehungsheim Marienau. Dort war die Frau des Leiters, Frau Knoop, die Schwester von Christoph Probst⁵, der bei der Weissen Rose in München mitgemacht hatte. Als ich im Landerziehungsheim arbeitete, waren in München gerade die Verhaftungen. Frau Knoop musste auch hin, war ebenfalls kurz in Haft und kam nach den Hinrichtungen der Geschwister Scholl und ihres Bruders nun wieder zu uns zurück. Kurz darauf erschienen bei ihr unangemeldet drei Gestapo-Männer und forderten sie auf, einen Text zu unterschreiben, nach dessen Aussage die Hinrichtung ihres Bruders rechtens gewesen sei.

Sie war danach völlig gebrochen, es war furchtbar... ich blieb den ganzen Tag an ihrer Seite und brachte sie noch abends zum Zug, wo sie in die Obhut der restlichen Familie nach München zurückfuhr.

Mein Bruder, der zwei Jahre älter war als ich, hatte inzwischen in Potsdam eine Kriegsschule besucht. Gegen Ende der Ausbildungszeit 1944, er war da 24 Jahre alt, wurde ihm klar, dass er nach Beendigung der Ausbildung unweigerlich Offizier werden müsste. Da hat er von einem zum anderen Tage die anstehende Beförderung abgelehnt, und ich weiss nicht, was er sonst noch für Äusserungen

machte, jedenfalls erfuhren meine Eltern, dass er zum Tode verurteilt worden sei. Vater war zu der Zeit Oberstleutnant in Norwegen und argumentierte sofort, dass der Junge eine psychische Störung haben müsse, denn er sei doch bisher ein tapferer Soldat gewesen; er hätte doch sogar schon ein Eisernes Kreuz erworben. Davon wussten Mutter und ich nichts. Aber so war mein Bruder zuweilen: Er war diplomatischer als ich oder konnte sich auch besser anpassen! Mutter schrieb mir nun nach Marienau, dass ich zu meinem Bruder nach Potsdam fahren sollte, um ihn von seinem Entschluss abzubringen und ihn zur Offizierslaufbahn zu überreden, um die Hinrichtung zu verhindern. Bitte überlegen Sie einmal, was hätten Sie als junger Mensch wohl damals an meiner Stelle getan?

Auch gerade nachdem dieses Schreckliche mit den Geschwistern Scholl⁶ passiert war, habe ich gedacht: Mein Bruder hat recht! Ich finde es richtig, was er macht! Und ich bin dann nicht hingefahren. Meine Mutter hat mir das noch lange sehr übelgenommen. Heute wäre ich sicher auch gefahren, zumindest um bei ihm zu sein, aber damals konnte ich das nicht so sehen.

Vor allem wohl durch die Intervention meines Vaters ist mein Bruder dann noch begnadigt worden, aber direkt an die Front geschickt worden. Dort ist er dann noch im Januar 1945 gefallen...

Nach dem Krieg habe ich dann mein Abitur nachmachen können und dann ab 1947 ein Theologie-Studium begonnen, das ich mit einem Lehramts-Examen abgeschlossen habe. Ich arbeitete dann einige Jahre in der Schule Weg beim Jäger in Hamburg bis zur Heirat und Geburt meiner eigenen beiden Kinder. Nachdem die Kinder gross waren, habe ich dann von 1968 bis 1984 noch einmal als Lehrerin gearbeitet. Die ganzen Jahre wohnte auch meine Mutter, die nun Grossmutter geworden war, mit uns in dem Haus, in dem sie selbst aufgewachsen ist. Mein Sohn ist heute in der Entwicklungshilfe in Afrika tätig, und meine Tochter arbeitet als Lehrerin in Niedersachsen. Sie ist auch wieder eine begeisterte Lehrerin wie ihre Grossmutter, aber ein anderer Typ. Meine Mutter starb am 2. Februar 1983. Das war der Tag, an dem unsere Tochter nach einer kurzen Zeit der Arbeitslosigkeit ihre erste Stelle als Lehrerin antreten durfte. Ich weiss noch, da haben wir gesagt: «Jetzt ist die Fackel weitergegeben...»

Elisabeth Forck (Bremen)

Als evangelische Studienrätin in der Bekennenden Kirche engagiert



... und kurz vor dem 86. Geburtstag.

Als Studienrätin 1936 in Bremen...

1900	Geboren in Seehausen bei Bremen (heute Bremen)
1905-1912	Mädchenschule «Kriebisch» in Bremen
1912-1918	«Neues Gymnasium» für Jungen (1918 Abitur)
1918-1923	Studium der ev. Theologie, Alten Sprachen und Philosophie in Göttingen und Marburg (1 Semester)
1923- 1924	Studienreferendarin am Lyzeum und am Gymnasium für alte Sprachen in Göttingen (1 Jahr)
1924- 1925	Studienreferendarin am Realgymnasium für Mädchen und am Gymnasium für Jungen in Hannover (1 Jahr)
1926-1949	Studienrätin am Städtischen Lyzeum mit Studienanstalt an der Kleinen Helle in Bremen
1949-1963	Oberstudiendirektorin (Schulleiterin) am Gymnasium «Kleine Helle» in Bremen (bis zur Pensionierung mit 63 Jahren)
1988	Gestorben in Bremen

Ich habe eine glückliche Kindheit in nüchterner, christlicher Atmosphäre verbringen dürfen. Mein Vater (Jg. 1861) war Pastor, von 1902 bis 1918 Anstaltsgeistlicher des «Grossen Krankenhauses» in Bremen. Meine Mutter (Jg. 1867) stammte als Pastorentochter aus einem fröhlichen schwäbischen Elternhaus, mein Vater aus einem ernsten pietistischen Pfarrhaus. Diese beiden Strömungen hatten durch die Hochzeit meiner Eltern im Jahre 1888 glücklich zusammengefunden.

Ich war im Aussehen und Wesen meiner Mutter sehr ähnlich. Sie war die beste Lehrerin meines Lebens bis zu ihrem Tode im Jahre 1929. Vater war bereits 1918 an Tuberkulose gestorben.

Wir waren zehn Geschwister zu Hause – ich war das 7. Kind. Ich habe viele schöne Kindheitserinnerungen, an das Geschichten-Erzählen mit meinen Geschwistern vor dem Schlafengehen oder unsere Spiele in der Essstube unseres bescheidenen eigenen Hauses in der Hildesheimer Strasse (1902-1943) in Bremen. Meine Eltern mussten immer mit dem Groschen rechnen, denn mein Vater, der als Anstaltsgeistlicher nicht der Kirchenbehörde, sondern dem Senat unterstellt war, erhielt ein Beamtengehalt mit der damaligen knappen Kinderzulage.

Ich kam bereits mit 5/z Jahren in die Schule – wo ich in meiner Klasse immer die Jüngste und Kleinste blieb. Mit 12 Jahren durfte ich zum «Neuen Gymnasium» für Jungen überwechseln, worüber ich sehr glücklich war, denn ab nun durfte ich mit meinem geliebten, ein Jahr älteren Bruder die gleiche Klasse besuchen.

Es war eine schöne Zeit auf dieser Schule, wo die Lehrer uns in Plato, Sophokles, Herodot und natürlich immer wieder Homer einführten. Im Gymnasium für Jungen waren wir zuerst 2, später 5 Mädchen mit etwa 20 Jungen in einer Klasse.

1917 wurden alle bis auf 3 Jungen zum Krieg eingezogen – auch mein Bruder. Er fiel bereits wenige Tage danach noch im Sommer 1917 ebenso wie ein zweiter Bruder (1914). Zwei weitere Brüder kamen schwerverwundet aus dem Felde zurück.

Dies erschütterte mich sehr und hat meine Einstellung zum Krieg wesentlich geprägt.

Noch in einem Gespräch mit meinem Vater hatte ich mich bewusst und freudig für den Lehrerberuf entschieden. Nach seinem Tode erhielt Mutter nur eine kleine Pension. Zum Glück bekam ich ein gutes Stipendium, das allerdings durch die Inflation gleich Null wurde. Ich empfand immer die Verpflichtung, mich mit dem Studium zu beeilen.

Da auch das Studium selbst sehr arbeitsintensiv war, habe ich in der Zeit meines Studiums von den brennenden politischen Problemen der Zeit wenig mitbekom-

men. Es kam wohl zu einer Konfrontation von links- und rechtsgerichteten Studenten, die sich in einigen turbulenten Studentenversammlungen niederschlug, aber selten zu sachlicher Diskussion. Da auch die Dozenten überwiegend deutschnational waren, bekam an den Universitäten die «Rechte» das Übergewicht.

Aus heutiger Sicht muss ich mir selber auch den Vorwurf machen, dass ich mich auf die Information aus den Überschriften der sowohl in Göttingen wie in Marburg extrem rechten Tageszeitungen beschränkte. Erst in meinem 2. Ausbildungsjahr an der Sophienschule in Hannover (1924/25), als ich in ein kritisches, liberales Kollegium kam, wurde mir deutlich, was ich in den vergangenen Jahren versäumt hatte. Aber es lässt sich schlecht wiedergutmachen, wenn man seine Zeitgeschichte nur vom Rande her wahrnimmt – man macht es sich bequem und «heult mit den Wölfen» oder schweigt sich aus.

In Göttingen hatte ich beispielsweise noch miterlebt, wie der derzeitige Rektor eine Hindenburg-Büste in der Universität errichtet hatte, die Hindenburg dann während einer Feier geschmackloserweise selbst enthüllen musste. In Hannover erlebte ich nun, wie sich mein verehrter Ausbildungsleiter Professor Heyn kritisch zur Wahl Hindenburgs zum Reichspräsidenten 1925 äusserte. Dieser Professor Heyn, der Fachbücher zum Religionsunterricht geschrieben hatte, wurde mein Vorbild in jeder Beziehung. Erst durch ihn und andere Kollegen in Hannover wurde ich auch in politisch-kritische Gedankengänge eingeführt.

Nach acht Lehr- und Wanderjahren war ich 1926 froh, wieder zu meiner Mutter und meinen Geschwistern heimkehren zu können.

Ich trat im gleichen Jahr in das Kollegium des «Städtischen Lyzeums mit Studienanstalt an der Kleinen Helle» ein – ein freundliches Kollegium von etwa 25 Personen, dabei mehr Lehrerinnen als Lehrer.

Die Schulleiterin Frau P. war deutschnationale Bürgerschaftsabgeordnete. Auch sonst herrschte in der Schule eine deutschnationale Aura (zum Beispiel durch den «Verein für das Deutschtum im Ausland» – VDA¹), aber es war trotzdem ein tolerantes Klima, auch nicht antisemitisch. Die Schulleiterin verstand es, die unterschiedlichen «Typen» im Kollegium zusammenzuführen. Jeder hatte grosse Freiheit in der Gestaltung seines Unterrichts, was ganz im Sinne der liberalen Bremer Behörden war.

Mit dem aufkommenden Nationalsozialismus wurde ich 1928 das erste Mal in bedrückender Weise konfrontiert. Mit meiner Mutter sowie zwei Schwestern war ich Anfang September 1928 zu einer Matinee in das damalige Schauspielhaus (das heutige Goetheater) gegangen, um der Feier zu Leo Tolstois 100. Geburtstag beizuwohnen. Den Festvortrag sollte der jüdische Professor Theodor

Lessing aus Hannover halten. Es herrschte feierliche Stille, als er ans Rednerpult trat. Doch kaum hatte er die ersten Worte gesprochen, als von der Empore Sprechchöre zu brüllen begannen: «Juda verrecke!» und «Deutschland erwake!». Die Mehrheit des Publikums war empört. Man rief nach der Polizei, die die Schreier hinauswies, aber die meist jugendlichen Nazis setzten ihre Sprechchöre dann vor dem Theater fort. Erst nach dem Kriege erfuhren wir, dass Professor Lessing gleich nach 1933 einer der ersten war, der von Nazibanden ermordet worden war².

Als wir nach der Veranstaltung aus dem Schauspielhaus kamen, begegneten uns Mutter und Tante einer guten Freundin meiner Schwester und riefen aus: «Ist sie nicht herrlich, unsere deutsche Jugend?» Sie meinten das ernst. Wort- und grusslos, masslos entsetzt wandten wir uns ab, vor Erregung waren wir alle vier den Tränen nahe. «Was wird nur aus uns...» war alles, was meine Mutter sagte. Sie starb wenige Monate später...

Ich war froh, in meiner Schwester Beate jemanden zu haben, der politisch wesentlich mehr Verständnis und Kenntnis hatte als ich. Sie beschäftigte sich mit der Frauenbewegung und war der Deutschen Demokratischen Partei³ nahe. Durch sie lernte ich Helene Lange⁴ und Gertrud Bäumer⁵ in ihren Artikeln in der Zeitschrift «Die Frau» kennen, auch im Blatt des «Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins»⁶, das ich mir nun hielt.

An den Tag der Machtergreifung, jenen Montag, den 30. Januar 1933, erinnere ich mich noch genau: Die bisherigen Senatoren der Deutschen Volkspartei und der SPD mussten das Rathaus verlassen – und neuer Nazi-Schulsenator wurde Dr. v. H.⁷ Im Kollegium herrschte am nächsten Tag grosse Bestürzung.

An unserer Schule wurde niemand versetzt oder entlassen. Sicher traten nun die fünf Nazi-Lehrer im Kollegium offensiver auf, aber trotz entgegengesetzter Meinung blieb es doch menschlich anständig, was ohne Frage der Schulleiterin zu verdanken war.

Ich will Ihnen dafür einige Beispiele geben: Als 1935 der 3. Parteitag in Nürnberg anstand, gab es darüber ein Gespräch im Kollegium. Der 1. hatte geheissen «Sieg des Glaubens», der 2. «Triumph des Willens» und da rutschte mir raus: «Der 3. heisst sicher ‚Die Macht der Gewohnheit!« Eine unserer Nazi-Lehrerinnen meinte da zu mir: «Dafür müsste ich Sie jetzt anzeigen!» Worauf ich ohne Angst sagen konnte: «Was Sie natürlich nicht tun!»

Während unser Musiklehrer sogar eine nationalsozialistische Hymne komponiert und mit Schülern einstudiert hatte, ein anderer offen von seiner Zeit als «alter Kämpfer» der Nazis schwärmte mit dem Satz «Das Schönste waren die Saalschlachten!», war es auch möglich, dass ein Kollege von mir offen im Leh-

rerzimmer am Morgen nach der entsetzlichen «Kristallnacht» voller Betroffenheit sagte: «Heute Nacht haben wir einen Krieg begonnen und verloren!» Solche Gegensätze waren in unserem Kollegium nebeneinander.

Aber nun der Reihe nach: Schon in der «Kampfzeit» vor 1933 erfuhr ich es als bedrückend, dass der Pastor der Gemeinde, zu der ich mich bis dahin zugehörig gefühlt hatte, sich nun ausgesprochen antisemitisch äusserte. Er wurde 1933 auch «Deutscher Christ».

Antisemitismus hatte es in meinem Elternhaus nie gegeben. Mein Vater hatte uns bewusst ins Alte Testament eingeführt – für ihn gab es nur eine Bibel. Dass das Alte Testament nun plötzlich ein «abgelegtes Judenbuch mit Zuhältergeschichten» sein sollte, das stiess mich ab.

Durch einen Zufall kam ich zur Bremer Stephani-Gemeinde. In einem Kirchenzettel hatte ich den Namen des Pastors Greiffenhagen⁸ gelesen, mit dem ich gleichzeitig in Göttingen studiert, aber keine Fühlung gehabt hatte. Zu ihm ging ich Ostern 1933 in die Stephani-Gemeinde – und ich werde nie vergessen, wie ich ihn dort das erste Mal predigen hörte. Der Predigttext lautete: «Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unseren Herrn Jesus Christus.» (1. Kr. 15,57)

Pastor Greiffenhagen begann zu meiner grossen Freude mit den Worten: «Heute wird weithin in Deutschland dieser Text im Sinne des Nationalsozialismus ausgelegt. Das gedenke ich nicht zu tun!» Von da an sind meine beiden Schwestern und ich in diese Gemeinde gegangen. Hier wurde nicht in die allgemeine Hitlerseligkeit eingestimmt. Dadurch, dass einige Gemeindeglieder weggingen, denen solche Haltung nicht passte, andere aber bewusst hinzukamen, wurde dies eine besondere Gemeinde.

1934 wurden die Verfassungen der bremischen Gemeinden aufgehoben: Bauherren, Diakone und Gemeindekonvente mussten einem «Gemeindeführer» weichen, der dem selbsternannten Landesbischof verantwortlich war. Unsere Gemeinde erhob gegen diese gewaltsame und widerrechtliche Massnahme Protest und erkannte weder den «Landesbischof» noch den «Gemeindeführer» an. Das Blatt «Junge Kirche» gab uns Informationen, und wir verfolgten in unserer Gemeinde das Entstehen der Bekennenden Kirche⁹ mit besonderem Interesse: So fuhr auch unser Pastor Greiffenhagen im Mai 1934 zur ersten Synode der Bekennenden Kirche nach Barmen. Als er begeistert zurückgekehrt war, bildeten auch wir nach dem Modell der «Bekennenden Kirche» in unserer Gemeinde einen Bruderrat, der getreu der Barmer Erklärung¹⁰ die Dinge der Gemeinde zu regeln hatte. Auch ich wurde in diesen «Bruderrat» gewählt, der sich nachher eine Verfassung gab und sich «Gemeindeleitung» nannte.

1934 war die erste «bischöfliche» Massnahme, dass Pastor Greiffenhagen suspendiert wurde. Da zu diesem Zeitpunkt bereits gedruckte Gemeindeblätter

nicht mehr erlaubt waren, schrieben wir daraufhin vom «Bruderrat» aus an alle Gemeindemitglieder klärende «persönliche Briefe», die in einem Privathaus geschrieben, vervielfältigt und dann ausgetragen wurden. Wir hatten für diese Arbeiten in unserer Gemeinde ohne Aufforderung eine grosse Schar junger und alter Menschen, die halfen.

Irgendein Gemeindemitglied mag nun aber mit dem Inhalt des Briefes nicht einverstanden gewesen sein. Kurz darauf klingelte morgens um 7 Uhr bei mir die Gestapo und führte eine gründliche Haussuchung durch – bis 8.30 Uhr. Es wurde eine fast skurrile Angelegenheit: So wurden zum Beispiel meine Unterrichtsvorbereitungen für Griechisch beschlagnahmt, weil «Geheimschrift» verboten wäre!

Heikel wurde es dann, als die beiden Gestapo-Beamten im Ofen ein Blatt des NS-Lehrerbundes fanden, das für alle Lehrer, ob Mitglied oder nicht, im Lehrerzimmer ausgelegt zu werden pflegte. Auf die Frage, was dieses Blatt im Ofen zu suchen habe, sagte ich: «Da habe ich Kirschkerne draufgespuckt. ...» Ich war ab 1934 nominelles Mitglied im NSLB, um eine soziale Hilfskasse des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnen-Vereins weiter betreuen zu können.

Versammlungen des NSLB habe ich freiwillig nie besucht. Exemplare des gesuchten Briefes fanden sie keine. Das konnten sie auch nicht, denn ich hatte keine mehr. Zum Glück fanden sie auch ein anderes verfängliches Blatt Papier nicht: Eine Einladung an Greiffenhagen zu einem «Gebietstreffen konfessioneller Wühlmäuse» (so hatte kurz zuvor Goebbels in einer Kundgebung die Mitglieder der Bekennenden Kirche genannt), die ich zwischen einem Stapel gesammelter Briefe versteckt hatte. Darauf war auch der Text eines Liedes: «Liebe Wühlmaus, lass dir raten, sage nur nicht piep, Joseph nimmt statt Gänsebraten sonst mit dir vorlieb.» Greiffenhagen hatte mir die Einladung zurückgegeben, weil er bei sich eine Haussuchung befürchtet hatte. Ich blieb bei dieser Angelegenheit aber das einzige Mitglied des «Bruderrats», dem die Ehre einer Haussuchung zuteil wurde.

Als die Gestapo-Beamten verschwunden waren, kam noch ein «Kollege» von der Post, der mein Telefon «reparierte» – nun hatte ich auch noch ein Abhörgerät am Hals. Dies erschwerte doch manche Kontakte. So später vor allem zu meinem Bruder Bernhard Heinrich Forck (1893-1963), der Pastor in Hamburg war und seit 1936 der «Vorläufigen Leitung» der Bekennenden Kirche angehörte – einem Gremium von fünf Männern, die eng mit Martin Niemöller¹¹ verbunden waren, der auch unsere Gemeinde einmal besuchte. Niemöller kam 1937 als «persönlicher Gefangener des Führers» ins KZ Sachsenhausen. Mein Bruder kam 1938 mit einem Rede- und Reiseverbot relativ glimpflich davon. Aber auch sein Telefon wurde abgehört. Der für ihn zuständige Gauleiter in

Hamburg hatte ihm gegenüber gemeint, dass er nicht beabsichtige, in seinem Gau weitere Märtyrer zu schaffen.

Doch zurück zur Schule: Auch wenn nach dieser Haussuchung keine weiteren Schritte der Gestapo erfolgten, so wurde ich doch mehrfach zum Schulsenator zitiert, wo ich mich für dieses oder jenes, was ich im Unterricht gesagt hatte, zu rechtfertigen hatte. Der Senator war ein gebildeter, aber borniert-rassistischer Mann, der es liebte, seine Ansichten in Vortragstourneen in vielen deutschen Städten zu verbreiten. Nun hatte seine Tochter Almuth bei mir in drei Fächern Unterricht. Sie war meine Schülerin von 1933 bis 1939 und mir sehr zugetan. Das hat mich sicher vor vielem gerettet.

Ich erinnere mich noch, wie ich einmal zum Senator zitiert wurde, weil ich mich kritisch gegenüber einem «nationalsozialistischen Führer» geäußert hätte im Unterricht. Vorgefallen war Folgendes:

Eine Schülerin hatte mich gefragt, ob der Ausspruch des Reichsarbeitsführers Ley¹²: «Ich glaube an Deutschland wie an Gott!» denn mit «positivem Christentum» vereinbar sei. Ich hatte auf diese Schülerfrage geantwortet: «Ich kann niemandem ins Herz schauen. Aber Deutschland und Gott auf eine Stufe zu stellen, das lässt sich wohl schwer vereinbaren.» Zum Schulsenator sagte ich nun: «Sie sind doch selbst Lehrer gewesen – und wissen, dass ein Pädagoge auf Fragen von Kindern und Jugendlichen antworten muss, will er glaubwürdig bleiben.» Woraufhin er meinte: «Ihre Äusserungen bringen meine Tochter in Konflikte. Dann werde ich sie von Ihrem Religionsunterricht abmelden.» Aber ich hatte seine Tochter doch auch in Philosophie und Griechisch. Daran erinnerte ich ihn. Er meldete Almuth tatsächlich vom Religionsunterricht ab. In den anderen Fächern, in denen ich natürlich ebenfalls zu meiner Gesinnung stand, durfte sie aber bei mir bleiben.

Im Sommer 1936 wurden alle Lehrer verpflichtet, an einem dreiwöchigen Schulungslager des NSLB teilzunehmen. Dazu war es gekommen, weil wegen einer Kinderlähmungsepidemie die Schulen nach den Sommerferien hatten geschlossen bleiben müssen.

In Leuchtenburg bei Bremen versammelten sich an einem Sonntagnachmittag im August in einem dieser Lager nun also 30 Lehrerinnen verschiedener Schulgattungen. Die an sich schüchterne Lagerleiterin machte sich «stark», um uns sofort mit unseren Pflichten vertraut zu machen: Wir hatten zueinander alle «Du» zu sagen. Jede musste sich erheben und laut ihren Vornamen sagen. Dann wurden die verschiedenen Aufgaben benannt, vom Frühsport im Trainingsanzug, Bettenbauen, Waschen in festgelegter Reihenfolge, Antreten zum Flaggenhissen bis hin zum Reinigen der Stuben und besonders der Bretterbude neben dem Hause, deren Zweck durch Herzenstüren eindeutig kenntlich gemacht war.

Wir sprachen entsprechend ihrer Ausstattung mit fünf primitiven Holz-»Sitzgelegenheiten« vornehm von den «olympischen Ringen».

Schlimmer waren aber die Vorträge, die vormittags und nachmittags gehalten wurden und sich im Wesentlichen um Juden, Freimaurer, reaktionäre Kirchenchristen, besonders Katholiken, drehten. Die Kenntnisse der jeweils Vortragenden waren mehr als dürftig und forderten unentwegt meinen Widerspruch.

Wir durften ja nicht kritisieren, aber doch Fragen stellen, und mit denen fing dann meistens doch eine Diskussion an. Bei all dem wurde mir doch sehr schwer ums Herz. Nicht einmal so sehr wegen der Phantastereien der Vortragenden, sondern wegen meiner Kolleginnen, die nicht selten nach einer Diskussion zu mir kamen und mir zustimmten, aber während der Diskussion kein Wort sagten und mich allein liessen. Als sie mich wieder einmal bewunderten und beglückwünschten zu meinem Mut, da entgegnete ich: «Hättet ihr doch lieber eben beim Vortrag etwas gesagt!» Worauf sie mir entgegneten: «Uns steht das Wort nicht so zur Verfügung wie dir!» Aber hätten sie nicht doch wenigstens sagen können: «Das sehe ich auch so!»?

Ach, das alles machte mich ganz traurig und krank.

Ich musste wegen einer «Magenschleimhautentzündung» und «unstillbarem Erbrechen» direkt nach dem Lager ins Krankenhaus, aber unter Pflege der «braunen Schwestern» und einem Chefarzt, der demonstrativ sein Parteiabzeichen am Kittel trug, sowie einer unablässigen «Heil-Hitler! «-Begrüssung konnte ich mich nur schwer erholen. Wie froh war ich, als ich endlich in die Obhut meiner Schwester nach Hause zurückkehren und mich auskurieren konnte. Erst Ende November konnte ich meinen Schuldienst wieder aufnehmen. Auch in der Gemeinde hatte sich in den letzten Jahren einiges getan: Kurz vor Weihnachten 1937 war der Amtsbruder von Pastor Greiffenhagen, Pastor Rosenboom, gestorben. Die verwaiste Gemeinde wählte und besoldete nun zunächst ein Jahr gegen den Willen des Landesbischofs Weidemann den jungen Pastor Friese, der eng mit unserem «Bruderrat» zusammenarbeitete.

Schliesslich setzte Bischof Weidemann gegen den Willen der Gemeinde aber doch durch, dass am 15. Januar 1939 der «Deutsche Christel-Pastor Fischer seinen Dienst bei uns begann. Er predigte fortan nur vor «Deutschen Christen», die zum Teil aus anderen Gemeinden kamen. Es gelang aber dem verwaisten Gemeindeteil doch, die zweite Pfarrstelle mit Pastor Fritz Schipper zu besetzen – der als «illegaler» Pastor nur die Rückendeckung einer kleinen, aber opferbereiten Gemeinde hatte. Er musste ohne Pfarrhaus, ohne Kirche, ohne Gemeindeblatt wirken – seine Wohnung befand sich in einem Privathaus. Ein kleines

Gehalt konnte mit Unterstützung der Bekennenden Kirche in Oldenburg aufgebracht werden.

Bei Kriegsausbruch wurde der vom Dienst suspendierte Pastor Greiffenhagen sofort zur Wehrmacht eingezogen und an den Westwall geschickt.

Als Motor der Gemeindegarbeit des «Bruderrates» wirkte seit 1934 die Kollegin der Kippenbergschule Magdalene Thimme¹³, eine Studienrätin, die als «politisch unzuverlässig» bereits 1935 vorzeitig in Ruhestand versetzt worden war und seitdem alle Kraft der Gemeinde widmete.

Im Herbst 1941 begannen für unsere Stephani-Gemeinde die schwersten Zeiten: Zur Gemeinde gehörten schon seit Langem einige getaufte Juden, die die Gottesdienste regelmässig besuchten. Einige von ihnen lebten in «Mischehe» mit «arischen» Männern oder Frauen. Als am 1. September 1941 die Anordnung erlassen wurde, nach der alle Juden, die das 6. Lebensjahr vollendet hatten, ab jetzt in der Öffentlichkeit den «Judenstern» tragen mussten, bedeutete dies auch für uns, dass wir uns von ihnen fernzuhalten hätten, wenn wir nicht der «Rassenschande» beschuldigt werden wollten.

Ich erinnere mich noch genau der Bibelstunde, die diesem Erlass folgte. Unsere «nichtarischen» Gemeindeglieder fehlten. Wie sollten wir uns ihnen gegenüber verhalten? Gehörten sie nicht nach wie vor zur Gemeinde?

Die junge Gemeindegelferin Maria Koppen übernahm es, die jüdischen Gemeindeglieder darüber zu informieren, dass wir weiter zu ihnen halten wollten. Das war sehr mutig von ihr. Tatsächlich kamen die armen Gebrandmarkten auch wieder zu uns – häufig allerdings nur im Schutz der Dunkelheit, nur wenige wagten den Besuch am Sonntagmorgen.

In der letzten Oktoberwoche erhielten die jüdischen Gemeindeglieder ihre Aufforderung zum «Arbeitseinsatz im Osten» – die Deportation stand bevor. In der Gemeinde beschlossen wir, Kleider und andere notwendige Dinge für die Betroffenen zu sammeln. Durch einen Zufall war Pastor Greiffenhagen zu dieser Zeit auf Wehrmachts-Urlaub in Bremen, und so sollte am Sonntag, dem 31. Oktober 1941, ein Abschiedsgottesdienst mit gemeinsamem Abendmahl stattfinden. Am Ende des Gottesdienstes wurde in einer Kollekte Geld für unsere jüdischen Gemeindeglieder gesammelt – und es kam zu bewegenden Szenen des Abschieds. Der «Deutsche Christen»-Pastor Fischer meldete die «unerhörten Ovationen» für Juden umgehend der Gestapo, die nicht lange auf sich warten liess.

14 nicht jüdische Gemeindeglieder – darunter drei Lehrerinnen – wurden verhaftet und brachten einige Tage und Nächte im Gefängnis zu, mehrere auch länger. Wegen einer Familienfeier ausserhalb von Bremen war ich nicht beim

Bremen, den 2.11.1941

Sehr geehrter Herr Regierender Bürgermeister und Parteigenosse!

Während in Bremen die Kirchenregierung unter der Führung des Landesbischofs durch illegale Beschlüsse machtlos geworden ist und die Bekenntnisfront sich zu konsolidieren anschiekt, kann in unserer Stadt in einer Kirche folgendes sich ereignen:

Der Pastor an St. Stephani Lic. G. GREIFFENHAGEN gewährte in seinem Gottesdienst 3 Juden, gekennzeichnet durch den Judenstern – 1 Mann und 2 Frauen – das Gastrecht. Aber nicht nur dies! Er feierte mit ca. 25 Personen seiner Gemeinde mit diesen Juden das *Abendmahl* im Anschluß an den Gottesdienst in einem öffentlichen Kirchenraum. Aber nicht nur dies! Nach der Feier wurden diese Juden draußen vor der Kapelle derart provozierend beglückwünscht, als wenn es sich um Abschied von lieben Menschen handele.

Aber nicht nur dies! Zwei deutsche Frauen vergaßen derart ihre Ehre, daß sie die Jüdin einhakten und mit ihr Arm in Arm über den Kirchhof nach Hause gingen. Dies geschehen am 2.11.1941^X in einer deutschen Kirche. Dies geschehen unter Mithilfe eines Pastors, der sogar den grauen Ehrenrock des deutschen Soldaten trägt! Dies geschah, während draußen im Osten deutsche Soldaten und Volksgenossen ihr Leben und Blut hergeben, gemordet von jüdisch-bolschewistischen Bestien. Als deutscher Mann, als *alter Parteigenosse* fühle ich mich durch ein derartiges Verhalten beleidigt in meinem deutschen Ehrgefühl und bitte daher die Staats- und politischen Stellen um weitere Veranlassung und Ahndung.

Heil Hitler!

gez. Fischer

Brief des «Deutsche Christen»-Pastors Fischer an den Regierenden Bürgermeister von Bremen und SA-Obergruppenführer Böhmecker vom 2.11.1941 im Wortlaut. Alle Hervorhebungen nach dem Originalbrief. (Elisabeth Forck gab als Datum den 31.10.1941 an. Hier irrte sie, da der Sonntag tatsächlich auf den 2.11. fiel.)

Abschiedsgottesdienst gewesen und entging durch diesen Zufall der Verhaftung. Die Lehrerinnen, dazu meine Schwester Tusnelde, wurden aufgrund eines Dienststrafverfahrens 1942 vom Dienst suspendiert¹⁴.

Um etwas für die Verhafteten zu tun und auch gegen die Deportation zu protestieren, hatte sich Frau Thimme entschlossen, einen Brief an den Bremer Bürgermeister Böhmecker zu schreiben. Sie teilte mir ihre Idee mit und bat mich, zum Unterschreiben ins Pfarrhaus zu kommen. Ich weiss noch, wie ich spontan dachte, was soll ein Brief an den fanatischsten aller Judenhasser, der stolz darauf war, in der «Kristallnacht» selbst die Fackel an die Synagoge gelegt zu haben.

Aber ich fand den Inhalt richtig, wenn mir auch etwas an der Ausdrucksweise nicht ganz geglückt schien, aber was, das war mir im Augenblick nicht klar. Ich unterschrieb also. Auf dem Weg zum Briefkasten habe ich noch schwer mit mir gerungen, weil ich der Form wegen meiner Sache nicht sicher war. Dann steckte ich den Brief aber ein und dachte: «Nun komme, was kommen soll.»

Das war Montag. Freitag darauf kam prompt die Vorladung zum Verhör beim Senator des Inneren, der den erkrankten Bürgermeister in dieser Sache zu vertreten hatte. Die Nacht davor hatte ich eine der üblichen Nachtwachen wegen der Bombennächte in der Schule abgeleistet und ging nun um 8 Uhr morgens ohne Frühstück direkt zum Verhör. Mit mir geladen waren noch Frau Thimme und in Vertretung eines anderen Gemeindeglieds kam Herr Scherf.

Als wären die beiden anderen nicht da, wandte sich der Senator nur an mich. In Bezug auf eine Stelle im Brief, die etwa lautete: «Die Gemeindeleitung erhebt Einspruch gegen die Verhaftung ihrer Gemeindeglieder, jüdischer und anderer Staatsbürger...», wurde gefragt: «Sie wissen wohl gar nicht, dass Juden keine Staatsbürger sind?» Da sprach leider Frau Thimme, die in politischen Dingen wenig bewandert war, dazwischen mit der Frage: «Ja, sind denn die Juden keine Staatsbürger?»

Dies löste einen Wutanfall des vernehmenden Beamten sowie das schlimme Ende des Verhörs aus. Er schrie mich an: «Die Juden sind unser Volksfeind Nr. 1! Wenn Sie als Lehrerin dies nicht einmal im Kriege wissen, dann haben Sie sich des Landesverrats im Kriege' schuldig gemacht! Vielleicht wissen Sie wenigstens, was einen Landesverräter erwartet. Ihre Akte liegt bei der Gestapo – Sie hören von uns.» Damit wurden wir entlassen.

Als ich in meiner Schule ankam, hatte es noch nicht zur Pause geläutet. Eine liebe Kollegin, die von den Vorgängen in der Gemeinde wusste, trat auf mich zu mit den Worten: «Ich wünsche dir viel Kraft!»

Nun musste ich nur noch ruhig für den Unterricht werden. «Nur die Schülerinnen

Bremen, den 7.11.1941

An dem Reformationsgottesdienst mit anschließendem Abendmahl, den Herr Pastor Greiffenhagen hielt, haben drei nichtarische Gemeindemitglieder (mit Stern) teilgenommen.

Herr Fischer, der durch Herrn „Landesbischof“ Weidemann gegen den Willen der Gemeinde eingesetzt D.C.-„Pastor“, hat das von seiner Wohnung aus beobachtet und der Gestapo angezeigt. Die Gestapo hat Herrn Pastor Greiffenhagen und der Gemeinde vorgeworfen, daß sie die Teilnahme der Nichtarier geduldet haben. Unsere Gemeindegliederin und acht Gemeindeglieder sind in Haft genommen, von denen inzwischen vier wieder entlassen sind. Ihnen wird außer der Duldung der Nichtarier im Gottesdienst vorgeworfen, daß sie der armen nichtarischen Arbeiterfamilie, die zur Evakuierung vorgesehen war, geholfen haben, die ihnen fehlende Ausrüstung zu beschaffen. . . .

Gegen den schweren Eingriff in unser Gemeindeleben erheben wir Anklage. Es ist nicht recht, daß man Gemeindegliedern ihre selbstverständlichen Pflichten als Christen zum Vorwurf macht und zum Anlaß nimmt, sie ihrer Freiheit zu berauben.

Es dürfen unsere nichtarischen Gemeindeglieder nicht bestraft werden, weil sie einen Gottesdienst besuchten und am heiligen Abendmahl teilnahmen, oder sich helfen ließen. Es dürfen unsere arischen Gemeindeglieder nicht bestraft werden, weil sie ihrer selbstverständlichen Christenpflicht genügten und keinen Anstoß an ihren sterntragenden Mitchristen im Gottesdienst nahmen oder ihnen die Hilfe nicht schuldig blieben.

Wir fordern darum, daß allen unseren Gemeindegliedern die Freiheit wiedergegeben wird, und daß die beleidigenden Drohungen gegen unsere Lehrerinnen und ihre Amtstätigkeit zurückgenommen werden . . .

Die Gemeindeleitung
gez. im Auftrag . . .

Brief der Gemeindeleitung Alt-Stephani-Süd vom 7.11.1941, der sowohl an das Reichskirchenministerium, die DEK-Kirchenkanzlei, drei Landesbischöfe als auch – in leicht geänderter Fassung – an den Bürgermeister Böhmcker gesandt und u.a. auch von Elisabeth Forck unterzeichnet worden war (die Fassung an die Kirchenstelle ist auch abgedruckt in Meier 1968, 114-115).

nichts merken lassen!» dachte ich. Aber es half mir, jetzt in der Klasse zu sein. Ich weiss noch, wie sich meine Anspannung in einem herzlichen Lachen lösen konnte, als eine Schülerin den Satz «Fama crescit eundo» (Das Gerücht wächst im Umlauf) übersetzte mit: «Der Hunger wächst beim Essen» (Farnes crescit edendo). Und dies, wo ich doch ohne Frühstück tatsächlich Magenknurren hatte...

So suchte ich am gleichen Tage meinen Vorgesetzten Landesschulrat Dr. Kurz auf, der mir sehr geneigt war. Auf dessen Rat entschloss ich mich, am Montag darauf beim Schulsenator vorzusprechen und ihm die Ereignisse aus meiner Sicht zu schildern. Der Schulsenator sagte mir in diesem Gespräch, dass er in der Bezeichnung «Staatsbürger» für einen Juden keinen Landesverrat sehen könnte. Ich fragte ihn daraufhin, ob ich von seiner Äusserung Gebrauch machen dürfe. Er stimmte zu.

Dies berichtete ich nun am folgenden Tage beim Verhör der Gestapo. Der zuständige Beamte liess beim Senator zurückfragen, wo diese Äusserung bestätigt wurde. Damit war mein Kopf für diese Situation gerettet.

Beim folgenden von mir diktierten Protokoll formulierte ich dann: «Ich verbitte mir den Vorwurf des Landesverrats. Ich habe immer in Treue zu meinem Volk gestanden.» Als ich den Text dann unter sehr eiben sollte, glaubte ich, meinen Augen nicht zu trauen. Die Sekretärin hatte eigenmächtig nach «meinem Volk» noch hinzugesetzt «.. und meinem Führer». Ich bat sie, das wieder zu löschen. Sie kam dieser Bitte nach vielen Bedenken auch nach, und ich unterschrieb.

Diese ganze Angelegenheit endete glücklich mit einem zweimonatigen Gehaltsabzug. Ganz beendet war sie damit aber noch nicht, denn der Senator bat mich im März 1942 erneut zu einem Gespräch. Er warf mir nun doch vor, dass ich ihm grosse Unannehmlichkeiten im Senat bereitet hätte, indem ich mich auf ihn während der Vernehmung berufen hätte. Aber da das ja nun nicht mehr zu ändern sei, hätte er sich entschlossen, mir wegen der Angelegenheit eine zusätzliche Dienststrafe aufzuerlegen. Zum einen wäre ich ab sofort von meiner Tätigkeit als Fachleiterin für Latein und Religion entbunden. Zum anderen forderte er mich auf, meine leitende Tätigkeit in einer Gemeinde der Bekennenden Kirche umgehend einzustellen, da beides für einen Beamten nicht zu vereinbaren wäre.

Das brachte mich nun wirklich in einen schweren Konflikt. Wo war ich nötiger – in der Gemeinde oder in der Schularbeit?

Nicht allein, dass ich meinen Beruf glühend liebte und mir nicht vorstellen konnte, wie ich ohne ihn leben sollte. Ich wusste auch, dass ich gerade auf ethischem und politischem Gebiet und in dem mir noch verbliebenen Religionsunterricht der Unterstufe eine ganz wichtige Aufgabe an der Jugend zu erfüllen hatte und dass sie meinem Einfluss aufgeschlossen war.

Der Behörde teilte ich mit: «Ich habe meine Mitarbeit in der Gemeindeleitung von St. Stephani aufgegeben.» Ein schwerer Entschluss. Ich blieb Lehrerin. Ich möchte Ihnen nun noch von einer Schülerin berichten, deren Schicksal mich damals besonders betroffen gemacht hat:

Es war an einem dunklen Winterabend, Anfang Februar 1942, als es bei uns klingelte. Es war Verdunkelung – wer mochte uns jetzt noch besuchen? Als ich öffnete, fiel mir meine ehemalige jüdische Schülerin G. weinend um den Hals. G. hatte 1941 die Schule verlassen müssen, weil sie als «halbjüdisches» Mädchen nicht mehr die Oberstufe unserer Schule hatte besuchen dürfen.

Nun sah ich, dass sie den «Judenstern» trug. Mühsam konnte sie sich nur fassen und berichtete: «Heute Mittag, wie ich nach Hause kam, stand ein SS-Mann vor der Tür unserer Wohnung. Als ich ihn frage, wo meine Eltern seien, antwortete er: ‚Da, wo das Judenpack hingehört! Dein Vater nach Auschwitz, deine Mutter nach Ravensbrück. Du hast dich in der Juden-Sammelstelle zu melden und kommst morgen nach Theresienstadt!‘»

Und dann sagte sie das, was mich am meisten erschütterte: «Liebe Frau Forck, ich weiss, dass ich nicht bei Ihnen bleiben kann. Bei Ihnen würde man mich ja zuerst suchen. Aber wissen Sie, ich wollte doch einmal noch einen Menschen sehen!»

Sie ging dann in der Nacht noch zum Sammel-Lager. Sie erkrankte in der gleichen Nacht schwer an Scharlach und wurde ins Krankenhaus gebracht. Dadurch wurde ihr Abtransport um einige Zeit verzögert. Sie kam dann aber schliesslich doch nach Theresienstadt.

Im Juni 1945, als wir in unserer «Bombenwohnung» in Oberneuland wohnten, ging eines Tages die Tür auf – und da stand G.: schmal, aber unverseht! Wir haben uns alle nicht der Tränen geschämt, so eine Freude war das! – Dann erzählte sie von Theresienstadt, wo sie sich vor allem um die Kinder gekümmert hatte, nur die Ratten und Wanzen seien schrecklich gewesen. Und die Eltern? Die Mutter hatte mit schwerer Krankheit Ravensbrück überlebt, der Vater war in der Hölle von Auschwitz umgekommen.

Wir verloren uns dann einige Jahre aus den Augen, aber beim 26jährigen Abiturjubiläum, unserem «Klassentag», war auch plötzlich G. wieder dabei, und seitdem bekomme ich jedes Jahr zu Weihnachten ausführliche und liebe Post von ihr. Sie ist heute Ärztin, mit einem Pfarrer verheiratet und hat drei Töchter. Einen guten Kontakt habe ich auch heute noch zu Almuth, der Tochter des ehemaligen Schulsenators. Er war beim letzten Luftangriff auf Bremen schwer ver-

letzt worden, als er sich im Keller seines Hauses schützend über Frau und Tochter geworfen hatte. Wenige Tage später verstarb er im Krankenhaus. Dadurch ist ihm sicher viel Bitteres erspart geblieben, was ihn sonst als SS-Oberführer von Seiten der Siegermächte erwartet hätte. Ich kann ihm auch heute meine Achtung nicht versagen, dass er als Schulsenator trotz enger Bindung an die nationalsozialistische Ideologie immer bereit war, Andersdenkende anzuhören und sie vor Unrecht und Gewalt zu schützen.

1949 wurde ich dann Nachfolgerin von Frau P., die ihren Dienst als Schulleiterin bis zu ihrem 71. Lebensjahr versehen hat. Ich muss aber sagen, dass ich wegen des persönlichen Umgangs mit Kindern immer am liebsten Lehrerin gewesen bin.

Therese Kurka (Düsseldorf)

Als katholische «politisch unzuverlässige» stellvertretende Schulleiterin an einer städtischen Berufsschule



Anfang 1986.

- 1909 Geboren in Osterfeld, Kreis Oberhausen/Rheinland
- 1915-1919 Volksschule in Gleiwitz/Oberschlesien
- 1919-1925 Städtische Mittelschule in Gleiwitz/Oberschlesien
- 1925-1926 Katholische Frauenschule der «Armen Schulschwestern» in Gleiwitz/Oberschlesien
- 1926-1928 Technisches (Lehrerinnen-)Seminar in Gleiwitz/Oberschlesien; 1928 Abschluss mit der Lehrbefähigung in Nadelarbeit und Hauswirtschaft für Volks-, Mittel- und Oberschulen
- 1928-1929 Vertretungslehrerin mit voller Stundenzahl am Staatlichen Reitzenstein-Gymnasium in Hindenburg/Oberschlesien
- 1929-1930 Praktikum in Hauswirtschaft in Gleiwitz/Oberschlesien als Voraussetzung für das Studium

- 1930-1932 Studium der Hauswirtschaft am Gewerbeseminar in Breslau;
Examen als Gewerbelehrerin
- 1932-1939 Gewerbelehrerin an der Gewerblichen Berufsschule (später Bildungsanstalt für Frauenberufe) in Gleiwitz/Oberschlesien
- 1939-1945 Direktor-Stellvertreterin auf Probe an der Bildungsanstalt für Frauenberufe in Gleiwitz/Oberschlesien
- 1946-1947 Schulleiterin der Berufsschule in Falkenberg, Kreis Torgau/Sachsen
- 1948-1955 Gewerbeoberlehrerin an der hauswirtschaftlichen Mädchen-Berufsschule in Düsseldorf
- 1955-1973 Direktor-Stellvertreterin mit gelegentlicher selbständiger Leitung der Berufsschule Mettmanner Strasse und Siegburger Strasse (Elly-Heuss-Knapp-Schule) in Düsseldorf (bis zur Pensionierung mit 64 Jahren)

Meine Eltern stammten beide aus Schlesien. Mein Vater (Jg. 1881) war als Beamter bei der Reichsbahn beschäftigt. Dies war der Grund, weswegen wir je nach Arbeitsstelle meines Vaters umziehen mussten. Ich wurde in Osterfeld bei Oberhausen geboren, aber schon einige Zeit später wurde mein Vater nach Schlesien versetzt. Auf Drängen meiner Mutter liess sich mein Vater 1912 nach Gleiwitz in Oberschlesien zurückversetzen, und dort bin ich dann eigentlich aufgewachsen.

Gleiwitz war damals eine Stadt mit etwa 120'000 überwiegend deutschen Einwohnern. Die Mehrheit der Bevölkerung war katholisch. Auf dem Lande, auf den Gleiwitz umgebenden Dörfern, wurde dagegen polnisch gesprochen. Dies galt zum Beispiel auch für meine Grosseltern, die wir manchmal am Wochenende auf dem Lande besuchten, und wo ich ausser wenigen Brocken nie etwas von der Unterhaltung verstand. Ich habe nie polnisch gelernt, in der Schule schon gar nicht.

Meine Eltern gingen jeden Sonntag in die Kirche. Als wir Kinder, meine beiden Brüder, meine Schwester und ich, noch klein waren, bestellte meine Mutter jeden Sonntagmorgen ein Kindermädchen, damit sie ebenfalls am Kirchgang teilnehmen konnte. Sie war immer eine sehr gute Mutter zu uns. 1914 musste mein Vater in den Krieg und kam auch erst zum Kriegsende, zum Glück ohne schwere Verwundungen, wieder heim. Ich erinnere noch, wie wir davor, also noch im Krieg, als Vater nicht bei uns war, mit meiner Mutter in der Küche sassen, wir Kinder alle dicht bei meiner Mutter, weil wir grosse Angst hatten, dass die Russen vom Norden her über die Oder kommen und in Gleiwitz einmarschieren würden. Dazu ist es ja dann nicht gekommen, aber diese Szene sehe ich noch

heute vor mir. Da war ich noch ein kleines Kind, gerade in die Schule gekommen.

Über Politik redeten meine Eltern nach meiner Erinnerung zu Hause nicht. Während der Weimarer Republik wurde bei uns Zentrum¹ gewählt. Nach dem frühen Tod meines Vaters 1924 interessierte sich Mutter mehr für öffentliche Dinge; so bestellte sie zum Beispiel eine Tageszeitung, aus der sie uns Kindern dann manchmal vorlas.

Durch die Pension meines Vaters und dadurch, dass meine Eltern ein Mietshaus für 14 Parteien erworben hatten, musste meine Mutter nach Vaters Tod keine Not leiden.

Auch konnte sie sich weiter um uns Kinder kümmern, denn die Hausverwaltung konnte sie so nebenbei machen. Gegenüber dem aufkommenden Nationalsozialismus war Mutter von Anfang an kritisch eingestellt und zeigte dies auch uns gegenüber. Ich werde nie vergessen, wie sie immer rief, wenn Goebbels im Volksempfänger zu hören war: «Stell ihm die Stimme ab!» Aber das war dann schon später.

An meine Volksschulzeit habe ich keine besondere Erinnerung mehr. In den Klassenräumen hing immer ein Kreuz neben dem Kaiserbild, und ich weiss noch heute, wie wunderschön das Kleid aussah, das ich tragen durfte, als Kaisers Geburtstag in der Kirche gefeiert wurde. Ein Kleid mit grossen Karos und einer herrlichen Schleife.

Ich ging als Kind gern in die Schule, auch später auf die Mittelschule. Dort hatte ich eine ausgezeichnete, weltoffene Lehrerin, die ich sehr bewunderte. Sie berichtete vor der Klasse von ihren Reisen und war uns Kindern gegenüber immer freundlich und zugewandt. Wir hatten auch drei oder vier jüdische Schülerinnen in der Klasse, aber so etwas wie Antisemitismus gab es bei dieser Frau nicht.

Mein Wunsch, Lehrerin zu werden, war schon sehr früh entstanden. Ich weiss noch, wie ich das erste Mal in der Volksschule sah, wie die Lehrerin an der Tafel die Kreide führte – das gefiel mir so gut, dass ich zu gern auch Lehrerin werden wollte. Als die nette Lehrerin eines Tages von meinem Wunsch erfuhr, bestärkte sie mich darin und half mir, die weiteren Wege zu ebnen.

Zunächst besuchte ich die Katholische Frauenschule der «Armen Schulschwestern» in Gleiwitz, um eine Grundausbildung in den hauswirtschaftlichen Fächern zu erhalten. Diese Schule kannte damals jeder in Gleiwitz. Dort entstand auch mein Plan, später einmal ein «richtiges» Gewerbelehrerinnen-Studium in Breslau zu absolvieren.

Da ein Studium damals eine teure Angelegenheit war, trat ich 1926 schon mit 17 Jahren auf Anraten einer älteren Mitschülerin in den «Verein katholischer deutscher Lehrerinnen»², der damals schon den in der Ausbildung Stehenden

ein Darlehen gewährte, das später zurückgezahlt wurde. Mit einer Mitschülerin ging ich ab und zu mal zu einer Versammlung des Vereins oder zu Weihnachtsfeiern, die uns sehr beeindruckten.

Den ersten Teil meiner Ausbildung absolvierte ich von 1926 bis 1928 am Technischen Seminar in Gleiwitz, und zwar für die Fächer Nadelarbeit und Hauswirtschaft. Das war eine ganz solide Ausbildung.

Da ich nun für das geplante Studium in Breslau nicht nur vom Darlehen leben konnte und auch meiner Mutter nicht zur Last fallen wollte, die noch meine drei jüngeren Geschwister zu versorgen hatte, entschloss ich mich nun erst einmal dazu, ein Jahr Geld zu verdienen. Ich ging zum Arbeitsamt und erklärte: «Ich mache alles! Ich kann auch im Hotel oder Restaurant arbeiten.» Da hatte ich aber das grosse Glück, dass an der angesehenen Reitzenstein-Schule, einem Gymnasium im benachbarten Hindenburg, gerade eine Hauswirtschaftslehrerin gesucht wurde, und so konnte ich dort ein Jahr als Vertretung arbeiten. Der Oberstudiendirektor, ein respektabler gütiger Herr, der jeden Morgen mit seiner Taschenuhr am Schulportal stand und die Pünktlichkeit persönlich kontrollierte, sagte nachher noch zu mir: «Wenn Sie nun schon die fertige Ausbildung hätten, könnten Sie hierbleiben!» Aber ich wollte ja nach Breslau zum Studium.

Und das Kollegium der Schule? Eigentlich war es ein nettes Kollegium. Über Politik wurde in der Schule wenig geredet. Die meisten Lehrkräfte waren katholisch, der Direktor bestimmt ein Zentrums-Mann. Ob es auch Sozialdemokraten unter den Kollegen gegeben hat? Nein, das glaube ich eigentlich kaum. Die Schule galt als «richtig vornehme» Schule. Der Direktor hatte noch uneingeschränkte Macht und nahm natürlich nicht jeden – also nicht jeden Lehrer, auch nicht jeden Schüler. Wir hatten aber zum Beispiel viele jüdische Kinder in der Schule.

Während meines Studiums in Breslau von 1930 bis 1932 war dann doch schon viel vom drohenden Nationalsozialismus zu spüren. Wir hatten zum Beispiel bei einem Regierungsrat Staatsbürgerkunde. Dort sollte eines Tages ein Referat zum Thema «Katholizismus und Nationalsozialismus» gehalten werden. «Kritisch» wollte es der Regierungsrat. Gemeint war natürlich: Kritisch gegenüber dem Katholizismus – und aufgeschlossen gegenüber dem jungen Nationalsozialismus. Ich meldete mich für das Referat, und er gab mir ein Büchlein zur Vorbereitung, dass ich «kritisch» vortragen sollte. Ich konnte daraus entnehmen, dass nach Alfred Rosenbergs «Mythus»³ die Kirche vernichtet werden sollte. Dies trug ich dann während des Referats ausführlich vor. Der Regierungsrat stand am Fenster, war sichtlich enttäuscht, die Mehrheit der Mitschülerinnen freute sich. Aber er liess mich das so machen.

Unter den Studenten der Universität war eine ganz andere Stimmung: Die malten während der Vorlesung Hakenkreuze auf die Tische und waren schon 1930/31 vom Nationalsozialismus «ergriffen». Eine unangenehme Stimmung! 1931 trat Hitler einmal in der Jahrhunderthalle in Breslau auf. Da ging ich hin, weil ich mich in meiner Ahnung bestärken wollte. Die Halle war brechend voll, grosser Jubel überall. Was er geredet hat, weiss ich nicht mehr. Er schrie, und ich weiss noch, wie ich damals dachte, ein Ungeist schwebt um diesen Mann. Ich blieb aber dann doch bis zum Ende der Veranstaltung. Ein Kontra-Zeigen hätte ich mich da nicht getraut.

Als Hitler 1932 bei den Wahlen vorübergehend wieder verloren hatte⁴, sagte die Klassenlehrerin zu uns: «Schade, man hätte ihn doch wenigstens probieren lassen können.» Über sie dachte ich dann: Wie kannst du nur...? Die Arme ist später selbst von den Nazis verhaftet worden.

Im Herbst 1932 war ich mit der Ausbildung fertig und stellte mich beim Direktor der Gewerblichen Berufsschule in Gleiwitz vor. Diese Schule war nun im modernisierten Gebäude jener alten Volksschule untergebracht, die ich als Kind selbst einmal besucht hatte. Das ist schon ein Ding, da habe ich in einem Schulhaus mein halbes Leben verbracht...

Es fing aber schwer an: Der Direktor sagte mir erst einmal, dass er nun leider keine Stelle mehr frei habe, liess sich aber dann schliesslich noch dazu bewegen, mir sechs Stunden Unterricht pro Woche zu ermöglichen. Aber davon konnte ich natürlich nicht leben. Also ging ich wieder zum Arbeitsamt.

Dort erhielt ich das Angebot, hauswirtschaftliche Kurse für junge arbeitslose Männer im Gebäude unserer Berufsschule durchzuführen. Die jungen Leute sollten eben nicht den ganzen Tag auf der Strasse zubringen müssen, da wurde durchaus auch schon damals etwas dafür getan. Aber gerade ich mit meinen 23 Jahren sollte einer Gruppe von jungen Männern Kochen beibringen? Na, ich hab's gemacht. Wie, weiss ich heute nicht mehr. Ich seh's noch vor mir, wie die Stadt uns für den Kochunterricht irgendwelche Fässer mit Salzheringen anlieferte. Es war sicher gut gemeint, aber die jungen Kerle zogen natürlich erst mal lachend und jeder einen baumelnden Salzhering in der Hand durch das ganze Schulhaus. So fing das an.

Im Januar 1933 war dann die «Machtergreifung». Ich kann mich nicht mehr erinnern, was ich da persönlich gefühlt habe. Ich weiss nur noch, wie wir am nächsten Morgen alle auf dem Schulhof antreten mussten, alle Lehrerinnen und Lehrer und alle Schüler. Da wurde dann die Hakenkreuzfahne gehisst, Lieder gesungen und immer wieder «Heil Hitler!» Am verrücktesten gebärdeten sich

die Männer, bestimmt ein Drittel hatte sofort ein Parteiabzeichen, viele kamen auch in Uniform.

Die Frauen waren viel zurückhaltender. Aber an irgendwelche Opposition erinnere ich mich nicht. Alle, die nicht dafür waren, hielten sich wohl eher zurück. Zum Beispiel unser Schulleiter. Vor den Osterferien 1933 machte er mir noch die erfreuliche Mitteilung, dass ich nach den Ferien ein Deputat von insgesamt 13 Stunden erhalten würde. Daraufhin machte ich mit meiner Freundin den ersten kleinen Urlaub meines Lebens. Als ich aus den Ferien zurückkam, erfuhr ich in der Schule, dass unser Direktor als politisch unzuverlässig aus dem Dienst entlassen wäre. Er war ein Zentrums-Mann, ich weiss nicht, warum der gehen musste. Ich habe ihn später noch einmal besucht in seiner Privatwohnung, denn er durfte auch nicht als Lehrer Weiterarbeiten – und da fragte er nur, ob ich keine Angst hätte, ihn in aller Öffentlichkeit zu besuchen.

Er war auch nicht deshalb entlassen worden, weil die Nazis einen der ihren auf die Stelle hieven wollten. Die hatten dafür gar keinen. Nein, seine Stelle blieb zunächst unbesetzt. Der Direktor-Stellvertreter, ein zaghafter Lehrer aus dem Kollegium, der mehrfach recht überfordert war von dieser Aufgabe, eröffnete mir als erstes, dass ich die versprochenen Mehrstunden nicht erhalten könne, weil er diese inzwischen einer anderen Kollegin zugesagt hätte. Darüber war ich natürlich wütend, und wie ich erfuhr, war der anderen Kollegin mit den paar Stunden auch gar nicht geholfen. Das sagte sie selbst zu mir. Ich denke, die Nazis haben diesen Herrn deshalb nie zum Direktor befördert, weil sie ihn durchschaut hatten. Aber sonst riss sich aus dem Kollegium auch niemand um den Posten, weil eben auch viel Arbeit daran hing.

Im gleichen Jahr 1933 wurden wir dann natürlich mehrfach aufgefordert, dem NSLB beizutreten. In unserem Kollegium von etwa 30 Personen waren es nur drei bis vier Frauen, die nicht eintraten. Durch das Reichskonkordat⁵ war unser «Verein katholischer deutscher Lehrerinnen» bis 1937 noch einigermaßen geschützt, wenn auch nicht wenige Kolleginnen vieles auszuhalten hatten, schikaniert, zum Teil auch strafversetzt und nicht befördert wurden. Bis 1936 war noch eine Doppelmitgliedschaft im NSLB und VkdL möglich, danach bis zur Zwangsauflösung⁶ nur ein Entweder-Oder. Bis Ende 1933 waren alle Lehrer unserer Schule auch in der Partei, von den Frauen etwa die Hälfte. Aber obwohl meine Haltung bekannt war, wurde ich 1934 mit einer vollen Stelle eingestellt. Ich hatte Glück – viele andere in gleicher Situation erhielten keine Anstellung. Inzwischen war die Schulleitung einem Herrn aus «dem Westen», Parteigenosse natürlich, übertragen worden, der aber wie 1938 sein Nachfolger, ebenfalls aus

Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei

Gau: Bayerische Ostmark Kreisleitung Kronach

Amt für Erzieher

NS-Lehrerbund

Kreisamtsleitung Kronach



Fernruf Nr. 355

Postkonto:

Bezirkspostamt Kronach Nr. 1165 u. Nr. 1446

Abtl. Weibl. Erziehung

Kronach, den 19. Hermann 1938

Liebe Berufskameradin!

Laut Erlaß des Reichsministers Rust wurde den NSLB die gesamte weltanschauliche und fachliche Schulung der gesamten Erziehereinschaft übertragen. Alle Erzieher und Erzieherinnen, also auch die Nichtmitglieder des NSLB haben sämtliche Schulungsveranstaltungen des NSLB zu besuchen. Auf diesen Erlaß hin hat nun der Reichswalter des NSLB, Gauleiter Wächtler angeordnet, daß all jenen Erziehern und Erzieherinnen, die wegen Zugehörigkeit zu konfessionellen Lehrer- und Lehrerinnenverbänden aus dem NSLB ausgetreten sind, nunmehr die Möglichkeit gegeben werden soll, freiwillig dem NSLB neu beitreten zu können. Ich setze Sie von dieser Anordnung in Kenntnis mit dem Beifügen, bei mir bis 1. März 1938 einen Aufnahmeschein anzufordern. Sollte dies bis zu diesem Tag nicht geschehen sein, so muß ich melden, daß Sie von der Möglichkeit der Aufnahme in den NSLB keinen Gebrauch machen wollen.

Den Erhalt dieses Schreibens möchten Sie mir bitte umgehend bestätigen.

Heil Hitler!

Kreisf. f. weibl. Erziehung.

Nach Auflösung des VkdL am 23. August 1937 erfolgte in vielen Landesteilen neuerlicher Druck zum Eintritt in den NSLB.

«dem Westen», auf politischem Gebiet dem Kollegium gegenüber ziemlich zurückhaltend blieb.

Wie es nun kam, dass ich mich nicht begeistern konnte an der «neuen Zeit»? Von der Einstellung meiner Mutter hatte ich schon berichtet. Dies war sicher nicht ohne Bedeutung. Wichtiger wurden im Laufe der Zeit die Schulungen durch unseren Verein, die etwa einmal im Monat stattfanden. Dort wurde klar ausgesprochen: Der Nationalsozialismus macht die katholische Kirche kaputt. Hinzu kam, dass die jeweils Vortragenden doch überwiegend kluge und feine Menschen waren, die uns differenziert informierten, was wohltuend abstach von der sonst üblichen Propaganda. Jedenfalls hatten wir keine Illusionen mehr, dass der Nationalsozialismus unseren Verband weiter bestehen lassen würde.

Als der «Verein katholischer deutscher Lehrerinnen» 1937 per Erlass aufgelöst wurde, bin ich eines Tages von unserer Diözesan-Vertreterin und Landesvorsitzenden von Schlesien Frau Maria Labryga zu einem Gespräch eingeladen worden, bei dem auch unsere 1. Vorsitzende Maria Schmitz⁷ aus Berlin anwesend war. Ich weiss noch, wie ich bei mir dachte: «Die wollen was aus dir machen!» Frau Labryga war ehemaliges Mitglied des Provinzial-Landtags und wurde wegen ihrer antinationalsozialistischen Einstellung von der Mittelschullektorin zur Lehrerin degradiert. Sie informierten mich nun über die neue Situation nach der Zwangsauflösung unseres Vereins, und Frau Schmitz ermutigte uns, in unserer Arbeit nicht nachzulassen.

Wir, d.h. unser Verein, hielten dann unter anderem Schwestern-Arbeitskreise im Gebäude der ehemaligen Katholischen Frauenschule ab. Da es in anderen Kreisen zu vereinzelt Verhaftungen gekommen war, passte unsere Pförtnerin immer am Schultor auf, wenn wir beisammen waren, um uns notfalls zu warnen, wenn die Gestapo käme.

Wir hatten für diesen Fall einen Fluchtweg aus dem Zeichensaal über den Speicher vereinbart. Aber zum Glück wurden wir verschont. Ich hatte bei diesen Treffen eine besondere Funktion, weil ich als inzwischen beförderte Direktor-Stellvertreterin Zugang zu allen neuen Erlassen und Bestimmungen hatte und zuweilen dadurch die Schwestern informieren konnte, was demnächst wieder auf sie zukäme.

Aber jetzt muss ich noch einmal zurück in der Geschichte, um zu erzählen, wie ich denn nun auch noch zur Schulleitung kam. Im Jahre 1939 war unsere Schule so gewachsen, dass die Behörde beschloss, sie in eine Jungen- und eine Mädchen-Abteilung von je mehreren hundert Jugendlichen im Alter von 14 bis 18 Jahren zu teilen. Obwohl ich mich überhaupt nicht beworben hatte, teilte mir eines Tages der zuständige Oberregierungsrat mit, dass ich zum nächsten Termin die Leitung der Mädchen-Abteilung zu übernehmen hätte – zunächst für

ein halbes Jahr als Direktor-Stellvertreter auf Probe. Ich freute mich darüber gar nicht besonders, denn es war mit ungeheuer viel Mehrarbeit verbunden. Ich bin sicher, dass dies keine der anderen Kolleginnen machen wollte. Nach einem halben Jahr musste ich wieder zum Oberregierungsrat. Meine Beförderung auf Probe wurde um ein weiteres halbes Jahr verlängert. Ich weiss noch, wie mir da rausrutschte: «Leider!» Ich blieb bis zum Schluss auf Probe – a. Pr. wie es hiess –, weil ich mich weigerte, in die Partei einzutreten. Deshalb wurde ich eines Tages schliesslich zum NSDAP-Kreisleiter von Gleiwitz bestellt, der mir eröffnete: «Es geht doch nicht, dass jemand Schulleiter ist, der nicht in der Partei ist!» Ich sagte, dass ich auch bereit wäre, wieder als Lehrerin zu arbeiten. Als er darauf nicht einging, sondern mir nahelegte, dann doch wenigstens nicht so viel «in die Kirche zu rennen», da platzte mir der Kragen, und ich sagte zu ihm: «Ich denke, Sie brauchen jeden Mann für den Krieg! Können Sie mir mal erklären, wer denn da so viel Zeit hat, mir hinterher zu schnüffeln?»

Das sagte er mir natürlich nicht, im Grunde wollte ich es auch gar nicht wissen. Das Denunziantentum war etwas Schlimmes geworden.

Es gab halt auch unter unseren Glaubensbrüdern und -Schwestern einige, die dem Druck nicht standhielten, sicher noch andere, die aus freien Stücken zum Nationalsozialismus überliefen. Das ist bekannt. Aber wenn Sie mich fragen, warum, dann kann ich nur sagen, dass ich denke, dass diese Menschen einfach nicht genügend Vertrauen hatten in ihren Glauben, die waren nicht genügend verwurzelt und fielen dann eben um... Viele hatten grosse Angst...

Sie fragen, was aus den jüdischen Schülerinnen und Schülern geworden ist? Ich muss ehrlich sagen, ich weiss es nicht. Sie verschwanden eher still, es waren ohnehin nur wenige. Man fragte nicht nach. Ich weiss, dass wir noch bei einem Juden kauften, nachdem dies schon verboten war. Aber auch nicht mehr offen im Laden. Dieser Händler war dann auch bald weg, ebenso eine jüdische Familie in der Strasse, die Tochter war bis zu ihrem Schulabschluss bei mir in der Klasse gewesen. Ich glaube, diese Familie konnte noch auswandern.

Am Tag nach der «Kristallnacht» kam meine Mutter aufgeregt und empört vom Wochenmarkt heim, dem gegenüber in Gleiwitz die Synagoge gestanden hat, die nun ebenfalls in Brand gesteckt worden war. Wir sind da aber nicht mit reingezogen worden. Auch später, als die wenigen noch verbliebenen Juden den gelben Stern tragen mussten, so ab 1941, da hat mir das leid getan. Aber wir haben nichts gemacht...

Persönlich besonders empört war ich über das, was einer meiner Schülerinnen sozusagen vor meinen Augen zustiess. Es handelte sich um die Nichte von Frau Labryga, Bärbel, die ich in Geschichte und Staatsbürgerkunde unterrichtete. Ja, diese Fächer habe ich unterrichtet. Bärbel war eine kluge und engagierte Schüle-

rin und hatte aufgrund ihrer Klassenarbeiten und nach der Zensurenkonferenz in beiden Fächern eine 1 erhalten. Daraufhin erhielt ich einen Anruf von dem schon erwähnten Oberregierungsrat, der wissen wollte, ob die Zensuren so wirklich gerechtfertigt wären. Offensichtlich hatte sich jemand beschwert. Ich sagte: «Ja, das hat sie verdient!» Kurz darauf erhielt ich eine Vorladung zum Ministerialrat nach Kattowitz. Dort führte wieder mein Oberregierungsrat das Gespräch. Als ich ihn fragte, wie er denn Zensuren, die von der Konferenz verabschiedet worden seien, weiter anzweifeln könne, meinte er in Beziehung auf die 1 in Betragen: «Würden Sie auch einer Schülerin, die sechs silberne Löffel gestohlen hat, eine 1 geben?» Damit spielte er wohl auf die Gesinnung von Bärbel an, die eben auch ihre eigene Meinung hatte. Es kam bei diesem Gespräch aber gar nichts raus, die Zensuren blieben so auf dem Zeugnis. Es war offenbar, dass die Partei auf alle Angehörigen politisch «verdächtiger» Personen ein wachsames Auge hatte.

Das Schlimmste kam nun aber im Jahr 1944: In einem Pausengespräch mit anderen Schülerinnen, in dem das Thema «Polnische Partisanen» war, von denen einige in der Gegend verschiedentlich aufgespürt worden waren, hatte Bärbel gesagt: «Was wollt ihr eigentlich? Das sind doch im Grunde auch Vaterlandsverteidiger!» Daraufhin waren zwei Mädchen, wie mir eine Kollegin später berichtete, aus der Pause verschwunden und erst später wieder im Unterricht erschienen. Noch am gleichen Vormittag kam diese Kollegin plötzlich in meinen Unterricht in einer anderen Klasse und erzählte aufgeregt, dass gerade die Gestapo dagewesen wäre und Bärbel abgeholt hätte. Ich war ausser mir und wies sie empört zurecht, wieso sie dies zugelassen hätte, denn die Gestapo hätte sich zumindest erst bei der Schulleitung anmelden müssen. Ich weiss noch, wie ich sagte: «Das durften Sie nicht, das Mädchen einfach rausgeben!» Die Schülerinnen jener Klasse waren damals so um die 18 Jahre alt.

Am Abend waren die Eltern bei mir in der Wohnung, und wir bemühten uns gemeinsam am Telefon, Bärbel freizubekommen. Der Vater war ein bekannter Mann, der Direktor eines Bergwerks, aber alles, was wir versuchten, war vergeblich. Erst nach elf Tagen wurde sie aus der Gestapo-Haft entlassen. Sie kam von da an nicht mehr in die Schule. Die Eltern erzählten mir später, dass sie nach «modernen» Methoden – mit Lautsprechern und Scheinwerferblendungen – Tag und Nacht verhört worden war, aber offensichtlich zum grossen Glück nicht viel herausgekommen war. Die Schule lief dann auch nicht mehr lange. Ich werde nie den letzten Schultag vergessen: Das war der 19. Januar 1945. Die Russen schossen schon in den Strassen von Gleiwitz – und ich rannte mit der Kochgeldkasse der Schule zur Sparkasse, weil ich das ganze Geld wenigstens noch or-

dentlich abliefern wollte. Die Sparkasse war aber längst zu. Später ist das ganze Geld in einem Koffer verbrannt. Unser Wohnhaus wurde von den Russen damals auch in Brand gesteckt. Wir konnten aber woanders unterkommen. Im Februar brach ich mir nun auch noch ein Bein, wodurch alle Fluchtpläne erst mal durchkreuzt waren, weil ich nicht transportfähig war. So blieb ich mit meiner Schwester in einem Zimmer einer bereits verlassenem Wohnung. In all der Zeit haben die Russen uns nichts getan. Wenn mal einer in unser Zimmer kam und mich dort mit meinem geschwellenen Bein liegen sah, verschwand der gleich wieder, weil die Russen natürlich auch Angst vor Krankheiten hatten. Am 8. Mai 1945 lag ich wegen meiner Gehunfähigkeit auf dem Balkon in der Sonne und schaute den sowjetischen Soldaten zu, die den Sieg über Nazi-Deutschland feierten. Meine Schwester jammerte damals noch: «Ach, die haben unser Haus angesteckt, jetzt sind wir arm und haben nichts mehr, ist das schrecklich!» Aber ich sagte schon damals zu ihr: «Aber wir sind doch jung – und wir leben! Und endlich, endlich ist der Nazi-Schrecken vorbei!» Im Oktober konnte ich immer noch keinen Schuh anziehen, ich hatte ja nie einen ordentlichen Gips-Verband erhalten. Eines Tages kam ein freundlicher russischer Offizier zu uns und warnte uns, dass am nächsten Morgen die Polen kommen würden und die Erlaubnis zu plündern hätten. Wir sollten nun doch lieber sehen, dass wir davonkämen und uns wenigstens noch wichtige Dinge für die Reise mitnehmen. Ich packte also einen kleinen Rucksack mit Lebensmitteln und ein kleines Köfferchen mit allen wichtigen Papieren und Dokumenten. Nachdem ich fertig gepackt hatte, wurde mir klar, dass ich wegen eines kranken Fusses und einer Armverletzung vom Vorjahr doch nur eines von beiden würde mitnehmen können. Ich entschied mich für den Rucksack.

Den ersten Teil unserer Vertreibung durch die Polen legten wir auf einem Eisenbahn-Viehwagen zurück. Ich sehe noch heute das Schild vor mir: Zugelassen für 10 Rinder oder 30 Schweine. Wir waren genau abgezählt 113 Menschen. Über einige Umwege kam ich schliesslich mit meiner Schwester bis Torgau an der Elbe. Noch immer wegen meines Beines in Hausschuhen meldete ich mich dort bei der zuständigen Stelle Anfang 1946 und fragte nach Arbeit als Lehrerin. Da ich weder in der NS-Frauenschaft noch in der Partei gewesen war, wurde ich sofort der Gewerblichen Berufsschule in Torgau zugeteilt. Dort angekommen, teilte mir der Schulleiter mit, dass er bereits genug Lehrkräfte habe. Auch der schriftliche Bescheid der zuständigen Behörde nutzte nichts. So wurde ich schliesslich beauftragt, im Nachbarort Falkenberg die dortige Berufsschule zu

eröffnen. An diese Aufgabe machte ich mich mit grosser Freude und wurde dort die Schulleiterin.

1947 erhielt ich von Maria Schmitz, die beim Wiederaufbau des VkdL erneut zur 1. Vorsitzenden gewählt worden war, einen Brief, in dem sie mir vorschlug, Direktorin einer grossen Schule in Düsseldorf zu werden, weil die amtierende Direktorin eine Nachfolgerin suchte. Ich weiss noch, wie ich als erstes dachte: In den Westen – mit einem Mantel und einem Paar Schuhen? Nein, das kannst du nicht! Ich schrieb also erst einmal ab und nahm mir vor, in einer der nächsten Ferien nach Düsseldorf zu fahren, um mir die Schule anzuschauen.

Dazu hatte ich dann in den folgenden Sommerferien Gelegenheit. Die Schulleiterin, die dort inzwischen eingesetzt worden war, begrüsst mich und meint, dass noch jederzeit eine Stelle als Lehrerin für mich an der Schule frei wäre. Als sie dann aber meinte: «Bleiben Sie doch einfach gleich hier!», da habe ich gesagt: «Aber ich habe doch nichts verbochen in Falkenberg! Ausserdem habe ich den Schulschlüssel und wenn, dann kündige ich ordentlich!» Sie wollte aber inzwischen schon den notwendigen Antrag auf Entnazifizierung stellen.

So ganz ordnungsgemäss ging es dann aber doch nicht, wie ich es mir gewünscht hatte. Ende 1947 erhielten eines Tages der Zahnarzt, der Pfarrer und ich plötzlich Vorladungen von den damaligen Sicherheitsbehörden. Ich weiss gar nicht mehr genau, wie die hiessen, aber eben so etwas wie politische Polizei. Da der Pfarrer gerade im Begriff war, zu einer Tagung in den Harz aufzubrechen, schloss ich mich ihm an, ohne der Vorladung Folge zu leisten, und meldete mich dann einige Tage später in Düsseldorf. Zum 1. Januar 1948 fing ich dann offiziell als Lehrerin an der Mädchen-Berufsschule in Düsseldorf an. 1955 wurde ich dort zur Direktor-Stellvertreterin befördert, übrigens wiederum ohne mich zu nächst selbst dafür beworben zu haben. Diese Tätigkeit übte ich bis zu meiner Pensionierung im Jahre 1973 mit 64 Jahren aus.

Nach meiner Pensionierung widmete ich mich dann noch einmal der Arbeit in unseren Verein: Von 1975 bis 1985 war ich Vorsitzende der Abteilung für Berufsbildende Schulen, und noch heute gehöre ich dem Hauptvorstand im «Verein katholischer deutscher Lehrerinnen» an.

Katharina Provinzki (Berlin/West)

Als Lehrerin und Kindergartenleiterin an einer Erzieher- und einer Dorfschule bei den Quäkern engagiert



1944 als Lehrerin in Maifritzdorf/Schlesien. Anfang 1986.

- 1905 Geboren in einer Kleinstadt in der Provinz Posen
- 1911-1921 Höhere Augusta-Mädchenschule (später Lyzeum) in Gleiwitz / Oberschlesien
- 1921- 1922 Lehrerinnenseminar am Oberlyzeum in Berlin-Pankow (1 Jahr)
- 1922- 1923 Kindergärtnerinnen-Seminar am Pestalozzi-Fröbel-Haus in Berlin (mit Abschluss)
- 1923- 1925 Als Kindergärtnerin bei der Familie Halle in Berlin (2 Jahre)
Praktikantin am Pestalozzi-Fröbel-Haus in Berlin (½ Jahr)
- 1925 Als Kindergärtnerin in mehreren Kindererholungsheimen
- 1925-1929 an verschiedenen Stellen in Deutschland
- 1929-1930 Als Erzieherin am Fabrik-Kindertagesheim der Jute-Heimstätte in Harburg an der Elbe (1 Jahr)

1930-1931	Praxis-Anleiterin an der Kinderpflegerinnen-Schule in Harburg (2 Jahre)
1931-1932	Als Kindergärtnerin in einer amerikanischen Familie in Berlin (1 Jahr)
1932-1933	Zweite Ausbildung als Jugendleiterin (heute Sozialpädagogin) am Pestalozzi-Fröbel-Haus in Berlin (Examen: Herbst 1933)
1934-1942	Leiterin eines Seminarkindergartens sowie (ab 1937) Lehrkraft am Pestalozzi-Fröbel-Haus in Berlin
1943-1945	Volksschullehrerin in Maifritzdorf / Schlesien
1946	Lehrkraft am Pestalozzi-Fröbel-Haus in Berlin
1947-1949	Pädagogische Leiterin in einem Nachbarschaftsheim der Quäker in Berlin-Nikolassee
1950-1965	Nach einem Lehrgang am Institut für Psychotherapie Tätigkeit in einer Erziehungsberatungsstelle in Berlin-Kreuzberg
1965-1967	Aufbau und Leitung einer Kindertagesstätte in Berlin-Kreuzberg bis zur Pensionierung (mit 62 Jahren)

Mein Vater war Prokurist, aber ich habe ihn nie kennengelernt, da sich meine Eltern nach meiner Geburt scheiden liessen. Als ich vier Jahre alt war, heiratete meine Mutter erneut, und dieser zweite Mann wurde mein eigentlicher Vater. Wir wohnten ab dann in Gleiwitz, wo er Ingenieur bei den oberschlesischen Hüttenwerken war. Dies war ein grosses Glück, denn dies galt als ein kriegswichtiger Betrieb, so dass Vater nicht zum 1. Weltkrieg eingezogen wurde. Obwohl die Bevölkerung in Gleiwitz überwiegend katholisch war, gehörten meine Eltern zum evangelischen Glauben. Sie waren beide politisch sehr interessiert, verstanden sich als Demokraten und wählten später in der Weimarer Republik auch Deutsche Demokratische Partei¹. Es gab politische Gespräche bei Tisch, und oft hörte ich meine Eltern sich am Abend noch über politische Dinge unterhalten, wenn ich schon im Bett lag. Mutter erzählte manchmal von ihrem Grossvater, der bei den «48ern» engagiert gewesen war: Der hatte ein Grossbauunternehmen, und als die Revolution dann nach 1848/49 gescheitert war, bekam er keine Aufträge mehr vom Staat. Da ist er dann nach Russland gegangen, nach Russisch-Polen, wie es damals hiess, und baute Brücken über die Weichsel. Nein, Mutter war schon stolz auf diesen Grossvater.

Ich muss Ihnen ehrlich sagen: Ich bin immer gern in die Schule gegangen. Wir hatten auf dieser Höheren Mädchenschule in Gleiwitz auch mehrere Lehrkräfte,

die es verstanden, einen spannenden Unterricht zu machen. Als ich später in Berlin auf dem Oberlyzeum war, da war es im Vergleich zu Gleiwitz richtig langweilig, das erstaunt Sie, nicht? Aber es war so...

Natürlich war alles kaisertreu und vaterlandsliebend. Was mussten wir da aber auch für von Patriotismus nur so strotzende Gedichte auswendig lernen. Also, die kann ich heute noch. Darf ich Ihnen nur mal eine Strophe sagen? Das ging so:

«Heil Dir, Wilhelm, mächt'ger Kaiser, ahnenvererbte Lorbeer-Reiser
kränzen Schlachtschwert Dir und Thron.
Doch nicht nach dem Ruhm der Schlachten nach dem Ölzweig wollt'st
Du trachten, Frieden war Dein Ziel und Lohn.»

Das hiess natürlich früher «Frieden *ist* Dein Ziel...», aber es war doch nun schon I. Weltkrieg, und so hatten unsere Lehrer das einfach geändert. Im Schulbuch stand's noch im Präsens.

Ich weiss noch, wie wir Schülerinnen unseren Schuldirektor nach dem Ende des Weltkrieges fragten, was die ganzen neuen Parteien denn nun bedeuten würden. Und das hat er uns dann alles genau erklärt: Wie die alle heissen – also Deutsch-nationale, Demokraten usw. – und was die wollten. Bei uns zu Hause wurde natürlich auch wieder viel von Politik geredet, so Namen wie Liebknecht, Ebert, Scheidemann², die waren mir geläufig durch die Gespräche meiner Eltern.

Zunächst wollte ich nun Lehrerin werden, d.h. nicht unbedingt Lehrerin, aber es sollte eine Arbeit mit Lebendigem sein. Das hätten damals auch gern Tiere sein können. Es war dann ein Vorschlag meiner Mutter, Lehrerin zu werden, und da ich Onkel und Tante in Berlin-Pankow in der Nähe des Oberlyzeums hatte, wo man eine Lehrerinnen-Ausbildung absolvieren konnte, ging ich 1921 mit 16 Jahren nach Berlin.

Diese Grossstadt allein war natürlich ein Erlebnis – was hatte ich am Anfang für eine Angst vor dem U-Bahn-Fahren! –, aber nach einem Jahr Ausbildung erklärte uns das Arbeitsamt, wir würden wohl kaum noch eine spätere Einstellung als Lehrerinnen bekommen, sondern müssten zum Beispiel dann eher zur Bank, doch das hatte ich nun gerade nicht gewollt. So brach ich diese Ausbildung ab und ging an das Pestalozzi-Fröbel-Haus in Berlin, um dort eine Ausbildung als Kindergärtnerin zu absolvieren. Und das war genau richtig: Dort war es interessant und lebendig! Einmal das Fachliche: Wir haben sowohl Texte von Pestalozzi, Fröbel oder Comenius³ gelesen, als dies auch immer an konkre-

ten Fallbeispielen anzuwenden gelernt. Na, und dann die Zusammensetzung der Seminarklasse selbst: Da waren junge Kommunistinnen, aber auch konservative Mädels, was gab es da für lebendige Diskussionen!

Nach meinem Examen als Kindergärtnerin ging ich für zwei Jahre in die Familie Halle. Dort habe ich noch einmal ungeheuer viel lernen dürfen. Dort war auch mein erster Kontakt mit den Anschauungen der Quäker überhaupt. Aber das wusste ich zunächst gar nicht. Ich weiss noch, wie ich manchmal gedacht habe: Was mag die Familie Halle eigentlich sein? Evangelisch sind sie nicht, katholisch nicht, jüdisch auch nicht. Bis ich dann eines Tages beim Staubwischen einmal eines der «Monatshefte der deutschen Freunde», also der Quäkerzeitung fand, und was dort stand, hat mich beeindruckt. Da las ich dann: «Die Wahrheiten Gottes sind grösser als alle menschlichen Erklärungen. Deswegen haben wir kein Glaubensbekenntnis.» Der Glauben von uns Quäkern wird deshalb auch «Religion ohne Dogma» genannt, weil wir meinen, dass kein Mensch etwas glauben *muss*, sondern wichtiger ist, dass er sich darum bemüht, das zu leben, woran er glaubt⁴.

Halles waren damals selbst noch keine Quäker, sie sind erst 1925 der Gemeinschaft beigetreten, bei mir selbst hat es sogar noch bis 1937 gedauert. Gerhard Halle⁵, der Vater der Familie, ist ein gutes Beispiel dafür, wie man seinen Glauben leben kann. Er war noch im 1. Weltkrieg Berufsoffizier gewesen und kam dann erschüttert und als überzeugter Kriegsgegner 1918 zurück. Er hat während der Weimarer Republik mehrfach seine Stelle aus eigenen Stücken gewechselt, als er feststellte, dass seine Fabrik oder Firma in irgendeinem Zusammenhang mit der Rüstungsindustrie stand. Das war für die Familie nicht immer leicht. Noch 1931 ist Herr Halle als überzeugter Pazifist mit einem befreundeten englischen Quäker in Frankreich auf einer Vortragsreise gewesen und hat sich dort bei den Franzosen für seine Tätigkeit als Offizier im 1. Weltkrieg entschuldigt. Er war da an irgendwelchen Sprengungen beteiligt gewesen. Und später, noch während der Nazizeit, da hat er als einer der ganz wenigen den Wehrdienst verweigert. Ich weiss nicht mehr genau, wann das war, es muss noch vor Kriegsbeginn gewesen sein, da wurde er zur Musterung bestellt und hat dort gesagt: «Ich war im 1. Weltkrieg Offizier, ich kann das nicht noch mal machen. Wenn Sie mich einziehen, werde ich Selbstmord begehen, denn Folterungen bin ich nicht gewachsen.» Die ganze Familie hatte dann natürlich immer grosse Angst, wenn es irgendwann klingelte, besonders nachts, weil sie immer dachten: Jetzt wird Vater abgeholt. Als Staatsfeinde waren sie wegen des Engagements bei den Quäkern ohnehin schon eingestuft. Aber darauf komme ich später noch mal, da ich von Juni 1938 bis 1941 noch einmal bei den Halles wohnte und so alles hautnah mitbekam.

Nun, im Jahre 1925, ging ich aber zunächst noch einmal als Praktikantin ans geliebte Pestalozzi-Fröbel-Haus und arbeitete danach einige Jahre als Erzieherin und Kindergärtnerin in mehreren Kindererholungsheimen in landschaftlich schön gelegenen Orten in Deutschland. 1929 verschlug es mich dann nach Harburg an die Elbe, das gehörte damals noch nicht zu Hamburg, sondern zu Preussen, wo ich später meine erste Lehrtätigkeit an einer Kinderpflegerinnen-Schule ausübte. 1931 arbeitete ich für ein Jahr in der Familie eines amerikanischen Quäkers, der – von Beruf Journalist – damals im Berliner Quäkerbüro tätig war. Da war von Hitler und den Nazis schon einiges in Berlin zu spüren. In der Familie lief jeden Abend das Radio, und alle Nachrichten wurden aufmerksam verfolgt, natürlich auch in Sorge über die sich abzeichnende Entwicklung. Von 1932 bis Herbst 1933 machte ich eine zweite Ausbildung als Jugendleiterin – heute würde man sagen: als Sozialpädagogin – am Pestalozzi-Fröbel-Haus. Und das fiel nun bereits mitten in die «neue Zeit».

Am 30. Januar, als die Nachricht von Hitlers grossem Triumph kam, habe ich gedacht: Das darf nicht wahr sein! Auch an unserer Schule, dem Pestalozzi-Fröbel-Haus, war keine begeisterte Stimmung. Dadurch und eben auch durch die Kontakte zu den Quäkern hatte ich schon früh andere Wegweiser. Ich denke manchmal, dass ich es deshalb möglicherweise auch leichter hatte als viele andere damals, die solche Wegweiser nicht hatten. Hitler, wissen Sie, das kam für mich nie in Frage. Ich habe damals immer SPD gewählt, noch im März 1933. Bei den späteren Wahlen gab's nur noch ja und nein. Da hab' ich dann wenigstens immer nein angekreuzt. Heute wähle ich die Grünen, das ist unter 80jährigen auch nicht so häufig, nicht?

Ich will Ihnen aber noch ein konkretes Beispiel aus der Schule berichten: Wir hatten bei uns eine sehr geachtete Lehrerin, eine Doktorin, so zwischen 40 und 50 Jahre alt, der wurde nun bald nach der Machtergreifung mitgeteilt, dass sie demnächst zur Entlassung käme. Sie teilte uns Schülerinnen der Jugendleiterinnen-Klasse dies auch offen mit und sagte dabei zu uns: «Ich werde in den verbleibenden Wochen nun ausschliesslich noch Themen unterrichten, von denen Sie danach nie wieder etwas hören werden!» Als sie dann im April 1933 die Schule verlassen musste, wurde ich von der gesamten Klasse beauftragt, ihr einen Abschiedsbrief zu schreiben, wie sehr wir ihr Fortgehen bedauern würden. Wir haben sogar noch einen Antwortbrief bekommen. Im Juni 1933 hat sie Deutschland verlassen, ich weiss aber nicht, was weiter aus ihr geworden ist. Ich erhielt nach abgeschlossener zweiter Ausbildung von der Direktorin des Hauses, Frau Dr. Hedwig Koch, die Anfrage, ob ich bereit sei, die Leitung eines Seminarkindergartens zu übernehmen. Da habe ich sofort zugesagt.

Es ist bezeichnend für diese Frau, aber auch für die Atmosphäre des gesamten Hauses, dass Frau Dr. Koch nie in die Partei eingetreten ist. Sie durfte dann auch nach 1945 weiter die Leitung des Hauses behalten, das war doch schon sehr selten.

Der Vorsitzende des «Berliner Vereins für Volkserziehung», der Träger des Pestalozzi-Fröbel-Hauses war, war dagegen der Pg (Parteigenosse) S., der gleichzeitig Gauleiter der NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt) von Gross-Berlin war. Mit dem gab es ab und zu mal Auseinandersetzungen, aber das Heft hatte doch Frau Dr. Koch in der Hand. Ich erinnere zum Beispiel, wie er eines Tages Frau Dr. Koch Vorhaltungen machte, weil sie den «Stürmer», dieses Hetzblatt der Nazis, nicht in der Schule aufhängte. Sie sagte daraufhin: «Ich kann den jungen Mädchen doch nicht diese Zeitung hinhängen!» Schliesslich erhielt sie dann aber eine Dienstanweisung, die sie zum Aushang dieses Blattes verpflichtete, und wissen Sie, wo das dann hing? Im Treppengang zum Keller, wo ohnehin niemand hinsah. Aber auch die Kolleginnen im Lehrkörper, die in die Partei eintraten, sind nicht alle über einen Kamm zu scheren. Wir hatten zum Beispiel ein Fräulein B., also sowas von Pg konnte man sich nur wünschen! Die war eher ein Schutz für unsere Einrichtung. Wenn sie zum Beispiel die Leitung unserer Konferenz hatte, dann wurde da nicht anders verfahren als sonst auch, und das hiess, *nicht* nach dem Führerprinzip! Bei uns wurde auch nach 1933 demokratisch abgestimmt. Sie sagte dann manchmal freundlich: «Wir kommen vom Liberalismus nicht los!» Wenn das Hitler gewusst hätte... Dieses Fräulein B. wurde nach Kriegsende nicht wieder eingestellt, sondern suchte sich dann eine andere Tätigkeit. Das war im Grunde nicht richtig, sie war ein feiner Mensch. Viele andere, die nach 1945 entlassen waren, kamen nach einigen Jahren wieder zurück an unser Haus.

Mich fragte unsere Direktorin auch eines Tages schliesslich, ob ich nicht wenigstens in das Frauenwerk, den Zusammenschluss aller Frauenverbände, eintreten könne. Die NS-Frauenschaft wollte sie mir schon gar nicht zumuten. Aber ich konnte das nicht, und sie hat das auch akzeptiert. Das wäre wohl woanders nicht möglich gewesen.

1937 bin ich stattdessen in die Gemeinschaft der Quäker eingetreten. Da war ich 32 Jahre alt. Zu dieser Zeit existierte bereits seit zwei Jahren bei den Berliner Quäkern eine Jugendgruppe⁶, die sich vor allem aus Jugendlichen zusammensetzte, die aus politisch oder «rassisch» gefährdeten Elternhäusern kamen. Nur ein Jugendlicher war meines Wissens nicht unmittelbar bedroht. Es war zum Beispiel auch Hella Reuter, die Tochter des späteren Regierenden Bürgermeisters Ernst Reuter⁷, in unserer Gruppe. 1938 wurde ich vom Quäkerbüro dann gefragt, ob ich als Ältere bereit wäre, die Leitung unserer Gruppe zu überneh-

men, nachdem der bisherige Leiter Willy Wohlrabe nicht mehr zur Verfügung stand. Zu der Zeit bestand bereits die Quäkerschule Eerde⁸ in Holland, die dort 1934 unter der Leitung der Frankfurter Schulrätin Katharina Petersen⁹ eröffnet worden war, die man 1933 beurlaubt hatte, weil sie den Eid auf das NS-Regime verweigerte. Auch dort wurden in erster Linie wieder gefährdete, vor allem jüdische Kinder und Jugendliche aufgenommen.

Ich übernahm dann die Gruppe, die zu diesem Zeitpunkt aus etwa 20 Jugendlichen bestand und sich jeden Montagabend 2-3 Stunden traf. Wir haben dort zusammengelesen, gespielt, gesungen. Über Politik wurde bei uns nicht geredet¹⁰. Die Sorgen der Jugendlichen waren übergrössig, so kam es uns darauf an, wenigstens einmal in der Woche unbeschwert zusammen sein zu können. Immer öfter mussten wir ohnehin Abschied feiern. Allerdings konnten zumindest für alle jüdischen Jugendlichen nach und nach Auswanderungen nach Holland oder England erreicht werden. Das heisst für alle bis auf ein Mädchen, die Lore Tropowitz. Da sagten die Eltern: Nein, wir bleiben zusammen! Da ist dann später die ganze Familie deportiert worden und umgekommen.

Sie fragen, was wir gelesen haben? Wir haben zum Beispiel von Albert Schweitzer gelesen «Aus meiner Kindheit und Jugend» (1924), das hat die Jugendlichen angesprochen¹¹. Ich weiss noch, wie wir mal einen Abend heiss über die Frage diskutiert haben: Muss man seinen Eltern dankbar sein? Es waren Themen, die die jungen Menschen, wie andere in dem Alter auch, bewegten. Wenn Sie jetzt fragen, ob wir nach der sogenannten Reichs-Kristallnacht über diese Ereignisse sprachen, dann kann ich mich daran nicht erinnern. Ich weiss es einfach nicht mehr, glaube aber fast nicht. Sehen Sie, diese Zusammenkünfte zwischen «Ariern» und «Nichtariern» waren doch damals ohnehin schon verboten. Diese Jugendlichen waren so belastet, dass es uns freute, ihnen wenigstens einmal in der Woche etwas Entspannung zu ermöglichen. Das ist auch zu meist gelungen. Manchmal fast «zu gut»: Ich sehe noch vor mir, wie die Jugendlichen nach den Abenden manchmal an der Strassenlaterne, die vor dem Hof eingang stand, die zu unserem Quäkerbüro führte, noch fröhlich zusammen waren, lachten und sich gar nicht trennen konnten. Ich dachte dann oft mit bebendem Herzen: Kinder, ihr seht doch so jüdisch aus, wenn euch nun jemand zusammenstehen sieht und anzeigt, geht doch bloss nach Hause! Ich habe aber nichts gesagt, das habe ich nicht übers Herz gebracht.

Zuletzt, das war im Frühjahr 1942, waren wir nur noch 5 oder 6 Jugendliche, alle jüdischen Jugendlichen hatten bereits auswandern können. Da wurde ich sehr krank und konnte die Gruppe nicht weiterleiten. Zum Glück hatten die wenigen Verbliebenen fast alle das Alter erreicht, um in die Gruppe der 20- bis

25jährigen «Quäkerjungfreunde» aufgenommen zu werden.

Wir Älteren vor allem hatten natürlich doch grosse Sorgen, dass uns die Gestapo eines Tages verhaften würde, zumal sie am Tage zuweilen im Büro auftauchte, um alles Mögliche zu kontrollieren. Aber auf unseren abendlichen Treffen sind wir in all der Zeit verschont geblieben.

Dagegen fallen mir noch zwei Geschichten aus dem Pestalozzi-Fröbel-Haus ein, die ich Ihnen noch gern berichten möchte. Von der positiven Atmosphäre in dieser Schule habe ich ja schon berichtet. Zum Beispiel wurde bei uns auch nicht – einzige Ausnahme war der Beginn des Unterrichts – mit «Heil Hitler!» begrüsst. Weder wenn sich Schülerinnen noch Lehrkräfte auf dem Flur begegneten, das gab es nicht. Aber zweimal erlebte ich doch Konflikte.

Das erste Ereignis muss etwa um die Zeit 1935/36 gewesen sein. Da hing in meinem grossen Kindergartenraum noch von meiner Vorgängerin so eine kleine Postkarte mit einem Foto von Hitler. Ausserdem hing ein grosses Madonnenbild an der Wand. Bei einer Hospitation durch den schon erwähnten NSV-Gauleiter wurde ich daraufhin befragt, ob ich katholisch sei. Ich antwortete: «Nein, aber das Madonnenbild verbreitet eine angenehme, andächtige Atmosphäre.» Er teilte mir dann mit, dass das Madonnenbild zu entfernen sei und dafür ein angemessenes Hitlerbild aufgehängt werden müsse. Als ich dies unserer Pg, Fräulein B., berichtete, beschlossen wir: Das wollen wir gern schriftlich von dem haben! Zu mir sagte sie ausdrücklich: «Ich stehe hinter Ihnen, wenn es Schwierigkeiten gibt.» Das hat er dann aber nicht gemacht. Schliesslich bekam ich die Auflage, ein Hitlerbild anzuschaffen, das genauso gross war wie das Madonnenbild. Da bin ich dann los und habe für 25 Mark – eine Menge Geld damals – so eins mit Silberrahmen gekauft. Darauf war Hitler aber kaum zu sehen, weil im Vordergrund ein Kind abgebildet war, zu dem er sich herunterbeugte. Das hing nun im Klassenzimmer.

Der zweite Konflikt hingegen war ernster: Ich erhielt eines Tages, so um 1941 muss das gewesen sein, eine Vorladung zum Gau-Hauptpersonalamt. Dort wurde mir eröffnet: «In Ihren Akten taucht immer wieder der Vermerk auf, dass Sie mit Staatsfeinden verkehren!» Ich wohnte doch ab Juni 1938 wieder zur Untermiete bei den Halles. Dann fuhr er fort: «Ziehen Sie dort aus, oder Sie verlieren Ihre Stellung!» Da habe ich geantwortet: «Wenn Sie nun einmal einen Freund haben, dann lassen Sie den doch auch nicht im Stich?» Ich durfte dann wieder abziehen. Wenn der gewusst hätte, dass ich diese Jugendgruppe leite, dann wäre ich sicher dran gewesen. Aber da bin ich mir sicher, das haben die auf dem Amt nicht gewusst. Das kann ich mir nicht vorstellen. Wenn ich heute

daran denke, dann habe ich manchmal Angst, was da alles hätte passieren können. Damals nicht, da habe ich gedacht: Das ist nun meine Aufgabe...

Als ich nun im Frühjahr 1942 so krank geworden war, da riet mir die Kollegin Fräulein B. noch: «Lassen Sie sich ohne Gehalt beurlauben, und kommen Sie erst einmal wieder zu Kräften.» Das habe ich dann auch gemacht. Ich bin zu meinen Eltern nach Schlesien gefahren, die hatten in der Stadt Reichenstein ein Haus gemietet. Eines Tages kam ich auf die Idee, den dortigen Schulrat zu fragen, ob er nicht bei den Kleineren eine Stelle für mich hätte, denn es fehlten damals viele Lehrer. So wurde ich noch von 1943 bis Januar 1945, bis die Russen kamen, im Nachbarort Maifritzdorf Volksschullehrerin für ein 3./4. Schuljahr: 60 Kinder waren dort in der Klasse. Aber diese Aufgabe hat mir Freude gemacht, ich brauchte bei den Kleinen auch nicht aufzupassen wegen irgendwelcher gefährlicher Äusserungen. Ich war froh, dass ich nicht Politik oder Geschichte bei den Grossen unterrichten musste. Das hätte ich nicht gekonnt.

Als die Russen dann einmarschierten, ging es zunächst noch. Bei uns war ein deutschsprechender Offizier, der seine Leute im Griff hatte. Aber nach vier Wochen verliessen die Russen unser Dorf, und Polen, die selbst aus Galizien vertrieben worden waren, durften sich nun bei uns bedienen. Viele konnten fliehen, aber ich hatte mich um meine Mutter und eine Freundin von ihr zu kümmern, die doch schon alt waren und nicht so einfach mehr losmarschieren konnten. So mussten wir noch bis April 1946 in Reichenstein bleiben, bis wir dann mit einem Zug in ein Vertriebenenlager auf die Nordsee-Insel Norderney transportiert wurden. Bis dahin hatte ich in Reichenstein bereits wieder mit einigen Kindern, die so im Dorf rumstreunten, begonnen, Schule zu machen, damit sie und ich etwas zu tun hatten. Die mochten das gern. Schon nach kurzer Zeit waren da so viele Kinder, dass ich einen Raum im Gasthof bekam, um den Unterricht zu machen. Aber das ging natürlich nur bis April 1946.

1946 unterrichtete ich zunächst wieder im Pestalozzi-Fröbel-Haus. Es waren vorerst noch alle Kolleginnen, die in der Partei gewesen waren, entlassen, so herrschte grosser Mangel.

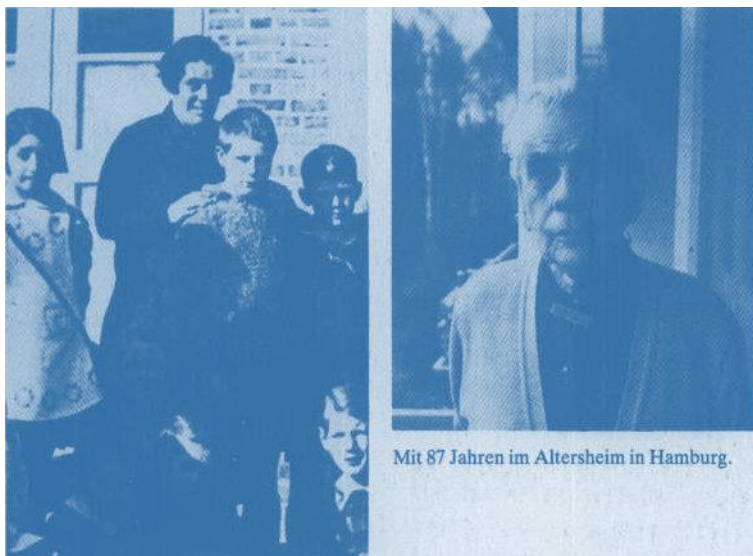
1947 wurde ich gebeten, in einem Neighbourhood-Centre, einem Nachbarschaftsheim der Quäker in Berlin-Nikolassee, die Leitung der Kinderarbeit zu übernehmen.

Die schönste Tätigkeit durfte ich dann nach einem Lehrgang am Institut für Psychotherapie in der Erziehungsberatungsstelle Berlin-Kreuzberg ausüben: Ich machte dort therapeutische Arbeit mit verhaltensgestörten Kindern, eine unheimlich spannende und befriedigende Tätigkeit. Dies tat ich über 15 Jahre, bis ich gebeten wurde, 1965 beim Aufbau einer Kindertagesstätte in Berlin-Kreuzberg

zu helfen. Ich habe die andere Arbeit nur ungern verlassen, aber es war für eine absehbare Zeit. Ab 1957 lebte ich auf Vermittlung der Familie Halle mit der Kollegin und Quäkerfreundin Elisabeth Abegg¹² in ihrer Wohnung in Berlin-Tempelhof zusammen – bis zu ihrem Tod im Jahre 1974. Der Grund meines Umzugs war zunächst banal, denn Elisabeth Abegg hatte damals schon eine Wohnung mit Zentralheizung. Wir haben uns dann aber sehr gut verstanden. Sie war eine ungemein gutherzige und kluge Persönlichkeit, die es auch verdient, in Ihrer Arbeit erwähnt zu werden.

Hildegard Thate (Hamburg)

Als reformpädagogisch engagierte Volksschullehrerin an staatlichen Grosstadtsschulen



Mit 87 Jahren im Altersheim in Hamburg.

Als Volksschullehrerin im März 1933 mit Schülern.

1900	Geboren in Hamburg
1907-1917	Lyzeum in Hamburg
1917-1921	Oberlyzeum und Seminarklasse der Klosterschule in Hamburg
1921 -1926	Angestellte Lehrerin in der Volksdorfer Privatschule / Hamburg
1926	Einige Wochen ohne Anstellung
1926-1928	Mehrere Vertretungslehrer-Stellen, gleichzeitig drei Semester Studium der Fächer Deutsch, Geschichte und Philosophie an der Universität Hamburg
1928-1933	Volksschullehrerin an der öffentlichen Gemeindeschule in Hamburg-Volksdorf
1933-1942	Versetzung an die ehemalige Gemeindeschule in Hamburg-Berne (ab August 1933)

- 1943 -1945 Strafversetzung an die Volksschule in Hamburg-Farmsen
- 1945 -1963 Volksschullehrerin in Hamburg-Berne
- 1963 Vorzeitige Pensionierung aus Gesundheitsgründen (mit 63 Jahren)

Mein Grossvater war einer der ersten Fotografen in Hamburg und konnte dadurch ein recht grosses Geschäft aufbauen. Mein Vater, der das Geschäft übernahm, hatte bereits mit ernster Konkurrenz zu kämpfen. Mutter war, wie das damals in eher wohlhabenden Familien üblich war, nicht berufstätig. Ich hatte eine um sechs Jahre ältere Schwester.

In meiner eigenen Jugendzeit schloss ich mich begeistert dem «Wandervogel» an. Über diese Jugendbewegung knüpfte ich auch die ersten Kontakte zur Reformpädagogik, die später auf meine Schularbeit noch grossen Einfluss haben sollte.

Zunächst besuchte ich jedoch zehn Jahre das Privatlyzeum in der Elisenstrasse. Sodann die Klosterschule in Hamburg, die ich 1921 mit der einjährigen Seminareklasse abschloss, die zum Lehrerinnenberuf an Volksschulen berechnete.

Meine erste feste Stelle im öffentlichen Schuldienst erhielt ich ab 1928 an der sogenannten «Gemeindeschule» in Hamburg-Volksdorf.

Der Geist dieser Schule stammte unmittelbar aus der Reformpädagogik, was sich unter anderem auch in dem damals hochmodernen Schulneubau – ein nach dem Architekten benannter «Schumacher-Bau» – ausdrückte: Gymnasium, Realschule und Volksschule sollten so eng wie möglich zusammenarbeiten. So gab es sowohl getrennte Gebäudekomplexe als auch gemeinsame Einrichtungen wie zum Beispiel die Turn- und Gymnastik-Hallen und anderes.

Im März wurde ich von der damals im demokratischen Geiste bestehenden «Selbstverwaltung» der Schule als neue Kollegin «gewählt», die daraufhin die Schulbehörde um offizielle Bestätigung bat. Das noch sehr neu zusammengesetzte Kollegium kam etwa zur Hälfte von eher vornehmen Privatschulen wie ich und zur anderen Hälfte von Dorfschulen. Der Schulleiter des Gymnasiums, der vorher Leiter der bekannten reformpädagogischen Lichtwark-Schule (vgl. Anm. 1 bei L. Mevius) gewesen war, brachte noch einige Kollegen und Kolleginnen mit, die Erfahrung in fortschrittlicher Schularbeit besaßen.

Was war das dort für ein herrliches pädagogisches Arbeiten! Obwohl ich an der Volksschule unterrichtete, hatte ich viele Freunde im Kollegium des Gymnasiums. Es gab bei uns so etwas wie einen «Links-Flügel», aber nicht im parteipolitischen Sinn, sondern was die soziale und fortschrittliche Gesinnung anging. Wir tauschten uns regelmässig über unsere Unterrichtserfahrungen aus und hal-

fen uns gegenseitig. Ich war damals fast jeden Nachmittag in der Schule. Da wurden dann freiwillige Kurse angeboten, die die Kinder nur zu freudig annahmen.

Viele von uns wurden auch von den Kindern geduzt. Bei den Kleinen hiess es: «Hilde» und «Du» – die Grossen nannten mich «Thati».

Diese wunderschöne Schule steht übrigens noch in Hamburg-Volksdorf in der Strasse «Im Allhorn» – heute ist dort aber nur ein Gymnasium.

Von den politischen Vorgängen zwischen dem 30. Januar und 5. März 1933 habe ich zunächst nicht so viel mitbekommen, weil ich durch den Tod meiner Mutter im Februar 1933 sehr abgelenkt war.

Bald darauf wurde ich aber der grossen Gefährdung, die auf uns und unsere Schule zukam, gewahr. Wir besprachen zunächst im Kollegenkreis, was zu tun sei.

Zwei uns nahestehende sozialdemokratische Kollegen entschieden sich zu sehr gegensätzlichem Handeln: Der eine beschloss bereits kurz nach der «Machtergreifung», nach den USA auszuwandern. Er sah keine Zukunft mehr in Deutschland. Der andere trat demonstrativ in die NSDAP ein und distanzierte sich augenblicklich von uns. Vielleicht kann man zur Entschuldigung sagen, dass er immerhin ein Haus und Frau und Kinder hatte...

Kurz vor Ostern 1933 erhielten wir ein Schreiben von der Schulbehörde, dem wir entnahmen, dass unser Kollegium demnächst aufgeteilt würde. In der Pause kamen wir befreundeten Kollegen sofort zusammen und berieten uns. Meine Freundin, ein weiterer Kollege und ich beschlossen, dass wir etwas tun müssten, um der drohenden Versetzung zuvorzukommen. Dazu muss man noch sagen, dass gerade fortschrittliche Kollegen besonders willkürlich und in entfernteste Stadtteile versetzt und damit auseinandergerissen wurden. Wir drei waren uns schnell einig: Wir müssen umgehend versuchen, an die benachbarte andere «Gemeinschaftsschule» in Hamburg-Berne zu kommen, da diese noch sehr klein und im Ausbau war, und Schulleiter und Kollegen dort uns gut kannten. Ein weiterer Grund war, dass in Volksdorf auch über mich Gerede eingesetzt hatte und zu befürchten stand, dass ernsthafte Denunziationen nicht auf sich warten lassen würden. Dass in dieser Zeit Eltern von Schülern meiner Klasse ein solidarisches Schreiben an die Schulbehörde geschickt hatten, in dem sie sich hinter mich stellten und mich zu schützen suchten, habe ich damals gar nicht mitbekommen. Dies habe ich jetzt erst durch Ihr Studium meiner Personalakte erfahren. Es ist besonders schön, davon zu wissen, da beispielsweise mit der Familie Stiller bis heute ein freundschaftlicher Kontakt besteht.

Noch am selben Tag entliessen wir, da unser Schulleiter nicht da war, eigen-

mächtig unsere drei Klassen eine Stunde eher und fuhren mit dem Fahrrad nach Berne, um dort noch den Schulleiter anzutreffen. Wir wurden dort mit grosser Freude aufgenommen, was eine kleine Beruhigung gegenüber dem grossen Schmerz war, unsere geliebte Volksdorfer Schule aufgeben zu müssen. Dies ist heute vielleicht schwer vorstellbar, aber in der Weimarer Republik hatten reformpädagogische Schulen Formen demokratischer Selbstverwaltung, die bei uns so ein Handeln zuliessen. Das währte nun natürlich leider nicht mehr lange. Zunächst verklagte der «umgefallene» ehemalige SPD-Kollege uns beim Volksdorfer Schulleiter für unser eigenmächtiges Vorgehen. Das war im Grunde auch der erste grosse Schmerz in der Nazi-Zeit: Nicht zuerst das Auftreten der neuen Herren, sondern das Gefühl, verraten zu werden von Kollegen, die einem doch vorher persönlich nahe gewesen waren. Die Schüler, besonders die der Oberstufe, empfanden das ähnlich. Viele kamen aus sozialdemokratischen und kommunistischen Elternhäusern. In den Arbeitersiedlungen in Berne sahen wir täglich, wie Menschen verhaftet und abgeholt wurden. Nachts war es noch schlimmer.

Jedenfalls nannten viele Volksdorfer Schüler diesen Kollegen heimlich «Judas». Uns wurde dies von Eltern erst später zugetragen. Inzwischen war dann dort nämlich auch der Schulleiter gegen einen Parteigenossen ausgewechselt worden, der direkt vom Lande kam und den Vornamen Jakob trug. Und so sangen dann auf dem Schulweg einige der sozialistischen Oberschüler zu dem Lied «Himmel und Erde müssen vergehn, aber die Musici bleibet bestehn» den selbstverfassten Refrain:

«Alle guten Lehrer, die müssen gehn,
Judas und Jakob bleiben bestehn.»

Himmelfahrt 1933 wurde dann leider auch unser guter Schulleiter in Berne an eine andere Volksschule als einfacher Lehrer strafversetzt.

Ich habe dann erst eine Weile gedacht: Jetzt mache ich nur noch meine Pflicht in der Nazi-Schule. Da kann man doch gar nicht mehr mit Begeisterung Lehrerin sein. Aber nach einer Weile wurde mir klar, wie ungerecht dies gegenüber den Kindern wäre – und gegenüber den proletarischen Kindern doch besonders. Da habe ich dann wieder mein Bestes zu geben versucht – für die Kinder.

Wir erhielten einen jungen Nazi-Schulleiter, Anfang 30, der aber – das muss ich ehrlich sagen – keinem gezielt Unrecht tat. Auch wir drei Volksdorfer durften bleiben.

Ein persönliches Erlebnis bestätigte mich in dieser ersten Einschätzung. Ein kleiner Junge aus meiner Klasse kam eines Morgens völlig verweint in den Unterricht. Als ich ihn ansprach, sagte er mit zitternder Stimme:

*Am 10. Mai
Hildegard Thate
1/5 33. 1933*

Hamburg
17. 5. 33

**Betrifft: Hildegard Thate, zzt. Lehrerin an der Grundschule in
Harna.**

Da allem anderen Gereds, das hier in Volksdorf um -
läuft, entgegenzusetzen, stellen die unterzeichneten Eltern von
Kindern, die die letzten vier Jahre von Fräulein Hildegard
Thate unterrichtet sind, folgendes fest :

Fräulein Thate hat niemals die Kinder politisch zu
beeinflussen versucht, sie ist im Gegenteil politisch voll-
kommen desinteressiert,

Fräulein Thate hat die Kinder niemals antireligiös zu
beeinflussen versucht, im Gegenteil der Religionsunterricht
von Fräulein Thate war durchaus dazu angetan, die Kinder
zu verantwortungsbewussten Menschen heranzubilden .

Im Übrigen hat Fräulein Thate sich stets unermüdet
für die Kinder eingesetzt und es meisterhaft verstanden, ihnen die
vier ersten Schuljahre zu einem Quell fröher Erinnerung zu gestalten.

Dies im Dienste der Wahrheit und Gerechtigkeit.

*Ich würde besonders die große Liebe und das gütige
Fortschreiten des Schülers Thate für jede überlebte ge-
helt hat bewachen.*

*Agathe Keller (V. Thate) G. Dornath Frau Böck.
Christine Frau Witke
Elisabeth Stünkel (V. Thate) P. Köpcke
H. Brand
E. Wagner*

Im des Aktes

Solidaritätsschreiben von Eltern der Gemeindeschule in Hamburg-Volksdorf für die Volksschullehrerin Hildegard Thate vom 10. Mai 1933, das an die Schulbehörde in Hamburg gesandt wurde.

«Heute Nacht haben sie meinen Vater abgeholt. Sie haben ihn in einen Käfig gesperrt!» Den Ausdruck «Gefängnis» kannte das Kind noch nicht. Kurz darauf kam auch die Mutter in die Schule. Ich nahm die weinende Frau von der Klassentür und ging mit ihr an das Ende des Schulflurs, um ungestört mit ihr reden zu können.

In der Zwischenzeit machte meine Klasse natürlich Radau. Leider so viel, dass dies unser junger Schulleiter hörte, der sein Zimmer genau gegenüber hatte und in die Klasse ging, um dort für Ruhe zu sorgen. Dabei stellte er natürlich fest, dass ich gar nicht im Klassenraum war. Gerade als er die Klasse wieder verlassen wollte, kam ich nun allein zurück, nachdem ich die Mutter tröstend verabschiedet hatte. Bevor er etwas sagen konnte, sprach ich: «Ich danke Ihnen, dass Sie mir geholfen haben. Ich musste mit einer Mutter, die weinte, ungestört sprechen.» Er unternahm nichts und liess dies auf sich beruhen.

In diese Zeit fiel noch ein anderes Erlebnis, bei dem ich zunächst doch etwas erschreckte. Es war angeordnet, dass nur mit dem sogenannten «Deutschen Gruss» zu grüssen sei. Selbst wir Frauen mussten dabei nicht nur den Arm hochreissen, sondern auch noch militärisch die Hacken zusammenschlagen. Gott, wie habe ich das gehasst! Eines Morgens kommt die kleine Gerda, ein ganz niedliches Mädchen mit langen braunen Haaren, mit ihrer Mutter auf mich zu. Bevor ich das übliche «Heil Hitler!» herausbekomme, streckt sie ihre Ärmchen aus, schaut mich ganz lieb an und sagt mit ihrer Kinderstimme: «Na!» Ich umarme sie auch und sage genauso langgezogen: «Na, Gerda!» Da strahlt sie mich an, läuft zu ihrer Mutter und sagt so laut., dass es auch alle anderen auf dem Flur hören können: «Siehst du, Mutti, ich habe eine Lehrerin, bei der man nicht ‚Heil Hitler!‘ sagen muss!» Keiner kommentierte diesen Ausspruch, und glücklicherweise ist da auch nie etwas hinterhergekommen.

Nach etwa zwei Monaten erkrankte unser junger Berner Schulleiter schwer an Leukämie. Alle wussten, dass er bald sterben müsste. Dies war besonders tragisch, da seine Frau gerade ihr erstes Kind erwartete. Eine Kollegin, die ihn im Krankenhaus besuchte, berichtete mir danach: «Ich soll Ihnen einen Gruss ausrichten und Ihnen sagen, dass er vor Ihnen Achtung hätte, da Sie nicht ohne Weiteres auf alle neuen Anweisungen eingegangen wären!» Bei seiner Beerdigung waren wir mit allen Oberklassen.

Der nächste Nazi-Schulleiter, der nun kam, war ein ausgesprochenes Ekel. Er hatte es darauf abgesehen, die nicht völlig angepassten Lehrer regelrecht zu quälen.

Wenn einer von uns drei Volksdorfer Kollegen zum Beispiel Aufsicht hatte, dann gingen wir anderen beiden zumeist mit, denn dann konnte man sich doch wenigstens einmal ein wenig untereinander Luft machen. Das war das erste, was

er untersagte – mit der Bemerkung übrigens: «Freundschaft in dem Alter kenne ich nicht!»

Dann geschah der Vorfall mit der Flaggenhissung, die ab nun jeweils für Montag Morgen angeordnet war. Beim ersten Mal waren wir, die wir nicht in der Partei waren, unsicher: Mussten wir auch den Arm zum Gruss heben, oder durften wir möglicherweise nicht? Wir entschieden uns, nichts zu machen. Kurz darauf orderte er uns in sein Zimmer und informierte uns (was jetzt folgt, ist wörtlich):

«Ich soll Ihnen von Ihrem Schulrat bestellen, dass, wenn Sie bei der nächsten Flaggenhissung wieder nicht zu grüssen wissen, ein SA-Mann hinter Sie gestellt wird, der Sie so lange in den Arsch tritt, bis Sie anständig grüssen!»

Was für eine Unbildung und Primitivität!

Am schlimmsten traf mich dann jedoch eine Äusserung, die er machte, als meine Freundin, mit der ich zusammenwohnte und die ja gleichzeitig Kollegin an der Schule war, so schwer erkrankte, dass sie wirklich einige Tage in Lebensgefahr schwebte. Ich war natürlich in dieser Zeit sehr nervös und in grosser Sorge. Da sprach er mich eines Tages an: «Sie brauchen gar nicht mehr zu hoffen. Meine Frau ist Krankenschwester und sagte mir, dass Herzlähmungen in dem Alter tödlich verlaufen. Wir müssen uns nach einer neuen Kollegin umsehen, denke ich!» Ich konnte einfach nichts entgegnen ... Immerhin, sie wurde wieder gesund – und wir leben noch heute gemeinsam...

Da ich damals gerade mein erstes Adoptivkind aufgenommen hatte, suchte ich alles zu vermeiden, was uns möglicherweise weiter gefährden könnte. Trotzdem handelte ich mir in den folgenden Jahren einige Verweise ein. Den ersten Verweis bekam ich aus einem denkbar unsinnigen Grund. Es war üblich, dass am Ende der Frühstückspause einige von uns eine Zigarette rauchten. Seit Beginn der NS-Zeit hatte ich in der Tat stärker zu rauchen begonnen, weil es einfach doch etwas beruhigte. Sie ahnen es schon – den ersten Verweis erhielt ich wegen Rauchens im Lehrerzimmer.

Den zweiten Verweis erhielt ich aufgrund einer Denunziation des Schulhausmeisters, der bei mir öfters an der Tür lauschte. Mit meinen Fächern Deutsch, Geschichte und Religion hatte ich für die damalige Zeit recht schwierige Fächer. So war es zum Beispiel irgendwann verboten, das Alte Testament zu unterrichten. Ich half mir in den Oberklassen damit, dass ich ausführlich die Apostelgeschichte von der Verhaftung und Hinrichtung des Stephanus durchnahm. In seiner grossen Verteidigungsrede vor dem Rabbinat erzählt Stephanus darin in Kürze wichtige Passagen aus dem Alten Testament. So bekamen die Kinder wenigstens einen Schimmer. Eines Morgens holte mich unser Schulhausmeister

mit hämischem Grinsen aus dem Unterricht: «Sie sollen zum Schulrat kommen. Er wartet im Schulleiterzimmer auf Sie!»

Der Schulrat kam gleich zur Sache: «Ich bin gekommen, um Ihnen einen Verweis zu erteilen, weil Sie im Unterricht gesagt haben sollen, dass Jesus ein Jude gewesen sei!» Darauf entgegnete ich: «Herr Schulrat, Sie wissen wie ich, dass er es war. Aber halten Sie mich für so dumm, dass ich es jetzt in einer Klasse sage?» – «Aber mussten Sie denn gerade die Geschichte der drei Weisen aus dem Morgenland erzählen?» – «Ja», sagte ich, «das gehört doch zur Allgemeinbildung, denken Sie doch nur mal an all die deutschen Kunstwerke im Kölner Dom, die diese Geschichte darstellen!» – «Über Bildung denkt man heute anders!» gab er schliesslich zurück. Da konnte ich nicht anders als zu antworten: «Ich nicht!» Den Verweis erhielt ich natürlich².

Die Schikaniererei nahm aber noch lange kein Ende. Als wir Mitte der 30er Jahre eine grosse Zeichenausstellung machen sollten, war ich zunächst sehr gern bei der Sache, da ich festgestellt hatte, wie hilfreich gerade für weniger begabte Kinder zeichnerische Darstellungen sein können. So hatte ich eine stolze Zahl wunderschöner Bilder angesammelt, die ich gern zur Ausstellung bringen wollte. Als der Schulleiter mich mit meinem Stapel Bilder sah, hielt er mich auf und untersagte mir das Aushängen so vieler Bilder. Vor dem Kollegium sprach er: «Jeder Kollege bekommt eine halbe Klassenwand zum Ausstellen – mehr nicht!» Das war nun aber für manche Kollegen, die nie Zeichenunterricht gegeben hatten, gar nicht so einfach. So fragten mich mehrere: «Kannst du uns nicht ein paar Bilder abgeben?» Gesagt, getan. Es wurde nur jeweils mein Name entfernt, da ich jedes Bild einzeln gekennzeichnet hatte, damit keines verlorenginge. Alle wurden auf bunte Pappen geklebt, und so wurde es eine schöne Ausstellung.

Kurz darauf glaubte ich, meinen Augen nicht zu trauen: Als ich in die Schule kam, waren mehrere Schüler dabei, alle Bilder von den Pappen zu reissen. Dabei wurden die Bilder zerrissen und die Pappen fein ordentlich aufeinandergelegt. Ich unterbrach selbstverständlich die Kinder sofort. In dem Moment kam der Schulleiter und fuhr mich an, dass er dies den Schülern befohlen habe. Auf mein ungläubiges Erstaunen fuhr er fort: «Was meinen Sie wohl, was die Pappen für Geld gekostet haben. Die können wir schliesslich noch einmal benutzen!» Mir blieb wirklich einen Moment die Luft weg. Dann sagte ich mit grosser Erregung: «Dann bezahle ich Ihnen die Pappen, aber die Kinderbilder sind mein Eigentum und mir wertvoll!» Aber ich hatte so doch nur noch einen Bruchteil der schönen Bilder, von denen ich noch heute einige habe, retten können. Die Zerstörung der Kinderarbeiten war einer der härtesten Schläge für mich...

Einige Zeit später passierte dann noch einmal ein ähnlicher Vorfall. Meine Grundschul Kinder hatten in Heimatkunde eine Bastel-Modellarbeit der Hochbahnlinie von Berne nach Hamburg aus Pappe gebaut. Sie waren mit viel Eifer dabei gewesen, hatten genau Wiesen, Wälder und Strassen aufgemalt und die Schienen aufgeklebt. Als die Kinder auf zwei grossen Pappen das Modell in den Ausstellungsraum schleppen wollten, trafen sie auf den Schulleiter, der sie anhielt und zunächst noch ruhig fragte, was sie da bei wem gebaut hätten. Als die Kinder artig geantwortet hatten, schlug er mit der Hand über die Pappe und zerstörte damit die kleinen Basteleien: «So ein Quatsch wird nicht ausgestellt!» Die Kleinen kamen natürlich ganz traurig zurück in die Klasse. Ich tröstete sie, so gut ich konnte, aber wie war ich empört über solche Behandlung von Kindern!

In diese Zeit fällt noch eine andere Erinnerung, die eigentlich mit der Schule gar nichts zu tun hat – oder nur insofern, als niemand in der Schule davon wissen durfte: In der Wohnung meiner älteren Schwester hielt sich eine jüdische Freundin auf. Ihr Name war Hilde Weinreich (geb. Abraham). Als meine Schwester am 1. Advent 1936 wegen angeblicher politischer Arbeit verhaftet wurde – ihre Schreibmaschine war bei bereits inhaftierten Freunden gefunden worden –, da stellte sich natürlich die Frage: Was wird aus der jüdischen Freundin?

Immerhin erhielt meine Schwester einen Gerichtsprozess, was keineswegs üblich war, und wurde daraufhin zu 16 Monaten Haft verurteilt. So versorgte und unterstützte ich diese jüdische Freundin meiner Schwester von Advent 1936 bis Gründonnerstag 1938 in der Wohnung meiner Schwester in Hamburg 13.

Ganz schlimm wurde es wenige Jahre später, als die ersten Deportationsbefehle kamen. Einige Male konnte die Abholung noch dadurch verhindert werden, dass eine befreundete Ärztin der Jüdin solche Spritzen gab, die kurzzeitig hohes Fieber bewirken, aber sonst eher harmlos sind. So wurde die Deportation einige Male hinausgezögert. Schliesslich wussten wir auch nicht mehr weiter. Meine Schwester organisierte daraufhin einen Fluchtweg in die Schweiz. Das war bereits im Jahre 1943. Auf italienischem Gebiet wurde die arme Frau aber ergriffen und so doch noch deportiert. Wir haben später erfahren, dass sie in Auschwitz umgebracht wurde...

In diese Zeit etwa fiel meine Strafversetzung von der Berner Schule zur Volksschule in Hamburg-Farmsen, vor der ich mich wirklich fürchtete, weil sie als Nazi-Hochburg bekannt war. Zu der Versetzung war es aufgrund einer erneuten Denunziation durch den Schulhausmeister gekommen, die ein älterer Kollege weitergab, der die Schulleitungsgeschäfte führte, seit der Nazi-Schulleiter ein-

gezogen worden war und der stellvertretende Schulleiter krank geworden war. Da dieser ältere Kollege, der nun als Dienstältester dran war, eigentlich gar kein Parteigenosse war, nannten wir ihn – auch in seiner Gegenwart – kollegial-freundschaftlich «Vizeviz». Umso betroffener war ich, dass ausgerechnet er die Denunziation an die Behörde weitergeleitet hatte. Als ich ihm traurig sagte, dass ich ihn einfach nicht verstehen könne, antwortete er: «Seit ich Schulleiter bin, habe ich mich dazu durchgerungen, Nationalsozialist zu sein!» Ja, so sagte er das...

So kam ich Anfang 1943, also die letzten beiden NS-Schuljahre, noch nach Farmsen. Der Schulleiter dort war ein einfacher Mann, der nicht einmal richtiges Deutsch sprechen konnte, aber an sich nicht böse war. Er war jedoch völlig in der Hand eines anderen Kollegen, der ein goldenes Parteiabzeichen trug und uns alle herumkommandierte, ohne dass jemand auch nur widersprach. Wenn wir zum Beispiel nach langem Nacht-Alarm eigentlich am nächsten Tag hätten ausschlafen können, beorderte er uns in die Schule, um Parteiarbeit zu machen. Da sassen wir dann und versandten schlimme Judenhetz-Zeitungen an Soldaten im Felde...

Ich bekam dort eine 7. Klasse mit damals über 70 Schülern! Das waren so viele Schüler, dass wir gar nicht in eine normale Klasse passten, sondern in den Singsaal ausweichen mussten. In der Klasse befanden sich auch 7 Hilfsschüler. Der Schulleiter sagte mir dies mit der Bemerkung, dass ich die gern abschulen könne, wenn's zu viel wäre. Aber ich dachte gar nicht daran! Denn dass der Hilfsschulbesuch auch Sterilisation bedeutete, in einigen Fällen auch Schlimmeres, das wusste ich. Und bei so vielen Schülern kam es nun darauf auch nicht an... Ich fragte also einen befreundeten Hilfsschullehrer, ob er mir nicht einige alte Hilfsschulbücher zur Verfügung stellen könnte. Er sagte jedoch, dass in der Hilfsschule besonders gespart würde. Was sie nicht mehr bräuchten, das seien auch nur noch Fetzen für den Papierkorb. Da sagte ich zu ihm: «Dann holen Sie mir die Fetzen aus dem Papierkorb!»

In zwei Wochen hatte ich mit Schere und Klebstoff einige Rechen- und Deutschbücher zusammengebastelt. So konnte ich in den Stunden, in denen den Hilfsschülern das Verstehen schwerfiel, ihnen Nachhilfe geben. Und so sassen denn immer zwei vor einem Buch und arbeiteten. Sie waren dadurch in keiner Weise minderwertig, und wurden auch von den anderen keineswegs so betrachtet. Es hiess: Die müssen eben noch nachüben!

Eines Tages kam auch da der Schulrat zu Besuch. Und einer seiner ersten Sätze war: «Wo haben Sie denn Ihre doofen Schüler sitzen?» Ich sagte nur: «Herr Schulrat!» Ich konnte es kaum fassen. Er muss meine Erregung gespürt haben, denn er fragte nicht noch einmal nach.

Mit diesem Schulrat kam es dann aber noch zu einem anderen Konflikt. Im Religionsunterricht nahm ich Martin Luther durch – treudeutsch, dachte ich, da

kann doch kaum etwas schiefgehen. Wir legten uns schöne Hefte dafür an, in die ich nie mit Rot hineinverbesserte, sondern mit Blau. Die Schüler waren sichtlich stolz darauf.

Eines Tages kam der Schulrat mit einem dieser Hefte in der Hand zu mir in den Unterricht und vernahm mich: «Wer hat diesen Text in den Heften formuliert?» Ich antwortete: «Den habe ich an der Tafel vorgeschrieben, und die Kinder haben ihn in die Hefte übertragen.» – «Dann haben Sie also auch diesen Satz geschrieben: Die Bibel besteht aus zwei Teilen: dem Alten und dem Neuen Testament. Im Alten Testament steht die Geschichte des jüdischen Volkes bis zur Geburt Jesu, so dargestellt, dass man daran das Handeln Gottes gegenüber dem jüdischen Volk erkennen kann. – Die Juden haben keinen Gott, Fräulein Thate!» Ich sagte zunächst wieder nur: «Aber Herr Schulrat!» – «Wenigstens nicht denselben wie wir!» fuhr er fort. Daraufhin sagte ich: «Einen Nationalgott für jedes Volk gibt es nicht. Das ist seit 2'500 Jahren überholt, seit Jesaja und seit das jüdische Volk aus der babylonischen Gefangenschaft kam – da sprach man bereits in diesem Teil der Welt von einem Welt-Gott!»

«Ich will nicht mit Ihnen streiten. Aber der Satz ist falsch. Da wir bis zum Ende des siegreichen Krieges mit der Kirche einen Burgfrieden geschlossen haben, soll das jetzt ruhen. Aber wenn der Krieg zu Ende ist, wird es mir ein kleines sein, Ihnen einen anderen Glauben beizubringen!»

Ich nahm mir vor, ihn nach dem Kriege daraufhin wieder anzusprechen. Nach 1945 traf ich ihn tatsächlich einige Monate nach Kriegsende zufällig auf der Strasse. Er war offensichtlich erst wenige Tage zuvor aus dem Gefängnis gekommen und sah sehr jammervoll aus. Ich brachte es dann einfach nicht fertig, ihn anzusprechen.

Gegen Ende der Nazi-Zeit geschahen dann aber noch zwei Vorfälle, derer ich mich bis heute schäme: Zum Abschluss meiner Klasse musste ich eine Rede vor allen Schülern und Kollegen halten. Niemals vorher und niemals hinterher habe ich auf eine Rede so viel Zeit und Sorgen verwandt, wie auf diese Rede: Was konnte ich den Kindern sagen, um ihnen wirklich etwas Wichtiges mit auf den Weg zu geben – was durfte ich sagen, um nicht wieder anzuecken? Nach der Rede verabschiedete sich jeder Schüler einzeln, und auch jeder Kollege gab mir die Hand. Der Kollege mit dem goldenen Parteiabzeichen sagte dabei zu mir: «Donnerwetter, das hätte ich Ihnen gar nicht zugetraut!» Eine Freundin sagte: «Das hast du fein hingekriegt!» Da habe ich mich ganz furchtbar geschämt!

Etwa zwei Monate vor Kriegsende bekamen wir noch einen neuen Oberschulrat, der befahl, dass es nun kein Pardon mehr gebe und jeder Volksschullehrer, der noch nicht in der Partei wäre, nun unverzüglich einzutreten hätte, wollte er nicht sofort gekündigt werden. Ich hatte zu der Zeit mein drittes Adoptivkind

aus dem Waisenhaus aufgenommen. Mein erstes und ältestes Kind war bereits im Krieg gefallen. Da bin ich schliesslich auch eingetreten und habe in vollem Bewusstsein einen Meineid auf den Führer geleistet. Das war so bitter...

Die Engländer erklärten bereits kurz nach Kriegsende, dass die Lehrer, die in den letzten Wochen noch Parteigenossen geworden waren, nicht als solche gerechnet würden und sich auch nicht der Entnazifizierung zu unterziehen hätten. Als ich einige Wochen später mit dem neuen Schulrat des Bezirks das alte Kollegium durchsprach, meinte er über zwei Kollegen: «Den einen alten Kollegen, den können wir nicht mehr gebrauchen, aber der junge, der ist doch eigentlich ganz gescheit, den sollten wir nehmen.» Mit dem jungen Gescheiten meinte er den mit dem ehemals goldenen Parteiabzeichen. Da konnte ich ihn aber überzeugen, dass es unmöglich für einen Neuanfang wäre, wenn dieser Lehrer mit dem goldenen Parteiabzeichen, der so viele von uns gequält hätte, einfach wieder als Pädagoge arbeiten könnte. Er ist dann auch nicht wieder 'reingekommen. Ich durfte selbst wählen, ob ich nach Berne oder Volkssdorf zurückwollte. Ich wählte schliesslich gemeinsam mit meiner Freundin die Volksschule in Berne, wo wir noch viele Jahre unterrichteten. Schulleiter wurde später dort ein junger Mann, den wir noch als Schuljungen gekannt hatten.

Walther Uhle (Hannover)

Als kommunistischer Volksschullehrer an einer evangelischen Mädchen- und einer katholischen Jungenschule



Im Ruhestand.

Als Volksschullehrer mit Schülern
Ostern 1926 in Thüringen.

1902	Geboren in Hagenau/Elsass
1908-1914	Volksschule in Berlin
1914-1916	Kgl. Preuss. Militär-Knaben-Erziehungsanstalt in Annaburg/ Sachsen
1916-1922	Präparanden-Anstalt und Lehrerseminar in Schwerin/Warthe
1922	Volksschullehrer in Tiefenort/Werra
1922-1931	Volksschullehrer in Stadtlengsfeld/Rhön
1931-1933	Lehrer an einer Weltlichen Schule in Hannover
1933-1938	Lehrer an einer evangelischen Mädchenschule in Hannover
1938-1941	Lehrer an einer katholischen Jungenschule in Hannover

1941-1945 Soldat bei der Wehrmacht, Wetterwarte Gotha als Meteorologe
1945-1964 Volksschullehrer in Hannover (Pensionierung mit 62 Jahren)

Ich stamme aus einer alten Soldatenfamilie. Wir hatten nie viel Geld, also meine Mutter ging zum Beispiel immer putzen bei Generals. Aber meine Eltern fühlten sich diesen soldatischen Tugenden von Ehre und Anstand sehr verpflichtet.

Ich durfte ab 1914 eine Kadettenanstalt besuchen – das war eine Militärschule, an der die Lehrer ausschliesslich Offiziere oder Unteroffiziere waren.

Und diese Lehrer, ob du es glaubst oder nicht, das waren ganz feine Pädagogen. Da wurde kaum geprügelt, die haben mehrheitlich einen richtig guten Unterricht gemacht.

Und 1914 beim Ausbruch des 1. Weltkrieges, da waren unsere Lehrer ganz still und nachdenklich: Die hatten Sorge vor einem Zweifrontenkrieg. Jedenfalls keine Kriegerbegeisterung wie bei so manchen deutschnationalen Paukern.

Im März 1922 hatte ich mein Lehrerexamen in Schwerin gemacht. Das dauerte dann aber noch Wochen, bis von Preussen endlich mein Lehrerzeugnis nach Thüringen zu mir nach Hause geschickt worden war – das kam erst im September an.

Damit ging ich dann sofort nach Weimar, das war die Hauptstadt des damals gerade gegründeten Freistaates Thüringen, und dort sass auch die neue SPD-Regierung. Volksbildungsminister war damals Greil¹, ein guter Mann, der mit seiner Schulreform noch bekannt geworden ist, aber sich ja leider nicht lange halten konnte.

Na, jedenfalls war ich bei dem und wurde sofort zum 1. Dezember 1922 in Tiefenort/Werra angestellt. So war das in Thüringen damals: Keinen Tag arbeitslos, in Preussen mussten viele Junglehrer doch oft 8 Jahre und mehr warten, bis sie endlich eingestellt wurden. Anfang 1923 wurde ich dann von Tiefenort in einen Nachbarort, nach Stadtlengsfeld/Rhön, versetzt – und ich muss noch heute sagen: Das war meine schönste Lehrzeit!

Warum? Erstens: In unserem Kollegium waren von 9 Lehrern 7 Junglehrer. Und was hatten wir alles für tolle neue pädagogische Ideen. Unser gesamtes Kollegium war damals auch in der FLGD (Freie Lehrgewerkschaft Deutschlands²). Wir haben oft stundenlang zusammengesessen und über unseren Unterricht, pädagogische Reformen überhaupt und Politik gesprochen. Geprügelt zum Bei-

spiel, nein, wurde bei uns nicht mehr!

Zweitens: In dem Ort mit seinen 2'200 Einwohnern war eine satte SPD-Mehrheit. Mensch, das hiess doch damals: die rote Rhön! Die Eltern meiner Schüler waren häufig als Arbeiter in der dortigen Porzellan-Fabrik tätig.

Drittens: Es gab in der Gegend eine Gewerkschaftsgruppe, wo natürlich auch wir Junglehrer aus Stadtlengsfeld zugehörten – das waren insgesamt so etwa 25 Leute. Und was für die damalige Zeit mit all ihren Spannungen so gut war: Trotz aller Meinungsunterschiede, vor allem zwischen SPD und KPD, gab es in unserer Gruppe nie ernsthaften Streit. Wir wussten, dass wir Zusammenhalten mussten gegen die Reaktion, diese spiessigen, fetten deutschnationalen Lehrer mit ihrem schrecklichen Nationalismus und Hass auf alles Neue.

Viertens: Dann kommt noch was, was heute in der politischen Arbeit so oft vergessen wird: das Menschliche! Wir haben auch Wanderungen gemacht, ja in der Gewerkschaftsgruppe. Also, ich war da jede Ferien unterwegs, musste ich auch, weil mich dann meine Wirtin an die Luft setzte, aber es war auch immer eine schöne Zeit. 1925 sind wir einmal bis nach Rom zusammen gewandert. Da haben wir uns dann einer anderen Wandervogelgruppe aus Hannover angeschlossen. Da war ein Mädchen bei, die hat mich richtig angemacht, wie ihr heute sagt. Die ist dann später meine Frau geworden.

Ja, nun zur Politik. Ich sage immer: Hitler und die Nazis, das kann man alles nur richtig begreifen, wenn man die Zeit davor verstanden hat. Das war doch alles schon angelegt: Die Nazis brauchten das doch nur aufzugreifen!

Das fing schon 1819 an, als Humboldt³ und die anderen Reformer Berufsverbot erhielten. Von da ab hatten die Rechten das Steuer in der Hand und gaben es eigentlich auch nie wieder richtig her. 1848 war doch nur ein Zwischenspiel. Und dann ging es 1871 voll weiter. Das musst du unbedingt so aufschreiben, das war alles angelegt.

Meine ersten schlimmen politischen Erfahrungen habe ich 1923 gemacht in unserem kleinen Ort: Als der sozialdemokratische Reichspräsident Ebert⁴ die Reichswehr nach Sachsen und Thüringen schickte, um unruhige Arbeiter zu verhaften. Das muss man sich mal vorstellen: Deutsche Soldaten sollten deutsche Arbeiter verhaften! Das war dann so, dass viele Arbeiter sich in den Wäldern versteckt hielten, wo ihnen die Frauen das Essen hinbrachten, damit sie zu Hause nicht erwischt werden. Das waren die Eltern meiner Schüler!

Da habe ich zu mir gesagt: Mensch, jetzt musste dich als Lehrer doch auch mal um diese ganzen sozialen Probleme kümmern. Da bin ich dann das erste Mal

zu einer KPD-Stelle gegangen und habe gesagt: Wie seht ihr denn das Problem? Und was ich wirklich gut fand: Die haben dann nicht gesagt: Wir können dich hier gerade gut gebrauchen, mach mal gleich das und das, sondern die haben gesagt: Fein, dass du als Lehrer lernen willst. Dann setz dich mal auf den Hosensboden und lerne!

Und von denen habe ich dann die ersten Bücher über den dialektischen Materialismus bekommen und dann jede Nacht gelesen. Wirklich nächtelang, das hat mich damals gefesselt, weil es mir doch vieles erklärte. Und bis heute noch vieles erklärt. Ich war auch wirklich gründlich, also von Hegel angefangen. Bei mir brannte dann oft spät nachts noch Licht, und die Arbeiter, die von der Spätschicht am Haus vorbeikamen, haben gesagt: Guck mal, der Lehrer arbeitet noch!

Dass ich damals zur KPD und nicht zur SPD ging, hatte noch einen anderen Hintergrund: Am 13. Januar 1919 stand im sozialdemokratischen «Vorwärts» ein Gedicht von Artur Zickler⁵ – «Das Leichenhaus» – das so endete:

«Vielhundert Tote in einer Reih' –

Proletarier!

Karl, Rosa, Radek und Kumpanei, es ist keiner dabei, es ist keiner dabei!»

Weisst du, wie ich das gelesen hab', was ich da dachte? Das ist doch eine glatte Aufforderung zum Mord, hab' ich gedacht – in der Zeitung der SPD! Und zwei Tage später wurden Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht⁶ von nationalistischen Offizieren ermordet... Da ich doch als Militärschüler zur Offizierslehre erzogen war, war ich aus diesem Ehrgefühl über diesen feigen Meuchelmord so empört, das kannst du dir gar nicht vorstellen. Da habe ich gesagt: SPD nein!

Jetzt aber wieder zurück zu meiner Lehrerarbeit in Thüringen. Wir Lehrer haben uns damals als die begriffen, die die Reform machen wollen, aber auch müssen, wenn was draus werden soll.

1924 wurde die fortschrittlich-sozialdemokratische thüringische Regierung durch die Reichswehr dann ja abgesetzt, auch der Volksbildungsminister Greil. Es kam zu Koalitionen, und bald war die Reaktion wieder voll da: Das waren unter den Lehrern vor allem der Landbund und die evangelischen Kirchen, die sich jeder pädagogischen Reform in den Weg stellten. Bei denen haben wir noch Flugblätter zur Abschaffung der Prügelstrafe verteilt.

Die Nazis waren da noch nichts damals, absolut nichts. Es war die bürgerliche Reaktion, die so gross immer in Vaterland machte, die alles vorbereitet hat. Als der Nazi Frick⁷ 1930 in Thüringen Volksbildungsminister wurde, da war der doch nichts, der konnte sich nur mit Unterstützung der Deutschnationalen hal-

ten. Die wollten den. Der hat dann doch auch so angefangen: Es sollte wieder in den Schulen gebetet werden, also die Wiedereinführung richtiger Schulgebete. Aber damit hatten wir ja als Freidenker nichts zu tun, das haben wir bei mir an der Schule einfach nicht gemacht. Nein, der Frick damals, 1930/31, war noch voll an die Kette der Deutschnationalen gelegt.

Ich habe dann 1930 geheiratet, und da meine Frau aus Hannover war und sich in Thüringen nicht wohl fühlte, habe ich mich noch im gleichen Jahr nach Hannover in den Schuldienst beworben. Das waren wirklich persönliche Gründe, denn die Massenentlassungen setzten so richtig erst 1931 ein in Thüringen, und in dem Jahr wurde ich bereits versetzt nach Hannover, das war so gesehen ein grosser Glücksfall.

Ich war dann von 1931 bis zu den Sommerferien 1933 an der Weltlichen Schule⁸ in Hannover. Dann wurde die Schule ja aufgelöst, und wir kamen alle an verschiedene Schulen.

*

Den Abend vom 30. Januar 1933 werde ich nie vergessen: An diesem Abend war ich als Redner von einer freireligiösen Gemeinde eingeladen worden. Das war in einem Gasthaus in Sehnde bei Hannover. Da sassen wir also, so etwa 40 Zuhörer und ich als Redner. Da habe ich noch gegen Hitler gesprochen. Irgendwann kam dann jemand rein mit der Nachricht, dass Hitler Reichskanzler wäre. Da war eine ganz ernste Stimmung – und wir haben erst mal weitergemacht.

Eine halbe Stunde später kam die SA mit einem Fackelzug durch Sehnde, da waren wir dann doch ganz still und haben hinten in unserer Versammlung gesessen und hatten eine Heidenangst. Dann war unser Abend doch zu Ende, und ich bin dann nach einer Weile unbehelligt nach Hause gefahren. Habe aber zu Hause immer noch ganz schön gezittert.

Eines muss ich dir dazu noch sagen: Wir waren zwar entschiedene Gegner der Nazis, aber dass das einmal so schrecklich kommen würde mit denen, ehrlich, das haben auch wir damals am 30. Januar 1933 nicht gedacht. Ich glaube, das hat sich kein Mensch in Deutschland vorstellen können. Die Sprüche in Hitlers «Mein Kampf», nein, die hat keiner ernstgenommen, so waren wir.

Am nächsten Tag in der Schule ging erst mal alles weiter seinen Gang. Über Politik wurde an unserer Schule, auch an unserer fortschrittlichen, weltlichen Schule, nicht gesprochen. Ich erinnere nicht einmal eine besondere Bedrückung in unserem Kollegium. Wir haben nicht damit gerechnet, was jetzt alles auf uns zukommen würde.

Das erste Schlimme, was ich von Nazis an unserer Schule mitbekam, das war das Spitzelunwesen. Ein hundsgemeiner Trick der Nazis, die Lehrer regelrecht anstellten, um Buch zu führen über andere Lehrer und deren politische Gesin-

nung. Wir hatten in unserem Kollegium von etwa 15 Leuten zwei solche Nacht-
leuchter, das waren noch nicht einmal Nazis damals, glaube ich.

Über mich hatten die dann auch so eine Liste aufgeschrieben, und so bekam ich
im Sommer 1933 einen Fragebogen mit 14 Fragen von der Schulbehörde, die
ich zu beantworten hatte, wenn ich weiter im Schuldienst bleiben wollte.

Ich gebe dir mal einige Beispiele – ist klar, dass man da schon zwischen den
Zeilen denken musste. Frage: Wie stehen Sie zur Rassenkunde? Habe ich ge-
schrieben: Da habe ich mir noch kein eigenes Urteil gebildet, weil ich immer
nur 1. und 2. Schuljahr unterrichtet habe. Sollte ich einmal höhere Klassen un-
terrachten, werde ich mich an meinen Kollegen J. wenden und den um Auskunft
fragen. Weisst du, wer J. war: Das war einer der Spitzel bei uns. Nächste Frage:
Wie stehen Sie zur Wehrkunde? Habe ich geschrieben: Positiv. Und gedacht:
Ein Arbeiter muss auch schiessen können. Dann wurden auch so Einzelheiten
gefragt: Haben Sie Ostern 1932 zur Schulentlassungsfeier in der Aula einen
Brief von Rosa Luxemburg vorgelesen? Habe ich geschrieben: Ja, habe ich. Das
ist der Brief, wo sie beschreibt, wie Soldaten auf Stiere einschlagen, die einen
schweren Wagen ziehen sollen, und dabei die Tiere ganz blutig schlagen. Da
dachte ich: Das sollen die verstehen, wie sie wollen. In den Tagen hatte Göring
nämlich gerade sein neues Tierschutzgesetz eingeführt.

Bei einer Frage, nämlich der nach der Parteizugehörigkeit, hatte ich dann mal
wieder Riesenglück: Ich wurde nur gefragt, ob ich in der SPD bin⁹, und da
konnte ich dann ja einfach nein schreiben. Dass ich in der KPD war, hatten die
Spitzel nicht herausbekommen, weil ich in der Partei an der Kulturfront tätig
war und mit so direkten parteipolitischen Sachen nichts zu tun hatte und so auch
nicht besonders in Erscheinung getreten war.

Im November 1932 hatte ich zum Beispiel mit meinem Lehrerkollegen Karl
Schinke¹⁰, der ein hervorragender Musiker war, ein Schultheaterstück erarbeitet
und aufgeführt. Das hiess: «Kiff kommt weit in alle Welt!» Kiff war so ein Jun-
genname. Das ist ganz toll angekommen. Wir haben das sogar zweimal in der
Stadt auf geführt und hatten da jedes Mal so um 3'000 Zuschauer.

Ein Riesenspass: Kiff in Amerika – da haben die Schülerinnen dann so Tanzgirls
vorgestellt. Waren immer Nummern, wo ganz viele Schüler mitmachen konnten.
Sollte doch jeder eine Aufgabe haben. Wir haben noch Szenen dazugeschrieben.
So kam der Kiff bei uns auch in die Sowjetunion. Später haben wir noch von
Hindemith «Wir bauen eine Stadt» aufgeführt. Das haben wir auch gemacht.

Dann kam aber die Tragödie mit meinem Freund Karl Schinke. Der war so ein

feiner Musiker, der hat in Hannover Riesen-Arbeiterchöre dirigiert – und gerade der wurde noch vor dem Gesetz mit dem Berufsbeamtentum¹¹, noch vor April 1933 entlassen. Der Schulrätin, die das gemacht hatte, hat das aber nichts genutzt: Die ist später von den Nazis selbst rausgeworfen worden.

Im Frühsommer 1933 ist noch ein dolles Ding an meiner Schule passiert: Schüler aus der 7. Klasse, wo ich Geschichte unterrichtete, die Eltern alles Arbeiter, ein Vater im Elternbeirat der Schule, hatten die Hakenkreuzfahne vom Schuldach geholt, mit Tinte bespritzt und gleich an Ort und Stelle auf dem Dachboden in eine Ecke gefeuert. Die hat dann dort unser Schulhausmeister gefunden, und der Hammel hat diesen Vorfall anschliessend der SA gemeldet. So kam es eines Tages, dass plötzlich ein SA-Trupp im Schulhof aufmarschierte und unseren Schulleiter A., einen rechten Sozialdemokraten, auf den Schulhof zerrte und ihm drohte, ihn aufzuhängen. Und die Kleinen, die ich an jenem Morgen unterrichtete, Mensch, das war doch 1. Schuljahr, die haben so geweint, ich konnte sie kaum beruhigen. Der Schulleiter ist dann aber zum Glück davongekommen. Der wurde nur degradiert, konnte aber als Lehrer Weiterarbeiten.

Wir waren schliesslich nur noch ein kleiner Kreis von Lehrerkollegen, die sich privat zum Kaffeetrinken trafen, um politische Probleme durchzusprechen. Mein Kollege A., der ging damals zur sozialistischen Front. Das waren in Hannover damals anfangs so etwa 230 Leute. Da habe ich zu ihm gesagt: Mensch, das ist doch Wahnsinn! Bei so vielen, da sind doch bestimmt Spitzel drunter. Da habe ich nicht mitgemacht!

Das mit den Spitzeln war einfach furchtbar: Einem aus unserer Gruppe, dem Kollegen Hermann Zastrow¹² haben die einen Spitzel ins Haus geschickt, der sich als Verfolgter ausgegeben hat. Und Hermann in seiner guten Art hat den beköstigt und beherbergt. Und am nächsten Morgen, früh um 5 Uhr, ist der dann weg und stand um 6 Uhr mit der SA wieder vor der Tür. Die haben den Hermann nach Holzminden verschleppt, dort schrecklich verprügelt und dabei hatte der Hermann ohnehin eine ganz schlechte Gesundheit wegen seiner Verletzung aus dem 1. Weltkrieg. Er wurde dann noch ein drei viertel Jahr im Gefängnis Wolfenbüttel festgehalten. Als er wieder nach Hause kam, hat er nicht mehr länger als Lehrer arbeiten dürfen, sondern wurde in einem Porzellanhandel beschäftigt. Aber er war ein gebrochener Mann und hat sich nie mehr von der Prügelei erholt. 1938 starb er elendig, blind und taub mit starken Schmerzen. Ich weiss noch, wie selbst der Arzt an seinem Sterbebett geweint hat, weil der auch noch nie so viel Qual und Elend mitangesehen hat.

Die Witwe von Hermann bekam nur einen Hungerlohn von Rente – 75 Mark

43: A
Der Preussische Minister
für Wissenschaft, Kunst und
Volksbildung

Berlin den 6. November 1933.
Im Holer des Finden 4
Baujahr: A 1 24er 0020
Postfach: Berlin 1402 | Vertriebs- u. P. B.
Kaufhaus-Miro-Beck | f. B. K. S. K.
- Berlin -

A IV Nr. Unle 1 d, Thomas 5 d,
Born 2 d, Mertens 5 d

Der Reichsausschuss für
die Durchführung des
BGG.

Beiliegend reiche ich die von dem Ausschuss politischer
Vertrauensmänner zur Durchführung des BGG., betreffend die
Lehrer U h l e , T h o m a s , B o r n und die Lehrerin
M e r t e n s vom 30. September 1933 erstatteten Berichte
nebst Anlagen zurück.

Wie sich aus meinem Runderlaß vom 14. Juni d. J. - A
1367 pp. - ergibt, sind lediglich die von mir bestimmten
Anteileiter zu Anträgen betreffend Durchführung des Gesetzes
zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums befugt. Die Aus-
schüsse politischer Vertrauensmänner haben bei diesbezüglichen
Anträgen die Anteileiter zu beraten, eine unmittelbare
Berichterstattung an mich über Einzelfälle kommt ihnen nicht
zu, ~~da~~ bin daher nicht in der Lage, auf die fraglichen An-
träge sachlich einzugehen. Unter Hinweis auf meinen Runder-
laß vom 9. Oktober d. J. - A 2300 - bemerke ich noch, daß,
da die Berichte sämtlich nach dem 30. September eingegangen
sind, eine Abänderung der getroffenen Entscheidungen zu Un-
gunsten der fraglichen Lehrer an sich schon nicht zulässig
gewesen wäre.

Im Auftrage

An

gez. Zunkel.

an Herrn Regierungspräsidenten

in

H a n n o v e r.

Schreiben des Preussischen Kultusministers an den Regierungspräsidenten von Hannover vom
6. 11. 1933.

Kommission
bei der Regierung

Hannover, den 17.11.1933

617/33

Betrifft: Lehrer Uhle, Thomas, Born und Mertens.
Zu dem Erlass A IV Nr. Uhle 1 a, Thomas 5 1, Born 2 1,
Mertens 3 1.

Die Kommission fertigte die ersten Berichte zur Verwendung für den Herrn Regierungspräsidenten und zur Beilage an den Herrn Minister am 7. August d. J. an. Die Weitergabe durch den Herrn Regierungspräsidenten erfolgte am 9. bzw. 11. August.

Da das Bearbeiten weiteren Materials und die Antworten auf die daraufhin gestellten Fragen neue Momente ergaben, wurden Ende September neue Berichte angefertigt.

Als die Zeit drängte, waren die neuen Kommissionsgutachten diesmal direkt an den Herrn Minister geschickt, zumal die alten Anträge des Herrn Regierungspräsidenten, die sich ja in der Schlussfolgerung mit allen Feststellungen der Kommission deckten, jedesmal dabei waren.

Da nun aber ein rechtzeitiges Eintreffen im Ministerium noch nicht gewährleistet schien, bat die Kommission pflichtgemäß den Herrn Generalen der Abtlg. II, dass und noch andere Fälle telegraphisch beim Herrn Minister anhängig zu machen. Das ist am 30. September geschehen!

Die Kommission bittet darum im Hinblick auf die Bestimmungen, (Erlass A Nr. 2300), dass bei anhängigen Fällen neues Material nachher nicht werden kann, um sochmalige Prüfung dieser vor dem 30.9. erledigten Fälle. Sie weist dabei insbesondere auf die Akte Uhle hin. Gegen Born wäre wie im Falle des Rektors Bieker auch das Disziplinarverfahren einzuleiten.

Handwritten signature: Wundt

An den

Herrn Minister für Wissenschaft,
Kunst und Volksbildung, durch den Herrn Regierungspräsidenten,

B a r l i n

Erklärende Antwort der Kommission beim Regierungspräsidenten von Hannover an den Preussischen Kultusminister vom 17.11.1933.

Übergangsgeld für zwei Jahre! Die kam zu mir, ich war da ja noch immer in der Schule und war sowas wie «Walterchen, der Seelentröster». Na, jedenfalls haben wir schliesslich ein Gesuch an die Regierung zusammen geschrieben, und das habe ich gleich hingetragen zu einem Amtmann. Und der hat gesagt: Wird gemacht! Solche gab's eben auch dazwischen. Nach 45 bin ich noch für den hingegangen und habe ausgesagt: Wenn ihr den nicht wieder einstellt, dann gute Nacht!

Auf der anderen Seite gab's da eine Lehrerin, die Klassenlehrerin der beiden Töchter von Hermann, die hat nur gesagt: «Was? Ihr habt kein Geld mehr? Dann müsst ihr runter von der Schule, wir können euch keine Bücher umsonst geben!» Und das war nun eine Lehrerin!

Ich habe mich immer gewundert, warum ich nicht entlassen worden bin. Ich habe eigentlich die ganze Zeit immer damit gerechnet. Erst nach dem Krieg sollte ich erfahren, wieso ich da wieder ein unverschämtes Glück gehabt hatte. Ich weiss noch, wie ich meine Einverständniserklärung zum Eintritt in den NSLB geben sollte (also das war nachdem der Deutsche Lehrerverein in Berlin auch umgekippt war und alle Mitglieder so mehr oder weniger überführt wurden). Ich war ja immer in der Gewerkschaft gewesen, da habe ich also geschrieben: Jawoll; bin ich mit einverstanden, aber ich muss noch warten, ob ich nicht zur Entlassung komme.

Im September 1933 bin ich an eine evangelische Mädchenschule versetzt worden erst mal. Das war aber gar nicht so schlimm. Die waren da auch zu 90 Prozent gegen Hitler eingestellt, und diese evangelischen Lehrerinnen, die hatten da so einen Nazi-Kreisleiter in ihrer Mitte, den hatten die fest im Griff, der hat kein Wort gesagt.

Zum Beispiel gab es an der Schule eine Menge jüdischer Kinder, und die wurden alle ganz fein behandelt. Ohne Unterschied, denen durfte kein Haar gekrümmt werden. In meiner Klasse waren auch jüdische Schülerinnen, wo wir später noch geholfen haben, dass die nach England kamen. Aber das hat ja leider nicht mehr bei allen geklappt. Aber ich habe damals schon zu manchen gesagt, die ich kannte: Mensch, machen Sie bloss, dass Sie aus Deutschland wegkommen. Mehr konnten wir nicht machen.

Erst habe ich mich nicht so getraut an der Schule. Das ganze Kirchliche war mir fremd, aber schliesslich eines Tages ist das Eis gebrochen: Ich wollte mal wieder nicht mit ins Lehrerzimmer, aber dann fragte eine: «Na, nu' kommen Sie mal mit – was haben Sie denn so gemacht heute in Ihrer Klasse?» Und dann habe ich einen Vorstoss gemacht und habe gesagt: «Ich habe heute das Rasseschänder-Lied gesungen!» – Da haben alle geguckt, auch der Nazilehrer. Und dann habe ich gesagt: «Das Lied kennt ihr alle. Es heisst: Schornsteinfeger ging spazieren.» Und da haben alle gelacht.

Die letzte Strophe bei dem Lied, das hatte 16 Strophen, wie Kinderlieder ebenso

waren damals, die haben wir alle im Kreis auf dem Schulhof gesungen, die letzte Strophe heisst also:

«Da zog der Schornsteinfeger nach Afrika,
nahm sich eine Negerin
und kriegten sie ein Zwillingspaar.»

1938 wurde ich ohne Angabe von Gründen von der evangelischen Mädchenschule an eine katholische Jungenschule versetzt. Und was soll ich dir sagen? Nachdem ich mich mit dem Rektor beschnuppert hatte, sagte der doch nach einigen Wochen schon zu mir unter vier Augen: «Diese Nazis, diese hundsge-meinen Verbrecher!» Damals waren die Nazis gegenüber den katholischen Lehrern ja umgeschwenkt, weil sich viele doch nicht so beugen wollten, ganz feine Menschen darunter, müsste auch noch viel bekannter werden. Nun bekamen viele katholische Schulen jedenfalls auch mächtige Schwierigkeiten – und ich hatte wieder einen neuen Schutzengel.

Dann kam ja auch bald die sogenannte Kristallnacht. Ich bin an dem Abend durch Hannover mit dem Fahrrad nach Hause gefahren und habe alles gesehen: die zerstörten Läden, die Scherben überall, die demolierte Synagoge. Ich habe nur gedacht: Mensch, was ist denn bloss jetzt schon wieder los? Im Radio erfuhr ich, dass ich, das deutsche Volk, wieder daran schuld gewesen sein soll. Wie hiess es im Radio: «Das deutsche Volk in Empörung...» Das war aber ein Fehltritt der Nazis, das haben viele gemerkt: In Hannover war von Empörung gegen die Juden nichts zu spüren. Nachdem die SA-Truppen gezielt randaliert hatten, war eine Totenstille in der Stadt. Man konnte die Stille hören, habe ich damals zu meiner Frau gesagt¹³.

1939 bekam ich eine Aufforderung von der hiesigen NSDAP, auch in die Partei einzutreten. Ich habe damals mit meinen Freunden beraten: Was soll ich machen? Wir haben öfter Leute bei uns versteckt gehabt, wir mussten davon ausgehen, dass die Gestapo mich kannte. Mensch, was hättest du gemacht? Meine Freunde haben gesagt: «Unterschreibe die Erklärung und ansonsten halte deinen Mund.» Das habe ich gemacht, und so bin ich Ende 1939 noch Mitglied der NSDAP geworden. Nach 45 bin ich dann allen möglichen Leuten begegnet, die gesagt haben: «Mann, wie konnste denn?» Aber was wissen denn die? Was hättest du gemacht?

Etwa in der gleichen Zeit, also Ende 1939, habe ich nebenamtlich noch an einer Berufsschule gearbeitet, also einfach um noch etwas Geld zu verdienen. An den Berufsschulen herrschte Lehrermangel, weil sie die Berufsschullehrer zuerst eingezogen haben. Na, ich war also noch nicht 24 Stunden an der neuen Schule, da hatte der Schulleiter schon ein Schreiben von der örtlichen NSDAP mit dem

Text: «Der Lehrer Uhle hat keine Bürgerkunde zu erteilen, nur Rechnen und Deutsch.» Na, das war mir doch recht. Brauchte ich nicht so aufzupassen. Aber daran siehst du auch, die wussten schon Bescheid über mich.

Am 7. Januar 1941 wurde ich einberufen zur Wehrmacht, Abteilung Meteorologie, Wetterwarte Gotha. Bei Kriegsende war ich nur kurz bei den Engländern interniert und meldete mich schon im Juni 1945 zurück zum Schuldienst.

Erst Jahre später habe ich dann etwas darüber erfahren, durch welchen Zufall ich nicht gleich 1933 entlassen wurde. Da arbeitete ein junger Mann im hiesigen Stadtarchiv, ein ehemaliger Schüler von mir. Der kam eines Tages zu mir in die Schule und zeigt mir einen Brief von der Schulbehörde an den damaligen Reichserziehungsminister Rust¹⁴ – Heldenpapa Rust nannte man den auch, keine Ahnung warum. Da stand also sinngemäss: «Sehr geehrter Herr Minister! Hier stehen noch 4 Lehrer zur Entlassung an: Uhle, Thomas und noch zwei. Sollen wir entlassen – ja oder nein?»

Die hatten aber mit unseren Akten da schon vorher irgendeinen Formfehler begangen, also nach einem vom Minister festgesetzten Zeitpunkt gemeldet. Und korrekt, wie die Preussen waren, wurden wir vier nun erst mal nicht mehr bearbeitet.¹⁵

Dietrich Rothenberg (Hamburg)

Als kommunistischer Volksschullehrer an staatlichen Grosstadtsschulen



Als Lehrer an der Mädchen-Volksschule Hübbesweg im Jahre 1936.
Links hinter ihm die Schülerin Gerda.



Mit Frau Gerda Ende 1985.

1904	Geboren in Pölitz/Pommern
1910-1914	Volksschule in Rawitsch und Koschmin/Pommern und Weissenfels/Saale
1923	Abitur an der Oberrealschule in Weissenfels/Saale
1923- 1924	Studium der Naturwissenschaften in Leipzig
1924- 1925	Studium der Naturwissenschaften in Freiburg i. Br. (mit Unterbrechungen)
1925- 1928	Volksschullehrerstudium in Jena
1928	Staatsexamen als Volksschullehrer
1928-1929	Nach kurzer Arbeitslosigkeit Heimlehrer der Volkshochschule in einem Erholungsheim der Ortskrankenkassen im Schloss Hummelshain bei Jena
1929-1933	Volksschullehrer an der Versuchsschule Telemannstrasse/Hamburg
1933-1936	Volksschullehrer an der Knaben-Schule Wrangelstrasse/Hamburg
1936-1940	Volksschullehrer an der Mädchen-Schule Hübbesweg
1940-1944	Soldat in Rumänien und der Sowjetunion
1944-1948	Sowjetische Kriegsgefangenschaft
1948-1966	Volksschullehrer an der Peter-Petersen-Schule in Hamburg (bis zur Pensionierung mit 62 Jahren) ¹

Mein Grossvater war Pfarrer, mein Vater sollte es zuerst auch werden, hat sich dann aber mehr fürs Pädagogische interessiert. Er war dann da erst mal Lehrer am Lehrerseminar, später dessen Direktor. Das war in Weissenfels/Saale.

Ich würde mein Elternhaus als gutbürgerlich bezeichnen, eingebettet in die örtliche Honoratioren-Gesellschaft, die sich durchweg als kaisertreu verstand. Daneben gab es aber auch industrielles Proletariat am Orte, zu dem ich aber als Kind keinen Kontakt hatte.

Als Kinder haben wir im Ersten Weltkrieg Soldaten gespielt: Ich war dabei nicht selten der «Kommandant». In der Schule gab es oft Siegesfeiern, und ich erinnere mich noch, wie ich anlässlich irgendeiner U-Boot-Versenkung ein langes Gedicht aufsagen musste.

Erst im Laufe der Schulzeit entwickelte sich bei mir so etwas wie jugendliche Opposition – vor allem gegen die Lehrer unserer Schule mit all ihrer Sturheit und Langeweile. Aus dieser eher unpolitischen Motivation heraus begeisterte ich mich als 14jähriger auch für die Revolution von 1918, die bei uns in Weissenfels, einer alten Garnisons-Stadt mit einer linken, sozialdemokratischen Arbeiterschaft, schon zu einiger Unruhe führte. Ich sehe noch auf meinem tägli-

chen Schulweg vor mir, wie die bewaffneten Arbeiter auf dem Postgebäude sassen.

Meinen Sympathien für die Arbeiter versuchte ich dadurch Ausdruck zu verleihen, dass ich damals meinen Mitschülern vorschlug, den einzigen Adligen in unserer Klasse zu verprügeln. Wir überlegten auch, ob wir nicht die Gymnasialbänder von unseren Schulmützen reissen sollten.

Jedenfalls waren dies meine ersten Erfahrungen, die meine Kritik am Bürgertum begründeten. Mich ärgerte in den letzten Schuljahren besonders die Übernahme studentischen Gehabes und solcher Gebräuche wie Saufereien bei Klassenveranstaltungen – zum Beispiel bei der Feier des «Einjährigen»².

Ich begann mein Studium der Naturwissenschaften 1923 in Leipzig. Dort erlebte ich die Armut der Erwerbslosen, die Niederschiessung von Arbeitern bei einer Protestkundgebung gegen die Inflationsgewinner, als ich zur Mensa zum Essen ging. Damit begann mein Suchen nach einer Lösung politischer Fragen. Nach zwei Semestern in Leipzig studierte ich in Freiburg i. Br. und schloss mich einer freien Wandervogelgruppe an, in der über die Probleme der Lösung der Gesellschaftsfragen viel diskutiert wurde.

Die nächsten Semester habe ich dann wichtige Impulse für das Verstehen von Arbeiterkindern bei meinem Volksschullehrer-Studium von Prof. Peter Petersen³ in Jena erhalten. Peter Petersen hatte eine Versuchsschule gegründet, an der ich regelmässig hospitieren durfte. Du hast sicher von der Jena-Plan-Schule schon mal gehört?

Prinzip dieser Schule war es, die Klassenstufen aufzuheben und die Persönlichkeitsentwicklung der Kinder in zusammengefassten, freien, jeweils drei Jahrgänge umfassenden Gruppen zu fördern. Ältere Kinder lehrten die Jüngeren. Der Unterrichtsstoff orientierte sich an den geäusserten Interessen der Kinder. Besonders gefördert wurde das freie Sprechen der Kinder. Petersens Grundsatz war: Es gibt kein dummes Kind! Wir Studenten lernten ein psychologisches Verständnis für die Umstände, die Pädagogik bestimmen. Wir lasen in diesem Zusammenhang auch die Schriften von Hoernle⁴ und Rühle⁵. Eine wertvolle Zeit war das! Ich wurde bestätigt in meinem Wunsch, ein Lehrer zu werden, der nicht prügelt, sondern durch Verstehen der Lebenssituation eines Kindes pädagogisch zu wirken.

Ich wurde im April 1929 als Volksschullehrer in die Hamburger Versuchsschule Telemannstrasse aufgenommen. Es gab damals vier solcher Versuchsschulen in Hamburg mit einer Elternschaft, die überwiegend aus der Arbeiterschaft zusam-

mengesetzt war. Das waren engagierte, zumeist sozialdemokratische und kommunistische Eltern, die sich sehr für ihre Schule einsetzten.

Ich befreundete mich damals im Kollegium vor allem mit Rudolf Klug⁶, dem einzigen Kommunisten an unserer Schule. Obwohl er ein Jahr jünger war als ich, habe ich viel von ihm gelernt. Er konnte mir viele Antworten auf meine suchenden Fragen geben, gemeinsam lasen wir dann auch sozialistische und kommunistische Bücher. Durch ihn bekam ich auch Kontakt zur KPD.

Insgesamt war unser Kollegium pädagogisch sehr aufgeschlossen. Es war ein aufregendes und gutes Arbeiten: Kinder, Lehrer und Eltern gemeinsam! Wir nannten uns deshalb auch «Schulgemeinde Telemannstrasse». Politisch gesehen war es eher kontrovers. Wir hatten viele hitzige Auseinandersetzungen. Aber ich betrachte das noch heute als wertvoll, dass diese Kontroversen vom damaligen Schulleiter toleriert wurden und so immer wieder ausgetragen werden konnten. Das spitzte sich natürlich zu mit der immer grösseren Bedrohung von Rechts, durch die Nazis: Wer hat nun das Recht in der Einschätzung der Nazis – Sozialdemokraten oder Kommunisten?

Als die Schulbehörde dann 1931 meinen Freund und Kollegen Rudolf Klug mit Entlassung bedrohte, weil er in der KPD war, bin ich ebenfalls eingetreten, um ihn nicht im Stich zu lassen.

Ob ich nicht Angst vor Konsequenzen gehabt habe, möchtest du wissen? Ehrlich gesagt: Nein. Wenn ich zu einer Sache stehe, wenn ich mich nach gründlichem Überlegen für etwas entschlossen habe, dann tue ich das auch. Das ist bei mir noch heute so.

Machtergreifung? Von der Schule kann ich da nichts erinnern. Aber von zu Hause: Ich wohnte damals in einem Mietshaus im 3. Stock und in der Nachbar-Wohnung wohnten begeisterte Nazis. Oft hörte man sie Nazi-Lieder singen. Am 30. Januar 1933 beherbergten wir in unserer geräumigen Wohnküche drei Genossen, die sich in ihrem bisherigen Schrebergartenversteck nicht mehr sicher fühlten und Verhaftungen befürchteten. Das war wirklich ein schlimmer Abend: Wir sassen da also niedergedrückt in der Küche und nebenan grosser Jubel. Dann natürlich auch Angst: Hatte jemand die drei Genossen hereinkommen sehen? Und überhaupt – wie würde es weitergehen?

Bis Mai 1933 hatte auch ich noch Hoffnungen, dass die Sozialdemokraten und Kommunisten sich gegen die Nazis zusammenschliessen würden.

Im April 1933 wurde ich dann gleich mit anderen – auch sozialdemokratischen Kollegen – in andere Schulen strafversetzt. Die Kollegen, die an der Telemannschule bleiben durften, waren verschreckt, so dass es zu keiner Protest-Aktion kam. Nichts.

Luftschuttpropaganda in den Schulen bedeutet Erziehung zum Krieg. Die Leipzig'er Lehrerzeitung vom 25. Januar 1933 teilt mit, daß „auf Anordnung des sächsischen Ministeriums für Volksbildung die Schule schleunigst in die Maßnahmen des zollen Luftschutzes einbezogen werden soll; Lehrer und Schüler sollen über zweckmäßiges Verhalten bei Luftangriffen aufgeklärt werden. Durch Sachkundige, die von den örtlichen Polizeibehörden oder der Kreisbauhauptmannschaft gestellt werden, will man Obleute der Lehrerschaft unterrichten, und diese haben dann die Aufklärung in jede Schule zu tragen, besonders an jene Jugendlichen, denen man gewisse Aufgaben bei der Abwehr von Luftangriffen zu denkt.“

In Hamburg sind der Lehrerschaft die Tatsachen der Arbeit des Groh-Hamburger Luftschuttkelrates aus Artikeln der HZ. bekannt. Wir fügen noch einige hinzu. Für 50 bis 60 Schulen sind Pläne über Einrichtung von Gaschuttkellern ausgearbeitet worden. Wie es mit deren Brauchbarkeit bestellt ist, beleuchtet folgendes Beispiel: Der geplante Keller in der Schule Meerweinstraße soll für 275 Kinder ausreichen (wieviel Stunden oder Tage?), während die Schule von über 1000 Kinder besucht wird. Was wird im Ernstfall mit den andern? Was geschieht, wenn bei einem Luftangriff die Bevölkerung der Umgebung auch in den ihr bekannten Keller dringt?

Die Luftschuttpverordnung Sachsens droht allen deutschen Schulen. Die Lehrerschaft, die sich verantwortlich fühlt für die Erziehung der ihr anvertrauten Kinder, sieht mit immer mehr steigender Beunruhigung, wie die Schule immer stärker in den Dienst beständiger Aufrüstungsabsichten gestellt wird.

Immer stärker tritt im Zusammenhang mit der Vertiefung der Wirtschaftskrise in den Vordergrund der „neuen Pädagogik“ die Forderung nach „Erziehung zur Wehrhaftigkeit und heldischer Gesinnung“. Sie hat bereits eine Konkretisierung in Mecklenburg erfahren. Dort ist der Wehrsport in den Schulen unter Leitung der Ordnungspolizei verfügt worden. Ebenso wird die „wehrsportliche Erziehung“ des Erzieherwachstums in Kostold unter Leitung eines Militärfachmanns vorgenommen. Den Sinn dieser „Erziehung“ kennzeichnet am besten der Aufsatz des Major a. D. Otto Lehmann in den Hamburger Nachrichten vom 25. Dezember 1932: „Leibesübungen und Wehrsport.“ Dort heißt es

u. a.: „Das wehrsportliche Ziel muß eine staatlich geleitete und gepflegte sportliche Levée en masse sein. Und ehe es soweit ist, fangen wir an, die Lehrerschaft von passivem Angelegen zu reinigen und sie wehrsportlich zu veredeln — und fangen wir systematisch an und ganz vorläufig, den Zehn- und Zwölfsährigen zu zeigen, was im menschlichen Körper für edle Kräfte stecken, wenn sie richtig gewendet werden. — Was wollen wir? Aus der Jugend ohne jedes militärische Belwerk erst einmal wieder normale Menschen machen, sie von passivem Knochenwettbewerb heilen, sie begreifen lernen, wozu der menschliche Kadaver da ist. (Zitiert nach der Allgemeinen Deutschen Lehrerzeitung vom 4. Februar 1933.) Also mit andern Worten: In der Schule Heranbildung einer geistig und körperlich k. v.-tüchtigen Generation. Deutlicher zeigt die Linie der geistigen Vorbereitung ein Erlaß des Oldenburger Ministeriums für Kirchen und Schulen vom 3. August 1932. Es heißt in dieser an die oberen Schulbehörden gerichteten Verfügung: „Es gibt daher im Augenblick nur eine Aufgabe die allen andern voransteht, muß, das Volksbewußtsein in allen Schichten und Ständen zu heben, sie über alle sozialen Unterschiede hinweg zu einer unerschütterlichen, zu jedem Opfer bereiten Kampfgemeinschaft für nationale Ehre und Unabhängigkeit zusammenzufügen.“ (HZ. Nr. 29/1930.)

Uns allen ist der Rachezwiespruch an den Thüringer Schulen bekannt, der mit dem Klassenchor schließt: „Die deutsche Schande soll brennen in unsern Selen bis zu dem Tage der Ehre und Freiheit.“

Das ist der Geist, der aus vielen Erlässen und Reden leitender Männer immer wiederkehrt. Es ist nicht nur Luftschuttpropaganda, sondern ein ganzes System psychologischer und ideologischer Beeinflussung der uns anvertrauten Jugend, das dem Schulwesen aufgeprägt werden soll. Kino, Radio, Presse kommen hinzu.

Es ist höchste Zeit, daß sich die Lehrerschaft einmütig und entschlossen gegen alle Dinge kehrt, die nichts anderes zum Zweck haben, als der psychologischen, ideologischen und physischen Kriegsvorbereitung der Jugend zu dienen.

D. Rothenberg.

Die neue Schule, an die ich dann kam, die Knaben-Volksschule Wrangelstrasse, war im Gegensatz zu meiner alten Schule eine richtige Nazi-Schule. Der Schulleiter war ein strammer Deutschnationaler, der mich nur zum Unterricht für die untersten Klassen zuliess. Und selbst dort verbot er mir zum Beispiel, Märchen zu erzählen, weil – wie er sagte – die zumeist einen sozialen Inhalt hätten. So einer war das. Am schlimmsten war aber für mich, dass an dieser Schule wieder geprügelt wurde. Nicht zum Aushalten.

Ich habe dann auch immer wieder versucht, mich von dort weg zu bewerben. An dieser Schule waren ansonsten gar nicht nur so stramme Nazis, obwohl bis auf zwei alle in der Partei waren. Ich würde die eher billigend, sich einordnend beschreiben. Von diesen 150prozentigen Rumschreibern hatten wir eigentlich nur zwei an der Schule.

Endlich, das war 1936, wurde ich auf meine Bitte hin vom ehemaligen Schulleiter der Telemannstrasse Fritz Köhne⁷, der auch unter den Nazis sein 1926 begonnenes Amt als Schulrat fortsetzen durfte und glücklicherweise nun den Nazi-Schulrat Holm vertrat, der sonst für meinen Schulkreis zuständig war, an die Mädchen-Volksschule Hübbesweg versetzt.

Da ging es dann wieder etwas besser. Da gab es auch mehrere Kollegen, mit denen man auch in der Schule offen reden konnte. Der Schulleiter Godbersen⁸ selbst war ein alter Sozialdemokrat. Später wurde er dann zurückgestuft, konnte aber weiter als Lehrer im Kollegium arbeiten. An der Schule Hübbesweg wehte auch während der Nazizeit ein anderer Geist, ohne dass es deshalb so etwas wie antifaschistische Aktionen gegeben hätte, das natürlich nicht, ist klar.

Aber allein, dass man offen miteinander reden konnte. So habe ich zum Beispiel weiter meine Bücher aus der Weimarer Zeit benutzt, obwohl ich nie weiter als bis zum Mittelalter in Geschichte gekommen bin. In Geographie haben wir auch die ganze Welt besprochen – und nicht nur das Reich.

Dann weiss ich noch, dass wir 1938 ein grosses Theaterstück aufgeführt haben. Es war ein schönes Stück, in dem Lieder, Kleidung und Sitten verschiedener Völker dargebracht wurden. Wir spielten es am Ende des 8. Schuljahres. Das habe ich zusammen mit meinem Kollegen Walter Giese⁹, auch ein Kommunist, erarbeitet. Da haben wir mit grosser Freude dieses Lied der amerikanischen Schwarzen vom «01' Man River» mit eingebaut und mit den Schülern gesungen.

Durch meine Mitarbeit in der Hamburger Gruppe der Interessengemeinschaft oppositioneller Lehrer (IOL¹⁰), einen Zusammenschluss sozialdemokratischer und kommunistischer Pädagogen bis 1933, hatte ich auch während meiner gan-

zen Schulzeit noch Kontakte zu oppositionellen Lehrern – auch in anderen Städten. So in Berlin vor allem zu Kurt Steffelbauer¹¹, der später ermordet worden ist.

Aber wir hatten auch Kontakte zu englischen Lehrern, hier vor allem zu Eleonor Midgley¹² aus London, die vor 1933 ein Jahr an einer Hamburger Schule gearbeitet hatte und jetzt auch weiter mit uns aus London in Verbindung blieb.

Sie bat mich dann später, einmal nach England zu kommen, um dort vor englischen Kollegen von der schlimmen Situation in Deutschland zu berichten. 1936 konnte ich diesem Wunsch zum ersten Mal folgen.

Ich gab an, aus naturwissenschaftlichem Interesse in London Museen besuchen zu wollen und stattete mich auch mit einem Riesenstapel Fachliteratur aus.

Drüben habe ich dann vor einer Lehrerversammlung gesprochen, bei der natürlich mein Name nicht genannt wurde. So habe ich dann in schlechtem Englisch von den Verhaftungen und Verfolgungen berichtet, die Lehrer in Deutschland erleiden mussten. Die englischen Kollegen waren alle sehr solidarisch und besorgt – und ich habe dann sogar noch die Museen besucht.

Bei der Hinfahrt auf dem Schiff war ich schrecklich seekrank gewesen, aber erst bei der Rückfahrt hatté ich doch plötzlich grosse Sorgen, dass mein Auftreten in England schlimme Folgen bei der Rückkehr in Deutschland haben könnte, aber es passierte nichts.

Im Frühsommer 1937 erhielt ich von Kurt Steffelbauer detaillierte Informationen über drohende Kriegsgefahren: Er überzeugte mich bereits damals, dass ein Einmarsch in Österreich und ins Sudetenland bevorstünde. Er erklärte mir auch, wie notwendig es weiter sei, mit den englischen Kolleginnen und Kollegen in Kontakt zu bleiben.

Ich erhielt dann auch Besuch in Hamburg von dem englischen Lehrer Ellis Cosslett und seiner Frau, die als «Touristen» in der Stadt waren, und mich dazu einluden, die Sommerferien 1937 in England bei ihnen zu verbringen: Wir planten die erste Zeit für Informationsgespräche in London und wollten dann die letzten 2 Wochen Exkursionen in Schottland unternehmen. Da seit dem vorigen Besuch in England mir nichts geschehen war, hatte ich wieder genügend Mut gesammelt, um eine zweite Fahrt zu unternehmen.

Leider erteilten mir die Engländer an der Grenze nur ein dreiwöchiges Visum, so musste der Urlaub in Schottland ausfallen, auf den wir uns natürlich schon gefreut hatten. Ich sprach auch diesmal wieder auf Lehrerversammlungen und nahm an einer Junglehrerfeier teil. Es fanden auch im engeren Kreis von Ge-

nossen Diskussionen über die Stalin-Prozesse statt. Auch diesmal habe ich wieder Museen besucht, damit ich über angebliche Studien berichten konnte.

Bereits in der ersten Woche in London übermittelten mir die englischen Kollegen den Wunsch von den französischen Lehrern, direkt von London nach Paris zu fahren und dort ebenfalls Informationen zu geben. Ich ging also zur deutschen Botschaft in London und beantragte ein Visum für Frankreich mit der Begründung, die Pariser Weltausstellung besuchen zu wollen. Ich sollte mir das Visum vor meiner Abreise dann abholen.

Als ich nach den drei Wochen in England in der Botschaft wieder vorsprach, sagte mir der zuständige Beamte, dass er leider nicht die Genehmigung bekommen hätte, mir ein Visum zu erteilen. Weitere Auskünfte zu geben, sei er nicht berechtigt. Da habe ich dann doch gedacht: Wenn das man jetzt nicht schiefgegangen ist! Aber auch dieses Mal kam ich wieder unbehelligt zurück nach Hamburg.

Ellis Cosslett und seine Frau kamen dann bis zum Krieg, also in den Schulferien 1938 und noch 1939 zu uns nach Hamburg. Sie wohnten dann bei uns zu Hause und brachten auch jedes Mal kleinkopiertes Material mit, das wir dann weiter verteilten unter den Kolleginnen und Kollegen, die sich seit der IOL⁷ kannten. Wir trafen uns auch in diesen Jahren noch in kleinen Gruppen, meist auf Ausflügen, wo man am ehesten ungestört reden konnte.

Ich selbst bin während der Nazizeit nur einmal verhaftet worden. Das war 1938, da wurde ich direkt aus der Schule zum Verhör in die Hamburger Gestapo-Zentrale an der Stadthausbrücke zitiert.

Gerade im letzten Moment konnte ich meinem Schulleiter Godbersen noch meine Notizbücher in die Hand drücken, die dieser auch zuverlässig verwahrte, bis ich von der Vernehmung zurück war. Ich habe ja schon erzählt, was an dieser Schule für eine gute Atmosphäre herrschte. Der Schulleiter selber hatte zum Beispiel den Nazis ein Schnippchen geschlagen, indem er sich von seiner Frau hatte scheiden lassen, damit sie weiter in ihrem Beruf als Lehrerin arbeiten konnte, denn bei Verheirateten war sogenanntes «Doppelverdienertum» damals verboten. Er lebte aber weiter glücklich mit ihr zusammen. Das wussten wir anderen im Kollegium natürlich und hielten selbstverständlich dicht.

Bei der Vernehmung in der Gestapo-Zentrale ging es dann vor allem um andere Genossen, über die ich befragt wurde. Aber ich hatte mich für diesen Fall mit meinem Freund Rudolf Klug, der einige Tage zuvor bereits verhört worden war und mich informiert hatte, gut abgesprochen und habe, glaube ich, keine Fehler gemacht.

In Bezug auf meine Person blieb dann schliesslich der Vorwurf, dass ich dem Kollegen Dibbern¹³ eine Schreibmaschine zur Verfügung gestellt hätte, auf der dann oppositionelle Texte geschrieben worden seien. Es wurde dann befohlen,

dass ich mich in einer Woche zu einer Gegenüberstellung mit dem Kollegen Dibbern wieder einzufinden hätte. Dann liess man mich erst mal laufen. Ich hatte mich also am Bahnhof Ohlsdorf mit dem die Untersuchung leitenden Gestapo-Mann Burke zu treffen. Burke führte mich von dort zum Zuchthaus Fuhlsbüttel, wo die Gegenüberstellung stattfinden sollte. Das lief dann so:

Ich wurde in einen Raum in die Ecke gesetzt, und ein Wachmann wurde an die Tür gestellt. Dann wurde der Kollege Dibbern geholt. Diese Minuten, wie ich da sass und wartete, die werde ich nie vergessen: Ich höre noch heute, wie sich die Schritte auf dem langen Flur näherten.

Ich hatte mir vorher überlegt, dass ich, bevor Kollege Dibbern auch nur ein Wort sagen konnte, sogleich aufspringen wollte, um wild alles abzustreiten, ihm lautstark Vorwürfe zu machen, wie er dazu käme, einen armen Familienvater zu beschuldigen – eben so, dass er gar nicht erst zu Wort käme und gleich wüsste, wie er sich verhalten müsse. Diesen Rat hatte mir Rudolf Klug gegeben. So habe ich es dann auch getan, wenngleich ich natürlich sofort von dem Gestapo-Mann wütend in den Sitz zurückgedrückt wurde.

Aber jedenfalls hatte es genügt, dass der Kollege Dibbern sich besonnen hat – und dann gesagt hat, dass es auch sein könne, dass er sich irre, weil ja mehrere Leute bei der Schreibmaschinen-Übergabe zugegen gewesen wären. Das war wirklich sehr mutig von ihm, das muss ich sagen!

Nun wurde der Gestapo-Mann natürlich erst recht wütend. Er schrie mich an: «Sie sind noch nicht aus meinen Händen!» Er liess mich aber dann doch mit einer Menge Drohungen laufen. Zu Hause habe ich noch einmal meine Wohnung umgeräumt, damit bloss nichts gefunden werden konnte. Zu einer Hausdurchsuchung ist es aber nicht mehr gekommen, weil ich dann 1940 zum Krieg eingezogen wurde. Trotzdem lebten wir bis zuletzt zu Hause unter der Sorge vor den geäusserten Drohungen.

Als ich 1948 aus der Kriegsgefangenschaft heimgekommen war, hatte ich einmal eine Begegnung mit zwei ehemaligen Schülern, die zu mir sagten: «Das haben wir gemerkt, dass Sie eine andere Einstellung hatten, Herr Rothenberg!» Etwas war doch einigen Schülern bewusst geworden.

Dann muss ich eigentlich noch sagen, dass ich auch nach dem Kriege wegen meiner politischen Haltung Schwierigkeiten bekommen habe: Das war einmal 1948, also gleich nach meiner Heimkehr, als ich erfuhr, dass gegen mich eine Anklage wegen meiner Tätigkeit als Leiter eines antifaschistischen Aktivs während der sowjetischen Gefangenschaft anhängig war. Aufgrund eindeutiger Zeugenaussagen musste die Anklage aber dann fallengelassen werden. Der Richter zeigte mir noch, dass die Anzeige vom Ost-Büro der SPD in Berlin erstattet worden war.

Ich habe nach dem Krieg auch in Hamburg für die KPD kandidiert, dadurch war ich natürlich bekannter. Es gab ja während des Wahlkampfes auch die Anzeigen in den Zeitungen mit Fotos von mir, wie das eben üblich war. Als 1956 die KPD verboten wurde, erschien bei mir zu Hause die Polizei, führte eine Hausdurchsuchung durch, verhaftete und verhörte mich. Kurz darauf wurde ich wieder freigelassen. Als mein Kollegium in der Peter-Petersen-Schule von meiner Verhaftung erfuhr, waren alle empört, dass so etwas schon wieder möglich war.

Ludolf Mevius (Hamburg)

Als sozialdemokratischer Volksschullehrer an staatlichen Grosstadtsschulen



Als Volksschullehrer kurz vor der endgültigen Einberufung im Jahre 1941.



Ende 1985 in Hamburg.

- | | |
|-----------|---|
| 1908 | Geboren in Hamburg |
| 1915-1923 | Volksschule Eilbektal in Hamburg |
| 1923-1927 | Aufbauschule Hohe Weide in Hamburg (1927 Abitur) |
| 1927-1930 | Volksschullehrerstudium in Hamburg und Wien (1 Semester) |
| 1930-1934 | Volksschullehrer an der Schule Methfesselstrasse in Hamburg |
| 1934-1940 | Volksschullehrer an der Schule Ludwigstrasse in Hamburg
Ab 1938 nebenher Studium für das höhere Lehramt (Deutsch, Geschichte, Erdkunde) an der Universität Hamburg |
| 1940-1945 | Als Soldat zuerst in Belgien – von Januar bis Mai 1941 noch einmal Schuldienst –, dann in der Sowjetunion und in Italien; kurze amerikanische Kriegsgefangenschaft |
| 1946-1947 | Referendariat für das höhere Lehramt |

1947-1950	Referendar und Assessor am Heinrich-Hertz-Gymnasium in Hamburg
1950-1973	Studienrat an der Peter-Petersen-Schule in Hamburg (bis zur Pensionierung mit 65 Jahren)
1987	Gestorben in Hamburg

Mein Vater wurde mit 12 Jahren Vollwaise und wuchs von da ab bei seinem Onkel auf, der später einen Arbeiter-Turnverein in Hamburg-Eilbek leitete. Nach acht Jahren Volksschule verdiente sich mein Vater sein Brot als Ungerlernter, zuletzt als Kai-Arbeiter am Hafan. Er war von früh an Mitglied der SPD und jahrelang gewerkschaftlicher Vertrauensmann. Meine Mutter war als Dienstmädchen «in Stellung», wie man damals sagte. Ehrenamtlich war sie viele Jahre als Elternratsmitglied tätig. Ich war von uns Kindern der Älteste und hatte noch eine Schwester und einen Bruder. Während unser Vater von 1914 bis 1918 in den Krieg musste, habe ich versucht, meiner Mutter so viel wie möglich zu helfen.

Ich bin stolz auf meine Eltern, und meine Eltern waren stolz auf mich. Sie gingen in der sozialistischen Gedankenwelt auf. Das war durchaus nicht nur im engen politischen Sinne zu verstehen: Das umfasste die gesamte Kultur und Lebenseinstellung. Dazu gehörten auch freiheitliche Erziehungsvorstellungen, gesunde Kleidung, gesunde Lebensweise, Nähe zur Natur. Es hiess zum Beispiel: Der trinkende Arbeiter denkt nicht, der denkende Arbeiter trinkt nicht! Bei Ausflügen achteten wir peinlich darauf, dass ja keine Abfälle irgendwo liegenblieben. So gesehen kann man wirklich sagen: Die ersten Grünen waren die Roten! Es sah jedoch bei der Wandergruppe des Arbeiter-Turnvereins anders aus, wenn wir am Sonntagmorgen zu unseren Wanderungen starteten – in Viererreihen mit Trommlern und Pfeifern vorneweg. Da haben viele Leute hinter ihren Gardinen ganz verwundert geguckt.

Als nach vier Volksschuljahren, im Jahre 1919, kurz nach der Novemberrevolution, die Entscheidung für die weiterführende Schule fällig war, wurde bei uns ein Test durchgeführt. Danach konnte ich den Fremdsprachen-Zug der Volksschule besuchen, wo neben Englisch auch Französisch gelehrt wurde. Dies war damals eine Neuerung, und dahinter stand die kluge Überlegung der Volksschullehrer, die sagten: «Wir können das Gymnasium nur überwinden, wenn wir diese Aufgabe selbst in die Hand nehmen und von der Volksschule her die Einheitsschule aufbauen.» So wurden dann nach der 6. bzw. nach der 9. Klasse sogenannte Aufbauschulen eingerichtet. Meine Eltern unterstützten mich darin, auf so eine Schule zu gehen. Hinzu kam, dass in dieser Zeit die Inflationswäh-

rung auf wertbeständiges Geld umgestellt wurde und so meine Eltern sich für meinen weiteren Schulbesuch entscheiden konnten. Ich bestand dann die Probezeit und wurde 1924 in die Obersekunda der Aufbauschule Hohe Weide aufgenommen. Eine andere Schule dieser Art war die über Hamburg hinaus bekannte Lichtwark-Schule¹. Mein Abitur habe ich 1927 an der Aufbauschule bestanden. Am Schluss meines Abituraufsatzes zitierte ich einen Satz aus einem Gedicht, den ich noch heute auswendig kann:

«Wir hämmern jung das alte morsche Ding, den Staat,
die wir von Gottes Zorne sind bis jetzt das Proletariat!»

Bereits als Kind hatte ich im «Ausschuss zur Förderung der Jugendspiele» mitgemacht. Das war in der Kaiserzeit eine Art Tarnorganisation für damals noch verbotene sozialdemokratische Kinder- und Jugendorganisationen, die nach 1918 weiterbestand. Davor hatte ich schon an den Veranstaltungen des Arbeiter-Turnvereins des Onkels meines Vaters, also meines Grossonkels, der dort vor allem Turnen und Wanderungen organisierte, teilgenommen.

1923 fand in Hamburg der Internationale Sozialistenkongress statt. Da hatte mich vor allem der Österreicher Otto Felix Kanitz begeistert, der uns Spiele und Tänze aus der österreichischen Bewegung gezeigt hatte. Jedenfalls bin ich im selben Jahr im Alter von 14 Jahren in die Arbeiterjugend eingetreten. Nach dem Krieg erzählte mir eine Freundin aus jener Zeit, dass mein Eintritt in die Eilbeker Gruppe grossen Eindruck gemacht hatte, weil ich da der einzige «höhere Schüler» war. Dabei habe ich mich nie als etwas Besonderes gefühlt...

Während meines Studiums war ich zwar auch in der Sozialistischen Studentengruppe organisiert, wirklich aktiv war ich aber in der Arbeiterjugend. Weil mir die Eilbeker Gruppe zu unpolitisch war – da standen Gesang, Tanz und Wanderungen stark im Vordergrund –, bin ich 1927 in eine Barmbeker Gruppe übergetreten.

1928 bin ich Mitglied der SPD geworden. Kurz davor war ich für ein Studiensemester in Wien gewesen. Die praktische Politik der SPÖ in Wien hatte mich begeistert. Mir hat imponiert, wie dort nicht nur in Zusammenhängen gedacht, sondern auch gehandelt wurde. Zum Beispiel mussten reiche Leute, die mehr als eine Hausangestellte hatten, für jede weitere eine progressive Steuer zahlen – das so eingezogene Geld wurde dann für soziale Zwecke bereitgestellt. Oder wer eine grosse Wohnung hatte, musste ab soundso viel Zimmern Steuern zahlen, die dann zum Bau städtischer Wohnblocks verwandt wurden. So war das – ich glaube, du verstehst, was ich meine: praktische Sozialpolitik!

Ich wurde dann Distriktführer der Arbeiterjugend in Barmbek, im Jahre 1930 schliesslich Vorsitzender der Hamburger Arbeiterjugend und Reichsausschuss-Mitglied für den Bezirk Hamburg-Nordwest.

1930 legte ich meine 1. Lehrerprüfung ab. Die Prüfungsthemen, die ich gewählt hatte, lauteten in Geschichte «Die Rolle des Proletariats in der Revolution von 1848» und in Pädagogik «Das Bildungsideal der organisierten proletarischen Jugend».

Trotzdem wurde auch Kritik an der SPD geübt, die Wahlkampf unter der Parole «Keine Panzerkreuzer, sondern Kinderspeisung» geführt hatte, dann aber doch den Bau des Panzerkreuzers A, nachdem sie nach den Wahlen vom Mai 1928 selbst an der Regierung beteiligt war, mit bewilligte. Dies führte zu heftigen Auseinandersetzungen innerhalb der SPD².

Als dann zum Gründungsparteitag der SAP (Sozialistische Arbeiterpartei) aufgerufen wurde, bin ich am 4. Oktober 1931 nach Berlin gefahren und dort Mitglied geworden. Dadurch flog ich aus der Arbeiterjugend und gehörte nicht mehr der SPD an.

Die KPD kam nicht in Frage. Wir hatten allerdings kaum Berührungspunkte in jener Zeit. Als Schuljunge hatte ich auf einer Wanderung einmal erlebt, wie eine Gruppe von jungen Kommunisten, die uns entgegenkam, vorbeifahrende Autos mit Steinen bewarf, weil Autos angeblich Symbole des Kapitalismus waren. Das waren einfach andere politische Formen: So wollten wir die notwendige Auseinandersetzung nicht führen.

Später, als ich als linker Vertreter zum Hamburger Arbeiterjugend-Vorsitzenden gewählt worden war, erschien in der kommunistischen «Hamburger Volkszeitung» ein böser Artikel über mich, in dem ich der Korruption durch SPD-Gelder und des Verrats an Jungarbeitern bezichtigt wurde. Dort herrschte auch ein anderer Führungsstil: Die politischen Führer waren ziemlich weit weg von den einfachen Genossen, während das bei uns nicht so getrennt war. «Die Partei hat immer recht!» – so geht das eben nicht: Die Forderung nach einem Generalstreik gegen die Nazis war einfach ein Wunschtraum, faktisch unmöglich bei 6 Millionen Arbeitslosen, die gar nicht streiken konnten und der Gruppe der Arbeitenden, die heilfroher war, noch einen Arbeitsplatz zu haben.

Du fragst nach persönlichen Erfahrungen mit Kommunisten?

Unser Wohnungsnachbar, ein Matrose, war zum Beispiel Kommunist. Wir hatten nach hinten zum Hof raus kleine Gärten, und er hatte da seinen neben dem unseren. Da war einmal eine militärische Durchsuchung durch die Reichswehr, bei der in seinem Garten nach Waffen gefahndet wurde. Als Nachbarn hatten wir nie Streit miteinander.

Im Mai 1930 begann meine Tätigkeit an der Volksschule Methfesselstrasse, einer Gemeinschaftsschule mit einem eher fortschrittlichen Kollegium. Diese Schule war eine von den etwa 18 Gemeinschaftsschulen in Hamburg, die sich besonders durch eine enge Zusammenarbeit mit der Elternschaft auszeichneten. Unserem Kollegium, das aus etwa 16-18 Lehrerinnen und Lehrern bestand, gehörten drei Sozialdemokraten sowie die kommunistische Kollegin Magda Bär-Thürey³ an, die 1933 sofort entlassen wurde. Die Mehrheit der Kollegen war eher liberal-bürgerlich, Nazis gab es bis 1933 bei uns nicht.

Noch vor der Machtergreifung hatte ich mich auf meine 2. Lehrprüfung vorzubereiten, für die mir die SPD-Schulrätin Christiansen noch das Thema genehmigt hatte: «Der Einfluss der Erwerbslosigkeit auf das Schulkind.» Dieses Problem lag mir besonders nahe, da 80 Prozent der Schüler meiner Klasse davon betroffen waren. Der Schuldurchschnitt betrug 60 Prozent. Um dir nur ein Beispiel vom Ausmass der herrschenden Armut zu geben: Als ein Mädchen meiner Klasse des Diebstahls verdächtigt wurde, musste es sich vor Aufregung erbrechen – und das arme Kind erbrach Kartoffelschalen! So gross war die Armut damals.

Solche und viele andere Beispiele hatte ich in meiner Examensarbeit beschrieben und mit dem Fazit geschlossen, dass eine Änderung der Verhältnisse erst durch den Sozialismus erreicht werden könne.

Nun war aber inzwischen die sogenannte Machtergreifung gewesen, und es war nicht nur die SPD-Schulrätin durch einen Nazi-Schulrat ersetzt worden, sondern auch unsere eher unpolitische Schulleiterin hatte einem NS-Schulleiter Platz machen müssen. Sie blieb aber als Lehrerin im Kollegium.

Diese beiden neuen Herren nahmen nun meine mündliche Prüfung ab, nachdem ich meine zwei praktischen Stunden absolviert hatte. Der Schulleiter war ein eher ruhiger Mann, der mir nach der Prüfung unter vier Augen sagte, dass er bei meinen Antworten an den Schulrat L. «mehrmals innerlich vom Stuhl gefallen» wäre.

Der Schulrat L. erklärte mir am Ende der Prüfung: «Nach dem alten Regime hätten Sie mit ‚sehr gut‘ bestanden, aber wir müssen Sie nach den neuen Gesichtspunkten beurteilen. Darum können wir die Arbeit nur mit ‚ausreichend‘ bewerten.» Und er schloss mit den Worten: «Ich habe beschlossen, Ihre Erziehung persönlich in die Hand zu nehmen.» Der Mann war sieben Jahre älter als ich! Nach dem Kriege suchte er mich in meiner Schule auf und bat um die Ausstellung eines «Persil-Scheines», das heisst einer Unbedenklichkeitserklärung für die Entnazifizierung. Das habe ich aber abgelehnt.

Am Ende des Schuljahres wurde ich dann aus politischen Gründen an die Schule Ludwigstrasse in Hamburg-St. Pauli strafversetzt. Vorher war mir, wie anderen

Lehrern auch, ein Fragebogen vorgelegt worden, auf dem man angeben musste, ob man Mitglied der SPD oder KPD gewesen wäre. Das war ich bloss bis 1931 gewesen, und da die SAP darin nicht aufgeführt wurde, fiel ich erfreulicherweise durch die Maschen.

Meine Einstellung nach der Machtergreifung war: Meine Gesinnung zu bewahren, mich auf keine sinnlosen Aktionen einzulassen, andere vor Gefahren zu bewahren und mich «für die Zeit danach» bereit zu halten. So tarnte sich unsere SAP-Gruppe nach 1933 bis zu meiner Verhaftung 1936 als Gymnastikgruppe, die sich einmal wöchentlich in einer staatlichen Turnhalle traf. Einmal wurden wir sogar von einem ehemaligen Mitglied, das inzwischen SA-Mann geworden war, rechtzeitig vor einer Razzia durch die SA gewarnt. So etwas gab es auch. Wie alle anderen in der NSDAP organisierten Junglehrer mussten wir häufig am Samstagnachmittag zum vormilitärischen Dienst im Jugendpark Langenhorn antreten – als sogenannter «Schulschutz». Dabei hatten wir feldgraue Uniformen zu tragen. Es waren jeweils einige hundert Junglehrer dort versammelt. Durch diese Zusammenfassung von Nicht-Parteimitgliedern wurde die Veranstaltung zu einem Umschlagplatz für politische Informationen und Witze.

Auch an der Schule Ludwigstrasse war ein recht angenehmes Kollegium. Der Schulleiter war ein älterer Herr, bei dem ich nie ein Parteiabzeichen gesehen habe. Ich vermute, dass er als alter Frontsoldat in seiner Stellung hatte bleiben können. Es war noch ein Sozialdemokrat im Kollegium, den ich aus der «Gesellschaft der Freunde», dem Vorläufer der heutigen GEW in Hamburg, kannte. Ihm stellte ich gelegentlich sozialistische Literatur zur Verfügung, aus der er längere Abschnitte abschrieb und politischen Freunden übergab. In diesem Zusammenhang erinnere ich mich an das Buch «Krise der Jugend» von Ernst Fischer, einem Redakteur der Wiener «Abendzeitung».

Die drei Nazis im Kollegium waren ganz unterschiedliche Typen: Da war einmal ein ganz junger Mann, so ein Typ «Märzgefallener», der im Rausch der ersten Begeisterung nach der Machtergreifung in die Partei eingetreten war. Der zweite war so Ende 30, ein raffinierter Mann: Ich habe mehrmals bemerkt, wie er sich bei der SA entschuldigte, weil er angeblich Schuldienst hätte – und sich in der Schule entschuldigte, weil er angeblich bei der SA unabhkömmlich wäre. In Wahrheit hat er sich dann gedrückt. Der dritte war ein «Alter Kämpfer» der Nazis, aber politisch durchaus anständig. Wenn er mal kritische Äusserungen von uns anderen mitbekam, dann sagte er höchstens: «Aber, aber...» oder ähnliches in abwiegelndem Sinne. Er hat niemanden denunziert. Das bedeutete damals schon einiges.

In den Sommerferien war ich häufiger für Wochen auf Wanderung. Da bin ich

viel herumgekommen. Zu meinen menschlich wertvollsten Begegnungen gehört ein Treffen mit der ehemaligen SPD-Reichstagsabgeordneten und Pädagogik-Professorin Anna Siemsen⁴, die ich 1936 in ihrem Schweizer Exil am Genfer See besuchen durfte. Ihre Adresse hatte ich vom ehemaligen SAP-Vorsitzenden erhalten. Wir hatten ja noch unsere geheimen Treffen in kleinen Gruppen.

Im selben Jahr erschien eines Abends ein Schutzmann bei mir zu Hause, der mir eine Vorladung brachte, nach der ich mich am nächsten Morgen bei der Gestapo am Stadthaus zur Vernehmung einzufinden hätte. Ich habe in dieser Nacht alles Material vernichtet, das ich noch zu Hause hatte.

Bei der Vernehmung ist mir mitgeteilt worden, dass ich durch eine Zeugenaussage belastet sei, für die SAP tätig zu sein. Ausserdem wäre in Berlin ein Koffer mit belastendem Material gefunden worden, auf dem in einem Fall auch mein Name notiert sei. Mehr konnten sie mir aber nicht nachweisen, und ich stritt natürlich alles ab. Nach kurzer Haft wurde ich wieder entlassen.

Vom Tag der ersten Vernehmung an war ich vom Schuldienst ohne Gehalt beurlaubt. Als ich aus der Haft entlassen wurde, bin ich dann noch einmal von dem Nazi-Schulrat verhört worden, der mir bei meiner 2. Lehrerprüfung gedroht hatte, meine Erziehung in seine Hände zu nehmen. Aber ich wusste, dass er mir, nachdem mich die Gestapo entlassen hatte, nicht mehr viel anhängen konnte. Nach sechs Wochen durfte ich meinen Schuldienst wieder aufnehmen. Kurz darauf wollte mich eine jüdische Bekannte besuchen, die mir vor ihrer Auswanderung nach Palästina noch eine Topfblume zum Abschied vorbeibringen wollte. Sie wurde aber von meiner Mutter abgefangen, die ihr eilig sagte, was mir passiert sei und dass sie lieber schnell fortgehen solle, damit sie so kurz vor der Auswanderung nicht noch verhaftet werde. Ich habe sie dann viele, viele Jahre später in Israel wiedergetroffen.

An die sogenannte «Kristallnacht» habe ich keine eigenen Erinnerungen. Diese Vorfälle haben sich in den Vierteln mit jüdischen Geschäften abgespielt, das war in unserer Wohngegend nicht der Fall.

Im NSLB war ich nach der Gleichschaltung der «Gesellschaft der Freunde» pro forma, bin aber zu den Veranstaltungen nicht mehr hingegangen. Ich war nicht in der NSDAP, es ist auch nie Druck auf mich ausgeübt worden.

1938 kam einmal ein Mann von der NSV (NS-Volks Wohlfahrt), der mich als Lehrer darum bat, für unseren Wohnblock die Winterhilfsgelder einzusammeln. Ich habe aber gesagt, dass ich mitten in den Prüfungen sei, und dann ist der Mann wieder abgegangen.

Um diese Zeit erhielten alle ledigen Lehrer die Aufforderung, die Gründe anzugeben, aus denen heraus sie bisher nicht geheiratet hatten. Bei mir begnügte sich die Behörde mit der Bemerkung, dass ich mich bemühen werde. Das hat aber bis weit nach dem Ende der Nazizeit gedauert...

Ich denke, dass man als Lehrer, besonders in Grundschulklassen, doch so ziemlich alles machen konnte, was man selbst für richtig hielt. Ich habe neulich mal gesagt: Lehrer ist der geheimste Beruf. In manchen Bereichen galt das auch in der Nazi-Zeit. Bei mir jedenfalls fanden keine «Visitationen» statt. Und selbst dort, wo Öffentlichkeit war, entwickelten nicht wenige von uns auch individuelle Formen des Verweigerns. Ich erinnere noch eine Kollegin, die beim Betreten des Lehrerzimmers, wenn der Hitlergruss dran war, regelmässig zum Händewaschen ging.

Als einmal Hitler oder Göring nach Hamburg kam – ich weiss nicht mehr genau, wer von beiden –, da mussten wir Lehrer mit unseren Klassen Spalier bilden und «Männchen machen». Das war mir zuwider. Da habe ich ein Kind auf den Arm genommen, und als der Wagen vorbeifuhr, da konnte ich den Hitlergruss nicht erweisen, weil ich doch das kleine Kind nicht fallen lassen konnte.

Anfang 1940 bin ich das erste Mal zur Wehrmacht eingezogen worden, konnte aber noch einmal für einige Monate in den Schuldienst zurückkehren, bevor ich im Sommer 1941 endgültig eingezogen wurde.

Da ich nur kurze Zeit bei den Amerikanern in Italien interniert gewesen war, konnte ich mich schon im August 1945 bei meiner alten Schule Ludwigstrasse zurückmelden.

Ich habe sofort den üblichen Entnazifizierungsantrag gestellt und weisungsgemäss auf Antwort gewartet. In der Zwischenzeit habe ich in meinem alten Schulkreis die Luftschutzräume auflösen müssen, bei der Verteilung von Lebensmittelkarten geholfen und ähnliches. Ich wartete und wartete auf Antwort auf meinen Antrag, bis ich schliesslich im Mai 1946 zur Behörde ging – und da war doch der Bescheid längst eingegangen und einfach liegengelassen worden. Der Sachbearbeiter war ein Nazi, der es geschafft hatte, im Amt zu bleiben, aber meine Einstellung zu sabotieren.

Ich bin nicht sofort in die Schule zurückgegangen, weil ich während der Wartezeit bereits einen Kursus für Referendare des höheren Lehramtes begonnen hatte, den ich zu Ende führte, um dann ab 1947 im Heinrich-Hertz-Gymnasium zu beginnen. Im Jahre 1950 wechselte ich im Zusammenhang mit der Einführung der sechsjährigen Grundschule zur späteren Peter-Petersen-Gesamtschule, wo ich bis zur Pensionierung 1973 arbeitete.

Nach dem Krieg war ich politisch vor allem in der Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Lehrer, gewerkschaftlich in der GEW, aktiv. In den letzten Jahren habe ich in der Gewerkschaft vor allem über historische Fragestellungen gearbeitet⁵.

Ludwig de Pellegrini (München)

Als sozialdemokratischer Volksschullehrer an staatlichen Dorfschulen



Als Volksschullehrer auf einer bildungs-
politischen Veranstaltung 1961.

Mit 78 Jahren.

- 1908 Geboren in Triberg/Schwarzwald in Baden
- 1914-1917 Volksschule in Triberg
- 1917-1923 Realschule in Triberg (bis zum «Einjährigen»)
- 1923-1925 Gymnasium in Villingen/Baden
- 1925-1927 Privatschule College Heidelberg
- 1927-1928 Abitur am staatlichen Gymnasium in Weinheim/Bergstrasse
- 1928-1930 Lehrerbildungsanstalt in Karlsruhe
- 1930-1933 Zunächst Lehramtsanwärter, dann arbeitslos und verschiedene
Hilfstätigkeiten, ab 1932 verschiedene Vertretungslehrer-Stel-
len ohne Festanstellung
- 1933-1934 Volksschullehrer in Forst bei Bruchsal/Baden
- 1934-1937 Strafversetzungen in mehrere Dörfer, schliesslich als Volks-
schullehrer an die Volksschule Hockenheim
- 1937-1939 Volksschullehrer in Vogelbach/Schwarzwald
- 1939-1945 Als Soldat in Belgien, Frankreich und Sowjetunion,
- 1942 nach Erkrankung «Heimateinsatz» bis Kriegsende

- 1945 Zunächst wieder Volksschullehrer in Vogelbach, Unterrichtsverbot auf Betreiben der katholischen Kirche
- 1945- 1946 Als freier Schriftsteller für den französischen Rundfunk in Freiburg tätig (sowie als Übersetzer)
- 1946- 1948 Volksschullehrer ohne feste Planstelle in einem Dorf bei Lörrach
- 1948-1968 Volksschullehrer in Weil am Rhein, ab 1952 als Sonderschullehrer für Lernbehinderte tätig (bis zur Pensionierung 1968 mit 59 Jahren)
- Ab 1969 Umzug nach München (1969-1971 Geschäftsführer der GEW München sowie Vertreter der GEW im Kreisvorstand des DGB, nach schwerer Krankheit in den letzten Jahren weiter publizistisch tätig)
- 1986 Gestorben in München

Mein italienischer Name stammt von unserem Grossvater, der als «Mineur» – heute würde man sagen: Tunnelbau-Facharbeiter – aus den italienischen Dolomiten für den Bau der Schwarzwald-Bahn angeworben wurde und nach Fertigstellung der Arbeiten sich naturalisieren liess und so in Deutschland hängengeblieben war.

Mein Vater, Jahrgang 1872, wurde in Konstanz geboren. Er war ein recht moderner und liberaler Mann für seine Zeit und wurde – wohl auch wegen seiner originellen Einfälle – schliesslich sogar Bürgermeister von Triberg, einem katholischen Schwarzwald-Städtchen mit drei- bis viertausend Einwohnern. Als Staatsbeamter und Bürgermeister war er bis 1918 auch Hofrat am grossherzoglichen Hof in Karlsruhe. Aber eigentlich engagierte er sich weniger in der grossen Politik – er gehörte auch keiner politischen Partei an –, sondern vor allem in Triberg selbst: So liess er zum Beispiel in Triberg die erste Bob- und Rodelbahn in Deutschland bauen. Während mein Grossvater zeit seines Lebens Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache hatte, achtete mein Vater darauf, dass wir Kinder nur deutsch zu Hause sprachen. Leider starb Vater recht früh mit 51 Jahren.

Die Volksschule in Triberg war eine langweilige Paukschule, die Realschule später leider genauso. So suchte ich nach Anregungen woanders und fand sie in unserer städtischen Bücherei: Bereits mit 12, 13 Jahren liess ich mir Bücher von Schopenhauer, Fichte und Kant aus und verschlang die nur so. Meine Eltern und vier Geschwister – drei Schwestern und ein Bruder, alle älter als ich – lachten und meinten: «Das verstehst du doch nicht!» Ich habe wohl auch nicht alles verstanden, aber es schien mir doch spannender als das, was die Lehrer in der Schule erzählten.

Um dir mal ein Beispiel zu geben für die Liberalität meines Elternhauses: Bei uns im Städtchen gab es eine Wallfahrtskirche, von der die Sage ging, dass sie genau an der Stelle errichtet worden wäre, wo einmal jemandem die Mutter Gottes erschienen sei. Über diese Geschichte sprach eines Abends mein Vater mit dem alten Pfarrer, während sie ihren Dämmerstopp tranken. Ich hatte eine Weile zugehört. Dann nahm ich all meinen Mut zusammen und sagte zum Pfarrer: «Das mit der Mutter Gottes glaube ich aber nicht!» Woraufhin sich beide freundlich anguckten und der Pfarrer zu mir sagte: «Das brauchst du auch nicht, mein Sohn!» Das ermutigte mich natürlich zu weiteren Entdeckungen, und in kindlichem Zorn deckte ich alle möglichen Lügen der Erwachsenenwelt für mich auf. Mit 15 Jahren hatte ich in der Bibliothek einen Text des leicht kritischen Theologen Clemens Maria Hofbauer entdeckt, worin dieser behauptete, dass es nur einen Gott für alle Menschen gäbe – und nicht verschiedene Götter für jede Weltreligion passend, von daher auch der Streit um den «richtigen» ein sinnloser sei. Das fand ich eben auch mit meinen 15 Jahren und schrieb darüber einen kleinen Artikel, den ich mutig unserer kleinen katholischen Zeitung, dem «Triburger Boten», vorlegte. Die haben den wahrscheinlich gar nicht so richtig gelesen, dachten sicher eher, na ja, eben der Sohn vom Bürgermeister. Das heisst ausser dem Setzer vielleicht, denn das war ein Kommunist. Der Artikel erschien jedenfalls, und alle möglichen Leute gratulierten mir, weil «der Ludwige» in der Zeitung stand.

So richtig schwierig wurde es dann, als ich aufs Gymnasium in die nächste Kreisstadt nach Villingen kam. Das war halt stockkatholisch, und der Schulleiter tat nur, was der Stadtpfarrer absegnet hatte. Natürlich war da auch täglich Schüler-Gottesdienst. Als ich mich mit wenigen anderen Schülern weigerte, weiter hinzugehen, wurde meine Mutter in die Schule zitiert. Die blieb aber im Grunde auf meiner Seite. Nur so fing das Dilemma an.

Mit 16 Jahren hatte ich dann meine erste Freundin: Das war die Tochter eines evangelischen, liberalen Medizineres – das war ja schon schlimm genug –, aber nun versteckten wir uns nicht, sondern gingen auch offen auf der Strasse zusammen. Eben schon wieder unmöglich.

Zum Knall kam es dann endgültig mit dem Gesangslehrer. Der hatte so einen Riesen-Schulchor aufgebaut, wo man einfach mitmachen musste, ob man wollte oder nicht.

Eines Tages musste ich also während einer Probe mal austreten. Ich hatte mich erst gemeldet, aber darauf reagierte der Lehrer ohnehin nicht. Na, schliesslich dachte ich, nun gehe ich eben so auf die Toilette. Das machten auch andere manchmal, weil es in dem Riesen-Chor wirklich kaum auffiel, aber kaum war ich weg, bemerkte er es doch und rief vor den versammelten Schülern: «Wo ist

Pellegrini, die Motte?» Als ich zurückkam, feixten mir sofort Schüler zu, was der Lehrer über mich für ein Schimpfwort gesagt hatte, noch bevor der Lehrer selbst mich bemerkt hatte. Da ging ich in einem Anfall von gerechtem Zorn von selbst nach vorn und sprach ihn ruhig an: «Entschuldigen Sie, was haben Sie eben von mir gesagt?» Das war natürlich zu viel für ihn, denn dann wurde es ganz verrückt. Er packte mich am Kragen und schrie mich an. Und vor Schreck packte ich ihn ebenfalls für einen Moment am Kragen, liess ihn dann natürlich wieder los und lief in meine Klasse. Dort erschien kurz darauf der Schulleiter und teilte mir mit, dass ich sofort meine Sachen zu packen hätte. Schulverweis! In meiner Ratlosigkeit fuhr ich dann nicht zuerst nach Hause, sondern zu einem Vetter von mir, der Jugendpfarrer in einem Kloster war. Das war ein feiner Kerl, der mich auch dort eine Weile wohnen liess, und mit dem ich über meine Sorgen reden konnte, ohne dass ich irgendetwas vom Ordensleben mitmachen musste. Meiner Mutter wurde zu meiner Weiterbildung die Privatschule Salem¹ angeboten. Aber da hatte ich schon einiges von gehört: Dass das so eine Schule für vertrottelte Adligenkinder sei, und da sagte ich zu Mutter: «Das wird nichts!» Ich hatte damals nicht das Gefühl, dass ich besonders schwierig sei, sondern fand, dass es mit den Erwachsenen einfach oft nicht gehe. Schliesslich kam ich auf das College Heidelberg. Das war eine wirklich moderne Privatschule, an der die Unterrichtssprache Englisch war. Da hatte ich dann zwei tolle Jahre. Es waren feine Pädagogen, die mit uns diskutierten und spannenden Unterricht gaben. Da damals ein Privatschul-Abitur nicht anerkannt war, hätte ich das «Wilde Abitur» an einer Staatsschule ablegen müssen. Ich wollte damals gern Journalist werden, nicht zuletzt auch, weil ich gern aus Deutschland weg wollte. Über einen Freund meiner Mutter, der in Wien Musikdirektor war, hätte ich auch beinah eine Stelle bei einer Wiener Tageszeitung bekommen. Aber als ich erfuhr, dass das ein ganz schwarz-katholisches Blatt wäre, habe ich gesagt: Nein! Ich las dann eines Tages eine Anzeige, nach der in Südafrika ein junger Lehrer zum Aufbau einer fortschrittlichen Zeitung gesucht würde. So kam ich auf den Lehrerberuf, auch weil ich dachte, dass ich damit so viele Möglichkeiten hätte. Wenn ich gewusst hätte, wie es mir als Lehrer nur wenige Jahre später ergehen würde...

Um an eine Lehrerbildungsanstalt zu kommen, musste allerdings vorher noch ein staatliches Abitur abgelegt werden. Durch Vermittlung meines alten Triberger Schulleiters kam ich dann nach Weinheim an der Bergstrasse an ein staatliches Gymnasium. Das fing gleich wieder wie früher an: Als ich in der ersten

Englischstunde in dem fließenden Schulenglisch, das ich auf der Privatschule gelernt hatte, mich nach den notwendigen Lehrbüchern erkundigen wollte, meinte der Lehrer sofort beleidigt: «Reden Sie bitte deutsch!»

Es wurde ein schreckliches Jahr. Als endlich die letzte mündliche Abiturprüfung dran war – die schriftlichen Arbeiten waren alle bestanden –, da legte mir der Mathematiklehrer plötzlich Aufgaben vor, die wir nie im Unterricht behandelt hatten. Ich sagte natürlich sofort ganz höflich: «Entschuldigung, aber das haben wir nie gehabt!» Woraufhin der sich empörte und losschrie: «Unverschämtheit! Sie haben nicht aufgepasst!» Da hatte ich dann aber doch mal Glück. Denn bei der Prüfung war auch ein Vertreter des badischen Schul-Ministeriums dabei, dem die Sache wohl auch komisch vorkam. Jedenfalls fragte der dann nach der Prüfung einige Mitschüler, die ehrlich sagten: «Es stimmt, was Pellegrini sagt. Der wurde hier von Anfang an schikaniert!» Der Vertreter fuhr dann erst mal ab, aber nach wenigen Tagen kam die Anweisung aus dem Ministerium an die Schulleitung, dass mir ein bestandenes Abitur auszuhändigen wäre. Das ist doch toll, nicht? Das ist diese jahrhundertealte freiheitliche badische Gesinnung. Das haben im Grunde erst die Nazis zerschlagen – und danach gab's dann kein Anknüpfen an diese Traditionen mehr. Und wenn man bedenkt heute – na ja...

Es gab nun drei Lehrerbildungsanstalten in Baden: in Heidelberg, Freiburg und Karlsruhe. Die eine war evangelisch, die andere katholisch und die dritte simultan, das heisst also eher weltlich.

Ich ging natürlich nach Karlsruhe in die Simultananstalt. Da fing ich im September 1928 an. Und da war also schon etwas vom aufkommenden Faschismus zu spüren.

Wir wohnten als Studenten alle im Internat, und im Speisesaal kam es immer zu Gesprächen. Zuerst haben wir dort so Feste gemeinsam geplant, später wurde es dann auch politischer. Es waren vor allem Vertreter des mittleren Bürgertums an der Anstalt, überwiegend Leute, die mit der Weimarer Republik nichts anfangen können. Viele Bauernsöhne, die davon berichteten, wie durch die wirtschaftliche Lage die letzte Kuh gefährdet wäre. Ihre Eltern waren auch Kaufleute, Lebensmittelhändler, kaisertreu bis auf die Knochen. Und dass ein Schuhmacher – gemeint war Ebert – nun Reichspräsident geworden war, dass der also so was wie ein Kaiser nun sein sollte und das deutsche siegreiche Volk führen – nein! Woher auch? Unter Demokratie konnten sich die meisten absolut nichts vorstellen.

Ich hatte mir meine Gedanken bis dahin ja auch nur angelesen und dachte nun, dass ich wohl doch mal nach Gleichgesinnten suchen müsste. So kam ich als

Studentenvertreter zum «Badischen Lehrerverein»², in dem damals vor allem demokratische und sozialdemokratische Kollegen, wohl auch wenige Kommunisten zusammengeschlossen waren. Die freuten sich über mein Engagement. So machte ich meine ersten politischen Erfahrungen. Neben der Interessenvertretung für die Studenten gab es bald auch eine inhaltlich brisante Sache: Wir entfesselten damals eine publizistische Auseinandersetzung mit dem später noch sehr bekannt gewordenen Nazi-Pädagogen Ernst Krieck³, der bereits damals als Professor in Heidelberg seine Vorstellungen von der «Menschenformung» formulierte: vom deutschen «Volksgenossen», der sich durch Unterordnung und Dienst am Volksganzen über andere Völker würde erheben können. Und dann auch schon all das andere von Rasse, Blut und Boden.

Das widersprach natürlich all meinen Vorstellungen von freiheitlichem Denken, und damals konnte darüber auch noch öffentlich gestritten werden.

Aber es spitzte sich im Lauf der Zeit zu: Eines Tages lag im Lesesaal unserer Bibliothek plötzlich die Nazi-Zeitung. Als ich zum Direktor ging, um mich zu beschweren, sagte er: «Ja, nun sehen Sie mal, wir haben doch Demokratie. Da darf doch jeder seine Meinung sagen.» Daraufhin fragte ich ihn: «Also, dann darf hier ab morgen auch das andere Extrem, die Zeitung der KPD liegen?» Da nickte er unsicher, meinte aber: «Ja, natürlich!» Das hab' ich dann den Kollegen im KPD-Büro am Ort gesagt, und die haben dann ihr Blatt da auch jeden Tag hingepackt.

1930 machte ich dann Examen über das Thema «Das Verhältnis von Staat und Kirche auf dem Gebiet der Volksschule». Da ich während der ganzen Zeit keine Seminare zur Vorbereitung auf den katholischen Religionsunterricht besucht hatte, wurde mir mitgeteilt, dass ohne diese Lehrerlaubnis eine spätere Einstellung ungemein erschwert wäre.

So habe ich zwar die erforderlichen Seminare noch nachgemacht und sogar eine Lehrprobe über die Auferstehung Christi halten müssen, bei der mich ein Schüler fragte, wer wohl den schweren Stein da vom Grab weggerollt hätte. Und obwohl ich geantwortet hatte: «Ich weiss es nicht, ich war damals nicht dabei!» erhielt ich meine *Missio Canonica*. Aber all dieser Schmarrn hatte mir doch noch einmal eindringlich vor Augen geführt, dass es doch eine unehrliche Sache wäre, und ich die Lehrerlaubnis ohnehin nur erhalten habe, weil sie eben jede Seele brauchten. Kurze Zeit später bin ich dann offiziell aus der katholischen Kirche ausgetreten.

Ich begann 1930 als Lehramtsanwärter in einer Volksschule, die in einem Arbeiterviertel der Stadt Karlsruhe lag. Das war nun etwas völlig Neues für mich: Solche Armut hatte ich als jemand aus dem Bürgertum bis dahin noch nicht erlebt. Ich weiss noch, wie mir sofort der Gedanke an den Krieck wieder kam

und dachte: Das werden nie solche strahlenden Volksgenossen, das hier ist das Volk, das die ausrotten wollen!

Nach ein paar Wochen Hospitation wurden dann aufgrund der Notverordnungen⁴ die meisten Lehramtsanwärter erst einmal wieder entlassen. Nun begann auch für mich eine schwierige Zeit.

In der Junglehrerschaft im «Badischen Lehrerverein» war ich mittlerweile zum Sprecher gewählt worden, und die Lehrerarbeitslosigkeit war unsere grösste Aufgabe. Wir forderten also nicht nur die Einstellung der arbeitslosen Lehrer, sondern machten auch jede Menge Vorschläge zur Verbesserung der Situation: So schlugen wir zum Beispiel Schulbau durch Lehrer vor, die dann hinterher in den von ihnen mitaufgebauten Schulen als Lehrer arbeiten sollten.

Zwischendurch gab's dann immer wieder Hilfstätigkeiten, die aber in der Regel – mal abgesehen davon, dass man dort selten genug zum Leben verdiente – auch noch sterbenslangweilig waren. Ich hatte zum Beispiel eine Tätigkeit als Hilfs-sachbearbeiter in der Landeshauptkasse des Kultusministeriums für eine Weile. Später war ich dann Hilfsarbeiter in der Landesbibliothek, wo ich sogar noch zum 2. Mitarbeiter im Lesesaal aufstieg. Aber ich wollte doch als Lehrer arbeiten, das hatte ich doch gelernt.

Der Stadtschulrat teilte mir dann schliesslich sogar noch mit, dass ich auch auf der Liste der Bewerber keine Chance hätte, weil ich mich ja weigerte, Religionsunterricht zu erteilen. Ich verdiente in der Zeit 40 RM im Monat, wovon 30 RM für Miete weggingen. Da auch von zu Hause nichts mehr kam, begann die Armut sich auch an der Kleidung langsam sichtbar zu machen.

Eines Tages war ich so verzweifelt, dass ich selbst zum Ministerialdirektor Füss ging, der damals im Ministerium der oberste Chef der Personalabteilung war. Das heisst, ich wollte zu ihm hin, denn natürlich wurde ich von seinem Kalfaktor abgefangen, der mich auch da wieder auf lange Listen setzen wollte. Direkt könnte angeblich keiner den Herrn Ministerialdirektor sprechen. Als der mich so wieder rausgelotst hatte, wartete ich, bis er weg war und ging dann direkt zum Amtszimmer des Herrn Füss. Zu verlieren hatte ich doch nichts mehr.

Der sprang natürlich erst auf: «Was fällt Ihnen ein...?» Aber ich redete sofort so eindringlich auf ihn ein, wie ich nur konnte und plötzlich unterbrach der mich und fragte: «Pellegrini? Sie heissen Pellegrini? Sind Sie der Sohn vom Bürgermeister Pellegrini?» Als ich nickte, meinte er: «Der Vater war aber netter als Sie!» Doch er hörte mich weiter an. Als auch er mit dem Religionsunterricht anfang, versuchte ich ihn zu überzeugen, dass wir in der Verfassung der Weimarer Republik doch immerhin die Religionsfreiheit hätten, aber das beein-

druckte ihn wenig. Schliesslich konnte ich nicht mehr anders und zeigte ihm meine Schuhe: «Sehen Sie mal, wie ich rumlaufe! Solche Löcher in den Schuhen! Was meinen Sie, was die Menschen über die Lehrer denken, die so rumlaufen müssen?»

Da lenkte er schliesslich ein: «Eine Stelle habe ich nicht. Aber gehen Sie mal in die Nähe von Tauberbischofsheim. Da können Sie auf einem Dorf bei dem Herrn Oberlehrer als Hilfslehrer anfangen.»

Das war im Frühjahr 1932. Da bin ich dann stolz hin zu dem Oberlehrer, der mich prompt wieder zuerst fragte: «Können Sie orgeln? Religionsunterricht?» Aber er war dann doch froh, eine Entlastung zu haben. Auch dort gab es kaum Geld, aber auf dem Land war doch die Ernährung anders. Ich unterrichtete die Kleineren, und deren Eltern steckten mir oft etwas zu oder luden mich zum Essen ein. Endlich was zum Essen! Die Arbeit war auch eher leicht. Ich hatte viel Zeit und begann wieder zu schreiben: für die «Badische Zeitung» und auch für die Zeitung der Lehrerverbände. Da wurde ich dann angesprochen, ob ich mich nicht auch in der SPD engagieren wolle, da hätte ich doch mehr Möglichkeiten, meine Ziele auch politisch zu verwirklichen.

So trat ich 1932 in die SPD ein und wurde noch im selben Jahr als Landtagskandidat für die nächste Wahl aufgestellt. Ausserdem erhielt ich eine neue Hilfslehrerstelle in Heidelberg, um die Grossstadtmöglichkeiten für politische Arbeit besser nutzen zu können.

Als meine Mutter von meinem Partei-Eintritt erfuhr, war sie verärgert. SPD – nein, bei aller Liberalität, das war nicht angemessen. Sie schrieb mir, wenn ich nach Hause käme, solle ich ja aufpassen, damit mich auf dem Bahnhof nicht gleich die SA verprügelt. Die Wäsche dürfe ich jedenfalls auch nicht mehr mit heimbringen.

Ich hatte zu der Zeit auch bereits meine spätere Frau kennengelernt, die aus einem konservativen Pfarrhaus stammte und sich selbst auch für den Nationalsozialismus begeisterte. Aber sie hielt doch auch zu mir.

Die «Machtergreifung» traf mich dann schwer. Als die Nachricht übers Radio kam, war ich allein zu Haus und war völlig fertig. Noch einen Tag vorher hatte ein alter Genosse zu mir gesagt: «Die sind nix, und das wird nix!»

Trotzdem führten wir in den nächsten Wochen noch Wahlkampf durch. Zur Wahl selber kam es dann ja auch nicht mehr. Am Abend des 27. Februar 1933 befand ich mich als junger Hilfslehrer und SPD-Landtagskandidat auf einer Versammlung im badischen Hinterland. Also Versammlung, das muss ich dir vielleicht erklären, das hiess dann in so einem Dorf, dass da so 5-6 Gestalten zusammenkamen. Dann war's schon gut. Na, wir sassen da jedenfalls, als plötzlich die Tür auf ging und jemand die Nachricht aus Berlin berichtete: «Die Kommunisten haben den Reichstag angezündet!» Nein, habe ich da gedacht, nie und nimmer und habe gesagt:

«Das haben die Nazis selber gemacht!» Als mein SPD-Vorstand von dieser Behauptung meinerseits erfuhr, waren die ziemlich sauer auf mich wegen dieser Aussage.

Am meisten war ich dann aber schockiert, was in den Schulen geschah, in denen ich rumkam. Da waren doch echt Genossen, die dir gestern noch die Hand geschüttelt haben und drei Tage später schon in der massgeschneiderten SA-Uniform erschienen. Ich weiss noch, wie ich erschrocken dachte: Als die dir die Hand geschüttelt haben, muss doch die Uniform schon beim Schneider massgenommen worden sein.

Besonders die Gymnasiallehrer. Die älteren waren doch alle im kaiserlichen Dienst gewesen. Ein Leben ohne Gloria war für die unter aller Kanone. Die hatten ja auch keinen Krieg verloren. Da war fester Glaube an die Dolchstoss-Legende.

Und die Volksschullehrer? Das waren eben auch mehrheitlich echte Untertanen. Denen fehlte die Ordnung. Auch das ganze Heldengedenken, das es doch in der Republik nicht mehr so gab. Das fehlte auch. Einer sagte immer wieder: In der Republik ist kein Zug! Demokratie ist unordentlich!

Mir ist es doch sogar auf einer SPD-Wahlveranstaltung mal passiert, wie ich sagte: «Passt auf, Leute – passt auf, dass nicht eure Kinder bald wieder im Graben liegen müssen und zu Kanonenfutter werden!» Und weisst du, wer mich da am meisten angegriffen hat? Ein SPD-Reserve-Offizier, der losschrie: «Wir lassen uns von dir die Ehre des Militärs doch nicht beleidigen!» Ich würde sogar sagen, die kaiserlichen Sozialdemokraten waren bei uns in der Mehrheit. Da war mit Einheitsfront nichts zu machen. Das waren nur Einzelne, die zum gemeinsamen Kampf gegen Rechts wirklich mobilisierten. Die «Eiserne Front»⁵ kam dann einfach zu spät. Zu den wenigen, die früh warnten, gehörte zum Beispiel mein späterer Freund Dr. Joseph Wirth⁶, ein Zentrumspolitiker, der schon 1921/22 als Kanzler im Reichstag gesagt hatte: «Unser Feind, der Feind der Republik, sitzt rechts!» Aber das waren ganz wenige, die das so klar sahen.

Dabei waren die drei Kommunisten, die damals im badischen Landtag sasssen, eher Intellektuelle, also hochintelligente Leute, aber trotzdem: Die wurden von der Mehrheit einfach abgelehnt. Nichts.

Ende März, oder war es schon Anfang April 1933? – das weiss ich nicht mehr genau –, da fand in Bad Freiersbach noch eine grosse Vertreterversammlung des «Badischen Lehrervereins» statt, aber die Leute vom NS-Lehrerbund hatten schon weitgehend alles unter Kontrolle. Ich ging da aber trotzdem noch hin, weil ich meinte, mein Mandat als Junglehrervertreter wahrnehmen zu müssen. Da waren dann etwa so 150 Kollegen im Saal.

Na, jedenfalls war dann auch bald die gemeinsame Armübung dran, aber den

Hitlergruss hatte ich bis dahin ja noch nirgends gemacht – und nun erst recht nicht. Nur fiel das hier auf, als ich als einziger sitzenblieb und nichts machte. Ich wurde dann auch prompt von SA-Kollegen abgeführt und in ein Hotelzimmer im gleichen Hause gesperrt. Ich wusste erst gar nicht, was denn nun werden sollte. Ich bekam auch zu essen, und ab und zu klopfte einer der mir bekannten Kollegen an die Tür – die hatten sich dann wohl hochgeschlichen – und raunten mir zu: «Keine Angst, passiert schon nichts!» Ich denke heute, die wussten selbst nicht genau, was sie nun mit mir machen sollten.

Nach zwei Tagen und zwei Nächten erhielt ich dann eine offizielle Verwarnung, dass nun eine neue Zeit angebrochen sei und dass wir Lehrer eben als Vorbilder und so weiter... Wirklich hart war, dass ich ein Rede- und Schreibverbot erhielt. Aber ich durfte erst einmal in meiner Hilfslehrerstelle bleiben.

Ich habe noch fotografiert, wie kurz darauf der badische Ministerpräsident Remmele aus dem Landtag heraus verhaftet wurde. Das habe ich nach 1945 dann noch manchen Genossen unter die Nase gehalten und gesagt: «Mensch, das hätten wir verhindern können, wenn wir mit der KPD zusammengehalten hätten!» Ich war so zornig und traurig.

Ende April 1933 habe ich dann geheiratet, meine Frau hatte sich gegen ihre Familie für mich entschieden. Aber politisch blieb sie leider noch lange eine überzeugte Faschistin.

Am 1. Mai gingen wir mit ihrem Vater zum Aufmarsch. Als dann wieder alle den Arm heben mussten, nahmen mich meine Frau und ihr Vater in die Mitte, damit ich nicht gleich wieder auffalle. So war er dann doch. Angezeigt hätte er mich nie.

Als die SPD dann im Juli verboten wurde, erhielten wohl viele Lehrer Fragebögen, auf denen sie ihre Bindungen zur SPD als gelöst erklären mussten. Ich wurde da zum Glück verschont, nein, da habe ich nichts von mitbekommen, das betraf wohl die Hilfslehrer nicht.

Ende 1933 bekam ich dann doch tatsächlich meine erste richtige Volksschullehrer-Stelle in Forst bei Bruchsal. Das war in der badischen «Mongolei», wie man die ungewöhnlich flache und öde Gegend damals nannte. An der Schule wehte nun wirklich der sogenannte «neue Geist»: Ausser mir waren noch fünf Lehrer sowie der Schulleiter da, die alle im NSLB und in der Partei waren. Mich liess man aber erst einmal in Ruhe, und ich muss sagen, auch ich hielt mich die ersten Monate doch sehr zurück. Es war doch meine erste Lehrstelle, und wenn es auch nur 98 Mark im Monat gab, war es doch ein Anfang. Die Nazi-Schulbücher waren noch nicht draussen, und so machte ich aus dem Ärmel ziemlich das, was ich wollte.

Ich überlegte, wie ich mein Gehalt aufbessern könnte, und da meine Frau und

und ich starke Raucher waren, kam mir eines Tages ein Einfall: Im Ort gab es einen Zigarren-Fabrikanten, der zwar offiziell auch SA-Mann war, aber sich ausser für sein Geschäft eigentlich nicht politisch interessierte und menschlich ganz freundlich war. Dem schlug ich also vor, ob er nicht schon mal überlegt hätte, für seine Zigarren mit einem kleinen Prospekt zu werben. Hatte er noch nicht. Also schlug ich ihm vor, dass ich so ein Blättchen machen würde mit kleinen Geschichten darin. Das schlug jedenfalls ein, und ab da erhielt ich nicht nur unseren Rauchbedarf umsonst, sondern ab und zu eine Einladung in seinen Weinkeller. Ich erzähle das nur so ausführlich, weil der Mann später noch eine Rolle spielt.

Zum 1. Mai 1934 mussten dann wieder alle zum Aufmarsch antreten, und in dem kleinen Dorf war das doch viel schlimmer, weil man sich da noch schwerer drücken konnte. Speziell wir Lehrer hatten nämlich den Zug der Jugend zu beaufsichtigen. Das war Pflicht. Da spielte also die Feuerwehrkapelle, und ganz vorne weg marschierte der katholische Geistliche mit Kirchenfahne und seinen Ministranten. Und der feierliche Abschluss des «Tages der Arbeit», was denkst du wohl, wo der hinführte? Geradewegs in die Kirche, wo der Pfarrer dann noch erhebende Worte vorhatte. Das habe ich dann einfach nicht mehr ausgehalten. An der Kirchenpforte bin ich dann einfach stehengeblieben und armselig und allein nach Haus gelaufen. Wir hatten da so eine kleine Dienstwohnung im Schulhaus, und meine Frau fiel fast in Ohnmacht, als sie mich allein zurückkommen sah: «Das darfst du doch nicht!»

Andererseits gab es im Ort noch einen grossen Heiligenglauben und allerlei mythische Geschichten. So erzählte der Pfarrer kurz nach dem 1. Mai davon, dass ein Glaubensbruder von ihm in Portugal eine wertvolle Madonnenfigur hätte. Diese Statue sei direkt nach einer Erscheinung, die da jemand in Portugal gehabt hätte, nachgebildet worden. Und nun des Wunders 1. Teil: Dieser Bruder wäre bereit, ihm und seiner Gemeinde diese unbezahlbare Statue zu schenken, wenn die Gemeinde für die Transportkosten per Schiff nach Hamburg und dann von Hamburg nach Bruchsal aufkäme. Bereits in Portugal würden dieser Figur zahlreiche Wunder nachgesagt. Des Wunders 2. Teil bestand nun nämlich in der unglaublichen Chance, aus Forst auch einen echten Wallfahrtsort zu machen. So geschah es dann auch tatsächlich: Das Geld wurde aufgebracht, die Madonna aufgestellt und prompt kamen die ersten Wallfahrer.

Etwa zur gleichen Zeit hatte ich mit meinem Schulleiter eine an sich unpolitische Auseinandersetzung, weil ich mit meiner Klasse zu einem anderen als dem vorgeschriebenen Wandertagsziel wollte und dies dann auch tat. Wegen dieser Undiszipliniertheit wurde ich ins Ministerium nach Karlsruhe beordert und verwahrt. Durch einen Zufall stiess ich im Karlsruher Herder-Verlag auf einen Pros-

pekt mit Madonnenfiguren, in dem ein Münchner Madonnenbauer exakt unsere portugiesische Heilige anbot. Was nun?

Als ich zurückkam, war der Ort tatsächlich dabei, sich zu verwandeln: Wurstbuden und Andenkenstände waren bereits nach wenigen Tagen errichtet worden, immer mehr Wallfahrer, nicht wenige in Rollstühlen, kamen, aber die echten Wunder blieben noch aus.

Und nun kommt der Zigarrenfabrikant wieder dran. Der war nämlich nebenbei auch Kirchenrechner des Ortes, und ich dachte, der müsste doch wissen, welche Gelder für die Madonna wohin gegangen seien. Na, was soll ich sagen: Eines Nachts, nachdem ich eine ganze Weile vergeblich gebohrt hatte, zeigt der mir doch tatsächlich die Rechnung aus München.

Da war's aber aus: Nun habe ich nicht mehr meinen Mund gehalten und schon im Ort erzählt, was ich wusste. Jetzt ging jedoch die Hexenjagd umgekehrt los: Der Pfarrer bezichtigte mich natürlich der Lüge und setzte das leider mehr als die Wahrheit wirkende Gerücht in die Welt, dass, solange der Lehrer im Dorf sei, die Heilige auch keine Wunder vollbringen könne. Das sei ganz unmöglich. Dem schloss sich dann auch mein Schulleiter an. So kam es ziemlich schnell aus undurchsichtigen Gründen zu der ersten Strafversetzung in ein anderes Dorf. Als ich dort ankam, war aber bereits bekannt, dass ich der ungläubige Lehrer, der Unglücksbringer sei, und so wurde ich in mehreren Dörfern hintereinander abgelehnt, bis wohl auch die Herren aus dem Schulamt ein Einsehen hatten und mich nun vom Land in die Stadt versetzten – nach Hockenheim an die Volksschule. Das war noch im Jahr 1934.

Auch an dieser Schule waren viele Lehrer in Uniform, und ich zog mich nun aber auch selbst sehr zurück. Ich hatte mich da richtig isoliert, ging nicht ins Lehrerzimmer und sprach mit niemanden mehr als unbedingt nötig. Ich wollte nicht mehr.

Eines Tages kam dann ein Vertreter des NSLB in meine Klasse, in der ich in der Pause sass und allein mein Brot ass und meinte: «Ich fordere Sie auf, ins Lehrerzimmer zu kommen. Wir sind hier schliesslich eine Volksgemeinschaft!» Einige Lehrer waren dann durchaus anständig zu mir, aber ich blieb bei meiner Haltung, war auch der einzige Lehrer, der nicht im NSLB war. Ich machte mal eine Weile in einem Lehrer-Turnverein mit, aber froh wurde ich da nicht. Ich konnte zwar frei unterrichten, aber ein Kollege war regelrecht abgestellt, um mich dauernd zu beobachten, also zu bespitzeln, kann man auch sagen.

1935 wurde mein erster Sohn geboren. Einige Zeit später erschien der zuständige Kreisleiter der HJ und fragte mich, ob ich nicht wenigstens bereit wäre, eine Gruppe der HJ am Nachmittag zu betreuen. Da rutschte mir der Satz raus: «Ich glaube, das wäre nicht im Interesse der HJ!» Da war's dann aus. Ich bekam

kein Bein in der Schule mehr auf den Boden, andauernd wurde an mir rumgemäkelt, dauernd musste ich irgendwohin, mich rechtfertigen. Als ich glaubte, es gar nicht mehr auszuhalten, ging ich von selbst ins Ministerium zu einem Mann, der als Fachmann dort noch verblieben war, obwohl er kein Nazi war, und dem schüttete ich nun mein Herz aus.

Der Mann war wirklich meine Rettung. Er half mir dann, 1937 eine Versetzung in ein kleines Dorf in der Nähe von Lörrach zu bekommen. Es war eigentlich nicht ein Dorf, sondern ein einsam gelegenes kleines Schulhaus, das im Schnittpunkt von fünf kleinen Weiherdörfern lag, die ihre Kinder zu dieser Schule schickten. Das Schulhaus lag am Berg – wunderschön! Das war Vogelbach im Schwarzwald.

Und das Schönste: Nach einer Woche war ich mit den meisten Eltern, alles Bauern der Umgebung, per du! Der andere Lehrer, der mit mir an dieser Schule arbeitete, war gleichzeitig für die HJ-Betreuung zuständig und NSDAP-Blockwart. Aber die meisten Eltern nahmen den im Grunde nicht ernst, hatten auch kaum Kontakt zu ihm. Als sie – dann wohl auch durch mich ermuntert – anfangen, sich über den Kollegen lustig zu machen, bremste ich sogar und sagte: «Mensch, den müsst ihr loben, nicht auslachen! Lasst den das bloss alles machen, was Besseres kann uns gar nicht passieren.» Der einzige Pfarrer in der Gegend war evangelisch und ebenfalls ein freundlicher Herr.

Als dann der Staatsjugendtag⁷ eingeführt wurde, kam doch eines Tages mein Kollege mit toderntem Gesicht auf mich zu und sprach: «Ich habe Ihnen eine traurige Mitteilung zu machen: Ich habe vom Kreisschulamt ein Schreiben erhalten, wonach Sie aus politischen Gründen nicht berechtigt sind, den Staatsjugendtag mit der örtlichen Jugend zu begehen.» Ach, hab' ich mich da gefreut. Da war ich dann samstags auf dem Wochenmarkt in Kandern.

Während des Einmarsches ins Sudetenland 1938⁸ wurde ich das erste Mal kurz als Soldat eingezogen und der Kaserne Ludwigsburg bei Stuttgart zugeteilt. Zum Glück konnte ich aber bald wieder zurück in die Schule.

In die Zeit danach fällt die letzte wichtige Schulepisode, bevor ich dann mit dem Kriegsausbruch im September 1939 endgültig bis Kriegsende eingezogen wurde: In Erdkunde hatte ich über das Kurische Haff unterrichtet. Aber da wir ja keine Fotos hatten in unserer Dorfschule, war es mir nur ungenügend gelungen, den Kindern eine Vorstellung dieser Landschaft zu vermitteln. Da hatte ich die Idee, einfach ein Dorf aus dem Atlas auszugucken, das im kurischen Haff in Norddeutschland lag und dorthin zu schreiben mit der Bitte, dass uns doch eine dortige Dorfklasse eine Beschreibung per Brief schicken möge. Das geschah dann auch tatsächlich. Es wurde eine ganz tolle Korrespondenz, die dazu führte,

dass wir im Sommer 1939 die Klasse samt Lehrer zu uns in den Schwarzwald einluden. Die kamen dann auf Klassenreise Ende August zu uns, das war natürlich ein Ereignis! In einer grossen Scheune haben wir mit allen Kindern und Erwachsenen ein Fest gefeiert.

Und gegen Ende des Urlaubs, also kurz bevor die Klasse nach Hause aufbrechen will, ist überall grosse Aufregung: Der Krieg ist ausgebrochen! Jetzt bekam ich aber doch Sorgen: Wie kommen die Kinder wieder sicher heim? Alle normalen Züge waren ja für Militärtransporte unterbrochen. Das war dann das erste Mal, dass ich von mir aus zum NSDAP-Kreisleiter gegangen bin und den um Hilfe gebeten habe, damit die Schulkinder und ihr Lehrer wieder heil nach Norddeutschland kommen. Die konnten dann auch schliesslich an irgendeinen Sonderzug angehängt werden. Das war noch mal gut gegangen.

Wenige Tage später wurde ich dann einberufen zur Wehrmacht. Aber bevor ich abzog, erhielt ich noch meinen letzten Verweis, und nun rate einmal, warum? Klar, wegen des Abenteuers mit der Schulklasse aus Norddeutschland. Aber weswegen genau? Im Schreiben des Kreisschulrates hiess es: «Lehrer Pellegrini hat sich am deutschen Volk versündigt, weil er versucht hat, einen Teil desselben zu entwurzeln!» So verboht waren die! Da sollten die Kinder nichts anderes kennenlernen, damit sie nicht ihrem Blut und Boden entwurzelt würden...

Du fragst nach jüdischen Schülern oder Kollegen? Jüdische Schüler hatte ich nur anfangs wenige, die konnten aber alle auswandern mit ihren Eltern, soweit ich weiss. Gleich nach 1933 war ich mit einer jüdischen Kabarettistin bekannt. Denen wurde bald darauf das ganze Kabarett von der SA zusammengeschlagen. Da konnte ich ihr noch ein Versteck bei einer befreundeten SPD-Familie vermitteln, bis sie dann ins Ausland konnte. Auch nach 1945 habe ich ihre Anschrift nicht mehr herausbekommen können. «Kristallnacht»? Ja, da war ich ja schon in Vogelbach, aber ich muss ehrlich sagen, da habe ich keine Erinnerung, dass es da auf dem Dorf irgendwo was gegeben hätte bei uns. Ich glaube, da gab es auch keine Juden in der Gegend. Aber das weiss ich nicht genau...

Im Krieg war ich zuerst in Belgien und Frankreich, später dann auch in der Sowjetunion. Darüber gibt es auch noch viel zu erzählen. 1942 erkrankte ich schwer an Sumpffieber und hatte von da ab zum Glück nur noch Heimateinsätze, erst Baueinsatz, später Flugwarnung. Noch vor Kriegsende konnte ich mich mit einigen Kameraden von unserer Einheit absetzen. Wir hatten uns Zivilklamotten und falsche Papiere besorgt und wollten uns nach Hause durchschlagen. Unter ziemlich abenteuerlichen Umständen gelang das auch, und im Mai 1945 war ich wieder in Vogelbach in meinem Schulhaus.

Wir hatten in der Gegend ja französische Besatzung. Als ich mich da meldete, sagten die, ja machen Sie mal, wenn die Kinder wiederkommen, fangen Sie man wieder an mit Schule. Es war da ja bekannt, dass ich weder in der Partei noch im NSLB gewesen war.

So fing das dann wirklich noch im Mai 1945 wieder mit Schule an, wahrscheinlich waren wir eine der ersten Schulen in Deutschland überhaupt in Vogelbach. Nach wenigen Wochen lag jedoch gegen mich eine Anzeige aus den Reihen der katholischen Kirche vor, aus der hervorging, dass ich – da ich ja nie in der katholischen Kirche gewesen sei – möglicherweise ein Anhänger von Rosenbergs «Mythus»⁹ gewesen sei. Das war natürlich eine glatte Denunziation, aber da gab's ja noch genug aus den Reihen der katholischen Kirche, die Rachepläne hegten. Jedenfalls erhielt ich Unterrichtsverbot wegen des schwebenden Verfahrens. Da war ich wirklich fertig, nachdem ich doch geglaubt hatte, dass nun endlich alles vorbei wäre. Ich weiss noch, wie ich damals gesagt habe: So, in die Schule gehe ich in meinem Leben nicht mehr.

Ich habe dann in Freiburg beim französischen Rundfunk gearbeitet, kleine Texte geschrieben, auch mal mit meinen Kindern zusammen ein Hörspiel aufgenommen.

1946 sprach mich dann ein anerkannter Antifaschist aus dem christlichen Lager an, der gerade Kreisschulrat geworden war, mit der Bitte, ob ich nicht doch in den Schuldienst zurückkommen könnte. Es sei doch so eine Lehrernot, und der liebe Gott tät's mir danken! Ich bräuchte auch nie mehr Religionsunterricht zu erteilen.

So verschaffte der mir tatsächlich eine Volksschullehrer-Stelle für 25 Kinder, deren Eltern keinen Religionsunterricht wollten. Ich unterrichtete in einem Dorf bei Lörrach von 1946 bis 1948.

Eine feste Planstelle erhielt ich erst 1948 in Weil am Rhein, wo ich bis zu meiner Pensionierung blieb. Aber der Anfang war auch dort wieder schwer. Als ich mit meiner Frau und drei Kindern die versprochene Dienstwohnung beziehen wollte, die andere war bereits gekündigt, da wurde mir vom zuständigen Amt die Wohnung verweigert. Ohne Angabe von Gründen. Angeblich ein Irrtum, aber es war bald klar, dass das Gerücht aufgekommen war, dass ich ein Kommunist wäre und dass dies der eigentliche Grund war. Was sollten wir machen? Ein Rechtsanwalt, den ich fragte, riet mir: «Ziehen Sie ins Hotel auf Stadtkosten!» Das machte ich auch. Schliesslich bekamen wir dann eine kleine 1-Zimmer-Wohnung zugewiesen für 5 Personen. Na ja, das war der Anfang in Weil. Später habe ich dann doch wieder viel Freude an meinem Beruf gefunden. Mit anderen Pädagogen arbeitete ich im «Schwelmer Kreis»¹⁰, eine Zeitlang war ich in dessen Leitung.

Ab 1952 arbeitete ich als Sonderschullehrer für Lernbehinderte, eine pädagogische Aufgabe, die mich herausforderte: Wie kann man jungen Menschen Mut machen?

Mit meiner Frau gemeinsam arbeitete ich an Möglichkeiten des programmierten Unterrichts, in diesem Zusammenhang haben wir auch ein Buch für den Unterricht entwickelt¹¹.

Politisch engagierte ich mich von Anfang an in der damaligen Friedensbewegung gegen Remilitarisierung und später auch gegen die Atombewaffnung. Als die «Deutsche Friedens-Union» 1955 gegründet wurde, trat ich ihr bei. Nebenher habe ich immer wieder geschrieben und auch Vorträge gehalten.

1968 wurde ich aus Erschöpfungsgründen mit 59 Jahren pensioniert. Ein Jahr später zogen meine Frau und ich nach München, wo ich noch einmal zwei Jahre eine halbe Stelle als Geschäftsführer der GEW München innehatte. Da war ich auch GEW-Vertreter im DGB-Kreisvorstand.

Danach erkrankte ich leider so schwer, dass ich mich aus der aktiven Arbeit doch ein ganzes Stück herausziehen musste. Ich bin aber immer noch schriftstellerisch tätig, also nur dasitzen, das kann ich nicht, da würde ich eingehen. In den letzten Jahren habe ich mehrere Artikel in den «Frankfurter Heften»¹² veröffentlicht, auch einen kleinen Band mit gesammelten Schriften aus früheren Jahren, der im Selbstverlag erschienen ist¹³. Publiziert habe ich in den «Tendenzen»¹⁴ und im «Kürbiskern»¹⁵.

Vor einigen Wochen habe ich begonnen, einen Roman zu schreiben.

Bruno Laub (Berlin-DDR)

Als «politisch belasteter» Volksschullehrer an staatlichen Grosstadtsschulen



Mit 84 Jahren zu Besuch in Hamburg.

Mit einer Klasse in einer Ausstellung 1937.

1902	Geboren in Husum
1909-1917	Volksschule in Langeloh bei Elmshorn
1917-1920	Lehre als Maschinenschlosser
1921-1923	Wanderschaft
1923-1925	Arbeit als Facharbeiter (Stülcken-Werft Hamburg, Hammer-Werke Pinneberg, Hochbau Elmshorn)
1925-1929	Arbeiter-Abiturientenkurs in Berlin
1929-1931	Studium an der Pädagogischen Akademie in Frankfurt/Main Berufspraktisches Jahr in Schenefeld bei Hamburg
1931- 1932	Volksschullehrer an einer Weltlichen Schule in Berlin-Neukölln und
1932- 1933	an der 47./48. Volksschule in Berlin-Britz

- 1933-1943 Im September 1933 strafversetzt an eine Volksschule in Berlin-Wittenau
- 1943-1944 Mit Schülern evakuiert in das «Wartheland» (okkupiertes Polen)
- 1945 Rückkehr nach Berlin mit einem Flüchtlingstreck
- 1945-1948 Volksschullehrer an der 12. Grundschule in Berlin-Wittenau
Vorsitzender des Landesverbandes Berlin in der Gewerkschaft Unterricht und Erziehung im FDGB
- 1949-1952 Lehrer am Institut für Lehrerbildung in Berlin/DDR
- 1952-1956 Mitarbeiter des Koordinierungsbüros für Pädagogik
- 1956-1962 Lehrer am Institut für Lehrerbildung in Berlin/DDR bis zur Pensionierung (mit 70 Jahren)
- 1962-1972 Pensionierung (mit 70 Jahren)
- seit 1972 Rentner, ehrenamtliche Tätigkeit

Ich stamme aus Husum an der Nordseeküste. Mein Vater war Zimmermann, meine Mutter arbeitete als Dienstmädchen. Beide waren sie Mitglieder der Sozialdemokratischen Partei – Vater seit 1897, Mutter seit 1898. Da erlebten wir als Kinder – ich hatte noch vier Geschwister – frühzeitig politische Arbeit mit, und alles Politische ist seither in mir lebendig. Icherinnere noch, wie Vaters sozialdemokratische Genossen aufgeregt zu uns in die Wohnung kamen, als Sozialdemokraten, mit wenigen Ausnahmen, im Reichstag 1914 für die Kriegskredite gestimmt hatten. Das war am 4. August, glaube ich².

Später, während der Lehre, kam ich dann auch erstmals mit Kommunisten in Kontakt. Wurde auch Mitglied der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ). Damals machte ich auch die ersten eigenen, unmittelbaren politischen Erfahrungen. Ich erinnere mich an einen Vorfall in Stuttgart, wohin ich auf Wanderschaft geraten war und in der Fabrik arbeitete. Da drohte uns der Unternehmer: Wer an der Mai-Demonstration teilnimmt, wird entlassen. Viele liessen sich in der Tat einschüchtern – aber ich wurde mit zwei anderen «Rädelsführern» dann am 2. Mai wirklich entlassen. Da geschah etwas Überraschendes, was es dort noch nie gegeben hatte: Mitten in der Arbeitszeit wurde eine Belegschaftsversammlung einberufen, in der beschlossen wurde: Wenn die drei entlassen werden, dann gehen wir alle auf die Strasse.

Als ich in Elmshorn im Hochbau arbeitete, sollten wir einmal einen grossen Windmotor demontieren. Ich sollte das in eigener Verantwortung machen. Dafür erhielt ich dann 400 Mark Prämie, das war damals ungeheuer viel Geld. Und mit dem Geld ging ich dann nach Berlin und trug mich für den Arbeiter-Abitu-

rientenkurs am Kaiser-Friedrich-Realgymnasium ein, was einige Zeit darauf die bekannte Karl-Marx-Schule wurde. Leiter des Kurses war Fritz Karsen³. Stipendium gab's damals nicht. Während dieser Zeit verdiente ich mir meinen Unterhalt mit Heizen, Fensterputzen, als Statist und Fotograf. Dann folgte das Studium in Frankfurt, an der Pädagogischen Akademie. Nun ja, und so wurde ich schliesslich Lehrer. Gerade ein Jahr, bevor die Nazis an die Macht kamen.

Eines Tages wurden die Junglehrer aus den Weltlichen Schulen ins Rathaus bestellt. Wir wurden aufgefordert, «aus freien Stücken» unsere Schulen zu verlassen. Es setzte ja die «Gleichschaltung» der Schulen ein. Ich erklärte denen damals – das war sicher so eine gewisse Burschikosität, eine gewisse Frechheit, die man ja in diesem Alter hatte, ich bleibe so lange in der Schule, wie noch ein Kind da ist. Und so haben wir's auch gemacht.

Wie die Reaktion der Leute in der Schulbehörde war? Nun, sie waren verlegen. Es gab aber auch unter denen welche, die bald umfielen. Ich erinnere mich an einen, der sagte: «Kollegen, was haben wir zu tun? Wir haben den Menschen zu erklären, was Nationalsozialismus ist.»

Als dann im Frühjahr 1933 die Weltliche Schule aufgelöst wurde, wurde ich vorübergehend an die christliche Gemeinschaftsschule am Mariendorfer Weg in Berlin-Neukölln versetzt, die natürlich auch gleichgeschaltet wurde. Und, das muss ich heute noch sagen, da habe ich mich über die knieweiche Haltung mancher Kollegen sehr gewundert, ja, ich war erschüttert.

Von dieser Schule wurde ich dann an die 47./48. Schule nach Berlin-Britz versetzt. Da war ein Rektor namens Gärtner. Eines Tages erschienen – ebenfalls im Zusammenhang mit der Gleichschaltung der Schulen – zwei Nazi-Schulräte in der Schule. Ich vergesse die Situation nie: Jedenfalls wurden wir nun, die Kollegen, in die Aula geholt, und Gärtner stand auf der Bühne, um zu uns zu sprechen. Er stand da, ein riesiger Kerl, auf seinen Stock gestützt, und zum Schluss sagte er: «Nun singen wir die letzte Strophe des Lutherliedes ‚Ein feste Burg ist unser Gotte ‚Und wenn die Welt voll Teufel wär'.. .’» Es war, glaube ich, das erste Mal, dass ich ein Kirchenlied begeistert mitsang. Das muss so im Mai, Juni '33 gewesen sein.

Im September 1933 wurde ich von dort aus strafversetzt nach Berlin-Wittenau. Wir jungen Lehrer von den Weltlichen Schulen wurden auf diese Weise auseinandergebracht, einige kamen auch nach Ostpreussen. Und in Wittenau wurde ich dann gleich entsprechend empfangen. Ich wurde dort ins Provinzial-Schulkollegium geholt – das war da irgendwo in der Nähe des Potsdamer Platzes – und von einem Behördenmann namens Fielitz verhört. Er warf mir gleich vor,

dass ich Sozialdemokrat gewesen sei. Ich fragte ihn, was er wohl meinte, welche Vorteile ich davon gehabt hätte. Ich war zwar SPD-Mitglied gewesen, aber hatte doch auch zunehmend meine Probleme mit der Entwicklung dieser Partei. Ich denke zum Beispiel nur an die Zustimmung zum Panzerkreuzerbau 1928. Der damals gegründeten SAP gab ich keine Zukunft, so war ich erst einmal in der SPD geblieben. Jedenfalls war dieser Vorfall im Provinzial-Schulkollegium wohl nur so als eine Warnung gedacht. Ich blieb an dieser Schule all die nächsten Jahre.

Der Schulleiter an dieser Schule war der Parteigenosse Halbert. Der hatte mich am Anfang auf unangenehme Weise überwacht. Bereits nach kurzer Zeit hatte er zu mir gesagt: «Herr Laub, ich warne Sie! Ich weiss, was Sie denken...» – Da habe ich klar geantwortet: «Sie haben einen anständigen Mann vor sich – und ich verlange, von Ihnen anständig behandelt zu werden!» Trotzdem lief er dann noch öfter, wenn ich in der Klasse die Hefte nachschaute, so hinter mir her, ganz dicht durch alle Reihen. Das normalisierte sich aber allmählich. Vor allem wohl auch, weil er sah, dass ich meine Schularbeit ordentlich machte, gut vorbereitet, die Kinder mochten den Unterricht, es kam einfach was bei raus. Als dann einige Zeit später ein Werklehrer plötzlich verstorben war, fragte er mich, ob ich den Unterricht übernehmen könnte. Wir haben dann eine tolle heimatkundliche Ausstellung aufgezogen, ich habe zusätzlich grosse Fotos angefertigt, das konnte ich als ehemaliger Fotograf ja alles in den Unterricht einbringen. Oder diese grosse Ausstellung, das war schon später, zur 700-Jahr-Feier der Stadt Berlin, also 1937 muss das gewesen sein. Da gab es viel Lob, und der Schulleiter freute sich. So hatte sich das entwickelt.

Zunächst wurde ich eben überwacht, mal mehr und mal weniger. Einmal erschienen drei Nazis in der Schule, und ich denke schon, wo wollen die denn hin? Als ich dann in meine Klasse kam, eine 7. Klasse, Geschichte, da hockten die drei schon hinten im Klassenzimmer und wollten sich meinen Unterricht ansehen. Wir hatten da gerade die Vorgeschichte des 1. Weltkrieges besprochen, und die Hausaufgabe war gewesen, die Eltern zu fragen, wie sie den Kriegsbeginn 1914 erlebt hätten. Damit begann ich nun die Stunde, indem ich die Schüler fragte: «Na, was haben denn eure Eltern euch erzählt?» Eisiges Schweigen. Keiner der Schüler antwortete. Dann machte ich schliesslich einfach noch eine Wiederholung der vorhergegangenen Stunde, alles Faktenwissen. Als die drei Nazis wieder weg waren, stellte ich meine Schüler zur Rede: «Warum habt ihr mich denn bloss im Stich gelassen?» Da sagten sie: «Was meinen Sie wohl, Herr Laub, was der Besuch gesagt hätte, wenn der gehört hätte, was unsere Eltern uns erzählt hatten. Da hätten Sie bestimmt Ärger bekommen.» Da waren viele bewusste Arbeiter-Elternhäuser. 1934 muss das so gewesen sein⁴.

Ach ja, und bereits 1933 hatte es noch einen Vorfall gegeben: Ich hatte einen Brief an meine Eltern geschrieben, in dem ungefähr drinstand, dass diejenigen, die sich um öffentliche Angelegenheiten überhaupt nicht kümmerten, offensichtlich gut wegkämen, während die, die sich engagierten, Misstrauen ernten und behelligt würden. Und dieser Brief war geöffnet und von irgendjemand der Behörde übergeben worden. Da wurde ich am 23. Dezember 1933 zur Gestapo bestellt, in der ehemaligen Kaiser-Friedrich-Strasse. Ich grüsste freundlich mit «Guten Morgen!», worauf sie betont «Heil Hitler!» sagten, aber ich hatte nun bereits so gegrüsst. Ich durfte mich setzen, und sie lasen mir den Brief vor. «Haben Sie den Brief geschrieben?» – «Den nicht», sagte ich, «das Original ja.» Bei dem Verhör habe ich dann gespürt – man merkte so was, wenn man hellhörig war: Das war kein echter Nazi, der mich da befragte. Es gab ja bei denen zuerst auch noch die von der Polizei übernommenen. Er sagte zwar: «Den Brief hätten Sie lieber nicht schreiben sollen!» Doch da hörte ich irgendwie auch Interesse heraus. Als ich ihn zum Schluss fragte, was denn nun mit dem Brief wäre, antwortete er, ich würde Nachricht bekommen.

Da habe ich jede Nacht mit Verhaftung gerechnet. Das war zu der Zeit ja schon alles gang und gäbe. Deswegen habe ich Frau und Schwiegermutter auch vorsorglich erklärt: «Also merkt euch, was auch kommen mag, das Leben nehme ich mir nicht! Lasst euch da nichts erzählen.» Denn nicht selten hiess es in Verlautbarungen nach Verhaftungen: «Auf der Flucht erschossen», «Aus dem Fenster gestürzt», «Sich erhängt». Das war der Deckmantel, tatsächlich wurden sie ermordet.

1934 wurde ich zum ersten Mal offiziell aufgefordert, in die Partei einzutreten. Da habe ich gesagt: «Ich fühle mich nicht als Mensch 3. Klasse!» «Wie bitte?» wurde ich angefahren. – Da sagte ich dann, dass Hitler selbst gesagt hätte, dass es einen grossen Unterschied zwischen denen gäbe, die vor dem 30. Januar 1933 eingetreten seien und denen, die danach eingetreten seien. Und dass man es nur aus Überzeugung tun solle. So oder ähnlich habe ich mich auch später immer rausgeredet. Nein, ich war nie im NSLB, auch nicht in der Partei. Als mich mein Schulrat, ein ehemaliger DVP-Mann (DVP-Deutsche Volkspartei), ein fähiger Pädagoge, aber nun auch Pg geworden, schliesslich bat, doch wenigstens der NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt) beizutreten, sagte ich nur: «Herr Schulrat, muss das wirklich sein?» Er hat das akzeptiert, weil er meine pädagogische Arbeit achtete.

Ich bin später nach '45, manchmal noch, auch von Genossen, gefragt worden, wie konnste denn damals unter den Nazis Lehrer bleiben – guten Gewissens? Aber ich sehe das anders: Ich hatte doch einiges Ansehen und einige Einflussmöglichkeiten als Lehrer. Die Schüler vertrauten mir, auch einige Eltern. Hätte

ich freiwillig als Dreher in die Fabrik nach Borsigwalde zurückkehren sollen? Wem hätte ich dadurch geholfen? Es stimmt ja nicht, wenn heute gesagt wird, man konnte nichts damals machen, nur sich anpassen. Meine Devise war: Den Lehrerberuf nicht leichtfertig aufs Spiel setzen, sondern nutzen! Und dabei aus seinem Herzen keine Mördergrube machen. Klar habe ich mitunter auch gedacht: Bist du denn vielleicht verrückt? Alle anderen sind begeistert, nur du nicht.

Es wäre auch gelogen, wenn ich sagen würde, dass ich nie Angst gehabt hätte. Aber ich war es ja nicht allein. Ich hatte doch auch bald wenigstens eine kleine Gruppe, die wie ich dachte. Und da wiederum gehörte ich eher zu den Älteren. Das war auch eine Verantwortung.

Schon ab 1932 hatte ich Verbindung mit der Gruppe «Rote Kämpfer»⁵. Da war ein anderer Lehrer, Bruno Lindner⁶, der war dann aber 1933 gleich entlassen worden, also nicht mehr im Schuldienst. Ein Jahr älter als ich war der, ja, das war so etwas wie ein Vorbild für mich, weil der tat, was er sagte. Der ist dann auch später für 8 Jahre eingesperrt worden, Zuchthaus. Meine Aufgabe in dieser Widerstandsgruppe war es, Berichte und anderes zu fotokopieren auf %2-Platten, die wir dann unentwickelt über einen Genossen, der in der Expedition von AGFA sass, versandten zu anderen Genossen, die sie dann entwickelten. Es waren vor allem Berichte darüber, was die Nazis hier so anrichteten. Das machten wir in der Feuerwache Kreuzberg. Draussen hing eine Hakenkreuzfahne raus, während wir drinnen bei der Arbeit waren.

Natürlich haben wir mit keinem darüber gesprochen, und sogar zu meiner Frau habe ich gesagt: «Lotte, das sind Leute, die wollen von mir Fotoarbeiten lernen, und du weisst ja, am Tage arbeiten sie, wir können es nur abends machen.»

Zur illegalen Arbeit gehört ja eine kluge Organisation, die wir auch erst lernen mussten. Ich denke an einen unserer Freunde, der damals in Tempelhof wohnte. Als ich ihn einmal auf suchte, da standen diese Abzüge, die wir für uns selber gemacht hatten, schön geordnet in seiner Bibliothek. Da habe ich ihn angefahren: «Du bist doch wohl verrückt – wenn du das schon aufbewahren willst, tu' es in einen Zinkkasten, und versenke es in der Erde!»

Illegale Arbeit und Vorsicht sind Geschwister. Das musste er erst begreifen. In der Tat gingen er und seine Frau – wenn auch nicht wegen der Fotos, sondern aus anderem Grund – wenig später für zwei Jahre ins Zuchthaus. Und ich muss sagen, wenn es sich auch bitter anhört: wegen Unvorsichtigkeit. Es kommt nicht darauf an, ein Held zu sein, wenn man gekascht wird, sondern dass man eine erfolgreiche politische Arbeit leistet. Aber heute haben wir vielleicht gut reden. Die Erfahrungen mussten ja erst gemacht werden... Einen meiner Kollegen ha-

ben sie hochgenommen, weil er über so einen Nazi-Obergewaltigen Spottgedichte und Karikaturen gemacht hat. Das hatte sich nicht gelohnt.

Ausgerechnet während der Nazizeit habe ich übrigens angefangen, Lenin zu lesen – die Bücher hatte mir heimlich ein ehemaliger Genosse gegeben, einer aus der KPD, meine ich. Und da fiel mir manches wie Schuppen von den Augen. Dass es ja nicht der Mann Hitler war, dieses menschliche Ungeheuer, und seine Clique, die das alles bewirkten, sondern die Machtgruppen im Hintergrund, die grossen Konzerne, die Rüstungsprofite witterten, und in Hitler ihren Mann sahen. Ich habe gelernt zu fragen: Wem nutzt es?

Nun wäre noch viel zu erzählen. Wie wir zum Beispiel heimlich Flugblätter gemacht haben und versuchten, sie in die Betriebe zu bringen. Aber ich will das mal überspringen. Zurück zur Schule.

1943 wurde ich mit der Schule in den sogenannten «Warthegau» evakuiert, ins besetzte Polen also. Als Lehrer war ich ja eigentlich überall anerkannt und wurde dadurch wahrscheinlich auch von manch' einem geachtet, der ansonsten anders dachte.

Wir hatten da zum Beispiel einen an sich tüchtigen Lehrer, ein gläubiger Nazi, Mitglied der Reichsjugendführung, SA-Mann, mit dem sich in Berlin schon einiges abgespielt hatte. Nach der Mussolini-Affäre⁷ in Italien kam ich mit ihm näher ins Gespräch. Bei einer gemeinsamen Nachtwache noch in Berlin, sagte er dann auf einmal zu mir nachts um zwei Uhr: «Bruno, was du sagst, klingt alles so echt und wahr, aber an unserem Führer hast du doch wohl nichts auszusetzen?» «Alfred», sagte ich da zu ihm, «sind wir so weit miteinander gekommen, dann kommen wir auch weiter.» Und ich habe vorsichtig versucht, ihm klarzumachen, was ich von Lenin gelernt hatte. Was eigentlich dahintersteckt, und wer dahintersteckt.

Er freute sich wie ein Schneekönig, als ich nun mit meiner Klasse in seinem Lager im «Warthegau» auftauchte. Selbst da im «Warthegau», wo es von Nazis wimmelte, redeten wir ziemlich offen miteinander.

Es kam der Tag, an dem ich eine Einberufung zum Militär erhielt. Da muss ich noch mal zurückgreifen, um zu erklären, warum ich bisher noch nicht hatte Soldat werden müssen: Bei meiner ersten Musterung war ich «GV» (garnisonsverwendungsfähig in der Heimat) geschrieben worden, wegen eines Schädelbruches, den ich mir 1924 beim Aufstocken einer Fabrik in Uetersen zugezogen hatte, als mir ein Ziegelstein auf den Kopf gefallen war. Nun jedoch erhielt ich doch die Einberufung, weil sie jeden Mann brauchten. Da sehe ich noch diesen Kollegen Alfred vor mir, wie ich ihm diese Nachricht übermittelte, und er im Zimmer auf und ab ging und sagte: «Ein Mann wie du darf doch gar nicht Soldat werden; du würdest ja die Waffe gegen dich selbst richten!»

Er hat dann tatsächlich über seine Beziehungen dafür gesorgt, dass ich nicht Sol-

dat wurde. Was ich nur damit sagen wollte: Selbst die Nazis durfte man nicht alle über einen Kamm scheren. Bei manchen war eine Wandlung möglich. Ich habe auch später für ihn bei der Entnazifizierung ausgesagt. Es haben sich ja einige wirklich gewandelt, nach '45, wenn es auch daneben die Konjunkturritter gab. «Musterdemokraten» habe ich die mal genannt.

Ich glaube, dass ich damals sehr realistisch das Ende kommen sah. Wenn ich auch gedacht hatte, der Sieg der Roten Armee würde schon früher eintreten, Ende 1944, als die Sowjetarmee die deutsche Grenze überschritt. Allerdings hatte ich auch damit gerechnet, dass ich das vielleicht nicht lebend überstehe. Aber ich war mir sicher: Der Faschismus wird jetzt endgültig geschlagen.

Schliesslich begann das, was man allgemein die Flucht nennt, und so was war es ja auch. Ein Treck, in schlimmer Kälte. Irgendwie kamen wir dann in Berlin an. Ich wurde einer Schule in Borsigwalde zugeteilt und wohnte in zweiter Wohnung in Hohen Neuendorf. Als sie sich in der Schule wunderten, dass ich noch nicht beim Volkssturm war, erklärte ich ihnen, ich sei in Hohen Neuendorf beim Volkssturm. Und in Hohen Neuendorf liess ich wissen, dass der Volkssturm mich in Borsigwalde hätte. Es war zu der Zeit kaum noch kontrollierbar. Um den 20. April herum wurde ich dann aber tatsächlich noch abgeholt in meiner Wohnung zum Volkssturm.

Da verständigte ich mich mit fünf anderen, dass wir uns zu gegebener Zeit absetzten. Das gelang uns dann auch. Ein Waldrand bot die günstige Gelegenheit. Es dauerte nur noch ein paar Tage. Den Einmarsch der Roten Armee erlebte ich in Hohen Neuendorf.

Ein paar Tage später wiederum erschien ein ehemaliger Kollege bei mir und schlug vor, ein paar Leute zusammenzutrommeln und die Schule in Wittenau wieder zu öffnen. Das geschah – heute scheint es mir selber fast unglaublich – genau eine Woche nach Kriegsende: am 15. Mai 1945. Unter welchen Umständen wir damals Schule machten, darüber könnte ich jetzt lange ins Erzählen kommen. Es ist aber wohl weitgehend bekannt.

Nach den Erfahrungen mit der SPD vor 1933 bin ich nun 1945 in die KPD eingetreten, weil mir doch von Anfang an die Einheit der Arbeiterparteien vorschwebte – *die* historische Lehre aus der Zeit des Faschismus in Deutschland.

Ich war dann im westlichen Berliner Bezirk Reinickendorf an der Bildung der Lehrgewerkschaft Unterricht und Erziehung beteiligt und wurde dann später – um's nur kurz zu machen –, genau gesagt am 1. Januar 1949, Vorsitzender des Berliner Landesverbandes. Auch die Volkshochschule in Reinickendorf habe ich mit aufgebaut.

Wie es dann zur Spaltung der Gewerkschaft kam und zur Spaltung Berlins – wir haben dies ja alles sehr intensiv miterlebt –, das wäre ein Kapitel für sich. 1950 zog ich in den demokratischen Sektor Berlins nach Johannistal um, wo ich noch heute wohne. 1952 ging ich an das Institut für Lehrerbildung nach Köpenick. Ich wollte ja eigentlich Lehrer sein.

Den Vorsitz der Lehrgewerkschaft hatte ich ja nur nach einigem Sträuben übernommen, nachdem sie mich überzeugt hatten, dass ich da gebraucht würde. Ich war altersmässig ja schon in den 50ern, da habe ich noch mal einen Qualifizierungslehrgang als Lehrerbildner mitgemacht. Die Arbeit am Institut für Lehrerbildung (IfL) hat mir dann viel Freude gemacht. Ich blieb dort bis zu meinem 70. Lebensjahr, 1972, und habe dann noch ehrenamtlich weiterhin für das Institut gearbeitet. Und das mache ich bis heute in meinem Wohngebiet – in der Wohn-Parteiorganisation, im Kulturbund und wo es sich sonst anbietet.

Unbewältigte Gegenwart

«Eine unbewältigte Gegenwart ging unserer unbewältigten Vergangenheit voraus.»

Carola Stern (1982,153)

Können wir das lernen, was Ernst Bloch den «aufrechten Gang» nannte? Was sind seine Bedingungen?

Können wir heute Ermutigungen erfahren durch die aufrechten Anstrengungen jener wenigen, die dies unter den Bedingungen des NS-Staates wagten?

Warum wissen wir noch immer nur wenig darüber? Weil es nur so wenige waren, oder weil es bis heute viele gibt, die davon nichts wissen wollen?

Korrespondiert deren «Unfähigkeit zu trauern» mit unserer Unfähigkeit, von jenen wenigen zu lernen? Wie ist dieser Zustand zu überwinden?

Vier Thesen zum aufrechten Gang

1. Die Traditionen eines Bewusstseins von den Anstrengungen vorhergehender Generationen für aufrechten Gang sind in unserem Land weitgehend verschüttet.

Dies beruht zum einen auf bewusster Ignoranz derjenigen, die als herrschende Strömungen die Änderungen der formalen Strukturen der politischen Systeme relativ unbeschadet, zum Teil auch gestärkt, überdauert haben und den Vergleich zu den selbst abgegebenen Distanzierungen oder gar Schilderungen eigener «Widerstandsakte» scheuen, weil er zu ihren Ungunsten ausfallen würde. Diese Tradition wird von einem nicht unwesentlichen Teil der nachfolgenden Generation mit neuer, scheinbar unbelasteter Energie fortgesetzt.

Dass Erfahrungen aufrechten Denkens und Handelns «versinken», hängt zusätzlich mit Modernisierungsschüben innerhalb unserer Gesellschaft zusammen, deren Herrschaftsstruktur sich, statt wie früher autoritär-hierarchisch, nun zunehmend diffus-undurchschaubar auf die Mehrheit ihrer Mitglieder auswirkt. Dabei ist die wachsende Geschichtslosigkeit nur eine Kategorie innerhalb des gesellschaftlichen Prozesses einer Isolation des Einzelnen.

2. Unter einem Lernen von aufrechtem Gang könnte die Bindung der Anstrengungen gesellschaftlicher Qualifikationen wie «Einfühlung» und «Verantwortungsübernahme» an die sinnliche Erkenntnis des Einzelnen verstanden werden: Er darf von anderen nicht mehr erwarten, als er selbst einzubringen in der Lage ist, und er muss Geduld und Sensibilität für das Prozesshafte jeder Bemühung um aufrechten Gang bei sich und anderen aufbringen.

Eine nüchterne Analyse der eigenen Möglichkeiten erleichtert eine ebenso nüchterne Auseinandersetzung mit den politischen Strukturen, die dies bislang erschweren oder verhindern und schafft Raum für Entwürfe von Bedingungen, die dies erleichtern und stärken können.

Die Erfahrung des aufrechten Gangs ist nicht ohne die Bereitschaft zu psychischer Mehrarbeit, zum Teil zum Ertragen grosser psychischer Spannungszustände zu erhalten – die Glückserfahrung einer gestärkten Identität allerdings auch nicht.

3. Orientierende Merkmale während des Prozesses einer Stärkung von Fähigkeiten zum aufrechten Gang sind:

- Empathie: die Fähigkeit zum Einfühlen in andere; das Aushalten auch von verunsichernden Erfahrungen des «Andersseins» anderer Menschen, ohne auf eine wie auch immer geartete eigene Höherwertigkeit setzen zu müssen; das Zulassen von Erfahrungen kultureller Vielfalt als tatsächlichem menschlichen Reichtum;
- Identität: die Fähigkeit zur Verantwortungsübernahme für eigenes Denken und Handeln; das rationale Erkennen unterschiedlicher persönlicher und gesellschaftlicher Interessen und die bewusste Entscheidung für ein parteiliches Engagement gegen Unterdrückung, Isolation und Ungerechtigkeiten.

Jedes Bewusstsein für aufrechten Gang geht von dem Menschen als einem zerbrechlichen, irrenden und für Versuchungen anfälligen Wesen aus. Es vermeidet jede Illusion der Schaffung eines «ganz neuen Menschen», so wie es andererseits zum Ausmessen seiner faktischen Möglichkeiten im Rahmen des individuell Vorstellbaren herausfordert.

4. Stärkende Erfahrungen auf dem Weg zum aufrechten Gang sind weniger durch Belehrungen zu erlangen als durch Selbstbildungsprozesse des Einzelnen und seine dadurch gestärkten Möglichkeiten zur Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit. Die Erfahrung (vor-)gelebten aufrechten Gangs anderer in realen Konflikten ist eine ungleich grössere Ermutigung und Anregung für noch Unsichere als ein Appell dazu, der sich stets fragen lassen muss, ob in der zuerst moralisch begründeten Aufforderung nicht der Ersatz für die eigene Unterlassung verborgen ist.

Anhang

Versunkene Erfahrungen

¹ Auch wenn an dieser Stelle noch keine angemessen fundierte Auseinandersetzung erfolgen kann, scheint es doch unumgänglich, bereits hier auf diese ausdrückliche Unterscheidung hinzuweisen. Denn Bemühungen innerhalb der etablierten Erziehungswissenschaft, einer «positiven Differenzierung» des Nationalsozialismus das Wort zu reden, sind in jüngster Zeit unübersehbar geworden.

Als Beispiel mag hier der umfassende Band «Pädagogik und Nationalsozialismus» (1989) gelten, dessen Beiträge mit Mitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert und im Rahmen der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft diskutiert wurden. Im Vorwort benennen die Herausgeber eine ihrer zentralen Fragestellungen:

«Offenbar wirkte der Nationalsozialismus keineswegs nur destruktiv und ist in dieser seiner Wirksamkeit nicht mit Dämonisierungen zu erfassen. Andere Wissenschaften haben längst die Frage gestellt, was der Nationalsozialismus *positiv* zur Konstituierung oder gesellschaftlichen Etablierung ihres Faches beigetragen hat, ohne dass damit in jedem Falle eine nationalsozialistische Gesinnung verbunden gewesen sein musste.» (Herrmann/Oelkers 1989,10).

Welche Konsequenzen ein solches Verständnis für die pädagogische Geschichtsschreibung über die NS-Zeit im Detail haben kann, soll in den Ausführungen über den aktuellen Forschungsstand zumindest benannt werden.

² In der wissenschaftlichen Gesamtausgabe «Oppositionelles Lehrerverhalten 1933-45» (Weinheim/München 1988) ist eine umfangliche Auswahl derartiger «Mosaiksteine» im Rahmen eines historischen wie psychologischen Rasters präsentiert (S. 422-522).

³ Wenngleich nicht systematische Methoden der pädagogischen Biographieforschung angewandt wurden, sollen hier keinesfalls zwei Sammelbände zur «Schule unterm Hakenkreuz» unerwähnt bleiben, die für den Hamburger Raum zahlreiche, besonders auch oppositionelle Lehrerinnen und Lehrer in kurzen Aufsätzen vorstellen (Hochmuth/de Lorent 1985; Lehberger/de Lorent 1986). Weitere regionalgeschichtliche Untersuchungen, die auch oppositionelles Lehrerverhalten berücksichtigen, werden in der wissenschaftlichen Gesamtausgabe dieser Studie genannt.

⁴ Diese einschränkende Definition hat zur Folge, dass oppositionelle Pädagogen, die bereits Anfang 1933 entlassen worden waren, in dieser Studie nur ungenügend berücksichtigt werden.

Der Teil von ihnen, der emigrieren konnte, ist durch die pädagogische Exilforschung

vor dem Vergessen bewahrt worden (vor allem Feidel-Mertz 1983). Zu ihnen zählen u.a. Siegfried Bernfeld, Curt Bondy, Gustav Heckmann, Edwin Hoernle, Fritz Karsen, Kurt Löwenstein, Otte Rühle, Anna Siemsen und Minna Specht.

Weitgehend unbekannt sind Lebensbedingungen entlassener Lehrerinnen und Lehrer, die nicht hatten fliehen können oder wollen. Zu den wenigen bekannteren Namen gehören Pädagogen aus dem Umfeld des nach 1933 aufgelösten «Bundes Entschiedener Schulreformer» wie Paul Oestreich (Keim 1987) oder Fritz Helling (Eierdanz/Heinemann 1988).

Schliesslich wäre zu untersuchen, welches Schicksal entlassene Pädagogen erlitten, die darüber hinaus in Zuchthäusern oder KZ's inhaftiert waren. Wenigstens genannt sei der Dorfschullehrer Wilhelm Hamann, der im KZ Buchenwald für Kinder Unterricht organisierte und nachweislich über 150 von ihnen das Leben rettete (Krupp/Lindner 1985).

⁵ Ausser den in dieser Studie ausführlich berichtenden Lehrern Dietrich Rothenberg und Bruno Laub sind hierzu u.a. auch zu zählen: Franz Becker, Karl Otto Bühner, Bruno Lindner, Adolf Reichwein, Kurt Steffelbauer.

⁶ Zu diesen hier nicht näher ausgeführten methodischen Fragen zählt auch das Problem des späten Erhebungszeitraums dieser Studie. Obwohl in Frage kommende Archivbestände systematisch nach entsprechenden Hinweisen auf oppositionelle Lehrerinnen und Lehrer, die noch am Leben sein könnten, durchgesehen worden waren und darüber hinaus Suchanzeigen in Fachzeitschriften sowohl in der Bundesrepublik als auch in Israel, England und den USA erschienen, war es eine Zeitlang offen, ob sich 40 Jahre nach dem Ende der NS-Diktatur noch genügend betroffene Zeitzeugen finden lassen würden.

Um ein Minimum an Vergleichbarkeit zu gewährleisten, sollte sichergestellt werden, dass zumindest Vertreter aus folgenden vier Gruppen aufgespürt würden:

1. Der Gruppe der jüdischen Lehrerinnen und Lehrer, auch derer, die durch NS-Rassengesetze erst dazu «gemacht» worden waren.

2. Die Gruppe der christlichen Lehrerinnen und Lehrer, unabhängig davon, ob sie sich einer der beiden grossen Kirchen zugehörig fühlten oder individuell in ihrer Art des Glaubens Orientierung fanden.

3. Die Gruppe der eher aus persönlicher oder pädagogischer Verantwortung motivierten Lehrerinnen und Lehrer, die sonst – zumindest bewusst – keine politische, weltanschauliche oder religiöse Orientierung angeben konnten.

4. Die Gruppe der sich politisch verstehenden Lehrerinnen und Lehrer, unabhängig davon, ob sie selbst vor 1933 in Parteien oder Gewerkschaften organisiert waren oder nur aus der Ferne mit ihnen sympathisiert hatten.

⁷ Der Erhebungszeitraum für alle Texte erstreckte sich von März 1985 bis März 1987. Damit ist lediglich der Zeitraum von der ersten Kontaktaufnahme bis zum Abschluss der gemeinsamen Textarbeit gemeint.

Lebensgeschichten oppositioneller Lehrerinnen und Lehrer 1933-1945

Helene Hedde (Seite 41 bis 49):

- ¹ DVP (Deutsche Volkspartei), gegründet 1918 von Gustav Stresemann (1878-1929), Zusammensetzung: besitzendes, national gesonnenes Bürgertum (vor 1918 Nationalliberale Partei), unter Stresemann als Parteivorsitzendem (von 1923-1929 Aussenminister) positive Einstellung zum Staat, nach seinem Tode deutliche antidemokratische Tendenzen, bald darauf Zerfall und Übergang der Mehrheit der Mitglieder zu den Rechtsparteien DNVP und NSDAP (nach Göbel 1984,31-32).
- ² Flüge, Elisabeth (1895-1983), vgl. S. 84.
- ³ Mühe, Theodor (1875-1962), Prof. Dr., ab 1904 Studienrat in Hamburg, ab 1919 Schulleiter, 1932 Verleihung der Amtsbezeichnung «Professor», ab 13.3.1933 Ernennung zum Oberschulrat, am 1.5.1937 Eintritt in die NSDAP, am 25.6.1945 Entlassung auf Anordnung der Militärregierung, am 27.9.1945 Versetzung in den Ruhestand mit geordnetem Pensionsanspruch (nach schriftl. Auskunft des Staatsarchivs Hamburg vom 10.2.1986).
- ⁴ Fisher, Inge (Jg. 1922), Schülerin von Helene Hedde an der Helene-Lange-Oberrealschule, die sie von 1932-1936 besuchte. Mit 17 Jahren, im August 1939, konnte sie Hamburg mit einem Schiff nach England verlassen. An diesem Tag sah sie auch ihre beiden Eltern zum letzten Mal, die 1942 nach Theresienstadt deportiert wurden, wo sich ihre Spur verlor. Inge Fisher lebt heute mit ihrer Familie in Glasgow/Schottland (nach mündlicher Auskunft von Inge Fisher vom 3.11.1985).
- ⁵ Vermutlich ist damit der Erlass Nr. 378 «Auswirkungen des Reichsbürgergesetzes auf das Schulwesen» vom 2.7.1937 gemeint, in dem es u.a. heisst: «Auch jüdische Mischlinge sind künftig für den Beruf eines deutschen Jugenderziehers ungeeignet.» (Amtsblatt 1937, 346). Es ist vorstellbar, dass einzelne «Auswirkungen» des Gesetzes bereits vor dem Juli 1937 zur Anwendung kamen. Vermutlich irrt sich Helene Hedde in der Monatsangabe September des Jahres 1937, denn auch die Benachrichtigung über die bevorstehende Entlassung erhielt sie bereits Anfang Juni 1937, S. 47. Es ist allerdings korrekt, dass der Entlassungstermin erst zum 31.12.1937 verfügt wurde.
- ⁶ Bäumer, Gertrud (1873-1954), Frauenrechtlerin und Schriftstellerin, begründete 1916 in Hamburg das Sozialpädagogische Institut mit (vgl. Siegel 1981, 23-33); 1919-1933 als DDP-Mitglied Reichstagsabgeordnete, 1920-1933 Ministerialrätin im Innenministerium, 1933 aller Ämter enthoben.
- ⁷ Bodelschwingh, Friedrich von (1877-1946), jüngster Sohn des Gründers der Bethel-Anstalten für Behinderte bei Bielefeld und später selbst deren Leiter; 1933 von den Vertretern der evangelischen Landeskirchen zum Reichsbischof designiert, konnte das Amt jedoch nicht ausüben, da das NS-Regime Ludwig Müller zum Reichsbischof durchsetzte; gemeinsam mit dem katholischen Bischof von Münster C. A. von Galen engagierte er sich gegen die Tötung des «lebensunwerten Lebens» (Euthanasie).
- ⁸ Rothe, Rudolf (1879-1951), 1905-1912 evangelischer Pastor in Anscharhöhe/Ham-

burg, 1919-1941 dessen Leiter, auch im Ruhestand noch weiter seelsorgerisch tätig (nach mündlicher Auskunft des Historikers Harald Jenner/Hamburg vom 4.12.1985, der z. Zt. eine Dokumentation über die Ansharhöhe erstellt).

Jizchak Schwarsenz (Seite 50 bis 63):

- ¹ DDP (Deutsche Demokratische Partei), gegründet von liberalem Bürgertum und anderen staatsbejahenden, demokratischen Gruppen, jedoch im Wesentlichen eine Honoratiorenpartei; ihre Ziele waren Schutz und Durchführung der Verfassung und Erziehung des Volkes zu staatsbürgerlicher Gesinnung; 1919 ist sie die drittgrößte Fraktion, verliert jedoch ihr Wählerpotential durch die Verarmung des Mittelstandes vor allem in den Jahren 1923 und 1929-1933; gegen Ende der Weimarer Republik ist sie nur noch eine bedeutungslose Splitterpartei.
- ² Meinshausen, Johannes (1889-1948), Dr., ab 1914 Studienreferendar, Kriegsfreiwilliger, 1926-1930 Studienrat für Geschichte, Deutsch und Religion am Schiller-Gymnasium in Berlin, ab 1929 NSDAP-Mitglied, 1930 bis Herbst 1932 wegen NS-Propaganda aus dem Schuldienst entlassen. Mitbegründer des NSLB in Berlin, NSDAP-Reichstagsabgeordneter, ab 1933 zunächst kommissarisch und ab 1934 ernannt zum Stadtschulrat von Berlin, gleichzeitig NSLB-Gauamtsleiter von Berlin, Sommer 1944 Ernennung zum Oberbürgermeister von Görlitz (Niederschlesien), im Februar 1945 ordnet er die Zwangsevakuiierung von 42'000 Frauen und Kindern an, von denen viele in der Kälte erfrieren, «nicht evakuierungsfähige» Häftlinge des nahen KZ's «Biesnitzer Grund» lässt er erschießen (173 Ermordungen werden im späteren Prozess nachgewiesen). Bei dem Versuch sich abzusetzen, wird er von der Görlitzer Bevölkerung festgehalten und der Roten Armee übergeben, wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit wird er im April 1948 vom Landgericht Bautzen zum Tode verurteilt und am 19.10.1948 hingerichtet (nach schriftl. Auskunft des Pädagogischen Zentrums Berlin vom 24.2.1986; vgl. auch Arbeitsgruppe Pädagogisches Museum 1982, 47)-
- ³ Über die besonderen Schwierigkeiten, den Protest jüdischer Jugendlicher, die zionistisch orientiert waren, in politisch bedachte Formen, auch in Beziehung zum deutschen Widerstand zu lenken, schreibt der israelische Historiker Shaul Esh: «Die zionistische Jugend, die fast ausnahmslos das Nazi-Regime, auch abgesehen vom Antisemitismus, verabscheute, wurde gegenüber dem, was sich in Deutschland und dem deutschen Volk abspielte, gleichgültig. Ihr ganzes Interesse konzentrierte sich auf Erez Israel. Widerstand gegen die Nazis betrachtete sie als rein deutsche Angelegenheit. Wer sich demnach als Jude im Untergrund ausserhalb des spezifisch jüdischen Bereichs betätigte, identifizierte sich in ihren Augen durch seine Haltung mit dem deutschen Volk.» (ESH 1969,19).
- ⁴ «Polizeiverordnung über die Kennzeichnung der Juden», die das Tragen des gelben Sterns zur Pflicht machte (vom 1.9.1941).
- ⁵ Cohn, Benno (1894-1975), Dr., einer der führenden deutschen Zionisten, seit 1933 Mitglied der Geschäftsführung der Zionistischen Vereinigung für Deutschland (ZVfD)

und deren letzter Vorsitzender (1937-1939), konnte noch nach Palästina emigrieren (nach Lowenthal 1981,43).

- ⁶ Die «Schulungslager» waren gleichbedeutend mit Konzentrationslagern. Mit dem neuen «Gesetz» ist lediglich eine Anweisung des Berliner Polizeipräsidenten vom 16.4.1935 (Akt. Z.H. 40/35 Stapo u. Emigr.) gemeint, nach der ab Frühjahr 1935 diejenigen Juden in Haft verbracht werden konnten, die sich nach ihrer Auswanderung besuchsweise in Deutschland aufhielten. Über die Flut diskriminierender Massnahmen gegen Juden vgl. besonders Walk 1981.
- ^{6a} Über das jüdische Landschulheim Herrlingen ist eine ausführliche Darstellung von Lucie Schachne erschienen (Schachne 1986). Darin auch eine kurze Erinnerung von Jizchak Schwersenz (S. 119/120).
- ⁷ Fürst, Paula (1896-1942), zunächst Lehrerin in Berlin, die sich nach Kursen in Rom besonders einer Pädagogik im Sinne Maria Montessoris (1870-1952) widmete; 1933-1939 war sie Schulleiterin der bekannten Theodor-Herzl-Schule in Berlin bis zu deren Schliessung am 31.5.1939. Im August 1939 begleitete sie einen Kindertransport nach England, wo Freunde sie beschworen, nicht mehr nach Deutschland zurückzukehren. Sie entschloss sich jedoch zurückzufahren, um in dem ihr inzwischen übertragenen Erziehungsdezernat der «Reichsvereinigung der Juden in Deutschland» weiterzuarbeiten. Im Juni 1942 wurde sie aus Berlin deportiert, über ihr weiteres Schicksal ist nichts bekannt (nach Lowenthal 1966,57-58).
- ⁸ Der Erlass 558 des Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Bildung vom 15.11.1938 (Amtsblatt 1938, S. 520) lautet:
«Nach der ruchlosen Mordtat von Paris kann es keinem deutschen Lehrer und keiner deutschen Lehrerin mehr zugemutet werden, an jüdische Schulkinder Unterricht zu erteilen. Auch versteht es sich von selbst, dass es für deutsche Schüler und Schülerinnen unerträglich ist, mit Juden in einerträglich ist, mit Juden in einem Raum zu sitzen...»
Mit der Mordtat war das Attentat des 17jährigen Herschel Grynszpan auf den Legationsrat und SA-Mann Ernst vom Rath in der deutschen Botschaft von Paris am 7.11.1938 gemeint, das die Nazis zum Anlass für die Reichspogromnacht («Kristallnacht») am 9.11.1938 nahmen (vgl. auch Anm. 13 bei Walther Uhle).
- ⁹ Vgl. Gärtner, Hans: Probleme jüdischer Schulen in Deutschland während des Hitler-Regimes, in: Schnorbach 1983,147-156; Gaertner 1956,123-141; Schiratzki 1960,299-307.
- ¹⁰ Die Arbeit des jüdischen Auswandererlehrgutes Gross-Breesen/Schlesien wird ausführlich dargestellt in: Angress 1985.
- ¹¹ Baeck, Leo (1873-1956), Religionsphilosoph und liberaler Rabbiner, 1933-1943 Präsident der «Reichsvertretung der deutschen Juden» (1939 in «Reichsvereinigung der Juden in Deutschland» umbenannt), 1943-1945 im KZ Theresienstadt, wanderte nach 1945 nach London aus, dort Mitbegründer des «Council of Jews from Germany» (durch den später das Leo-Baek-Institut gegründet wurde), zeitweise auch Gastprofessor in USA (nach Lowenthal 1981, 22-23).
- ¹² Arendt, Hannah (1906-1975), Prof. Dr., emigrierte 1933 nach Paris und 1940 in die USA, wo sie als Schriftstellerin und Professorin bekannt wurde. Ihr Buch «Eichmann in Jerusalem», das die Prozessberichte enthält, die sie für eine amerikanische Zeitung

verfasst hatte, löste leidenschaftliche Diskussionen – nicht nur in Israel – aus (Arendt dt. 1964; in dieser Arbeit zitiert nach der Ausgabe von 1978).

- ¹³ Am 30.6.1942 wurden die jüdischen Schulen Deutschlands und Österreichs nach einer Anordnung des «Büros Eichmann» vom 20.6.1942 geschlossen (vgl. Schwersenz/Wolff 1981,20).
- ¹⁴ Die erste Deportation erfolgte in Berlin am 10.10.1941 in das Ghetto Lodz (Litzmannstadt) und umfasste 1013 Menschen (vgl. Schwersenz/Wolff 1981, 20).
- ¹⁵ Wolff, Edith (Jg. 1904), Schulbesuch und Studium in Berlin, obwohl christlich getauft, hat sie seit ihrer Jugend jüdische Freunde und arbeitet auch in jüdischen Jugendorganisationen mit, wegen ihres jüdischen Vaters gilt sie nach der «Machtergreifung» als «halbjüdisch»; noch im selben Jahr 1933 konvertiert sie zum jüdischen Glauben; in den folgenden Jahren hilft sie als «privilegierte Halbjüdin» vielen jüdischen Freunden, später organisiert sie auch Papiere, Lebensmittel und Unterkünfte für im Untergrund lebende Juden; 1943 Verhaftung und bis zur Befreiung im Zuchthaus in Lippstadt; sie lebt seit 1954 in Haifa/Israel.
- ¹⁶ «Hallermann»: Das war der Name, den Jizchak Schwersenz aufgrund gefälschter Papiere während der Illegalität führte. Der 15jährige Poldi (Leopold Chones) wollte damit sagen, dass einige der gemeinsamen Treffpunkte mit dem Lehrer aus ihm «gepresst» worden waren, die nun der Gestapo bekannt waren, und deshalb nicht mehr benutzt werden konnten.
- ¹⁷ Abegg, Elisabeth (1882-1974), Dr., Studienrätin an der Luisenschule in Berlin, wegen «antinationalsozialistischer Äusserungen» in ihrem Geschichtsunterricht zunächst (1935?) strafversetzt, 1940 aus dem Schuldienst entlassen; danach widmete sie sich der Hilfe für verfolgte jüdische Menschen; darunter auch ehemalige Schülerinnen; Jizchak Schwersenz verhalf sie durch den Verkauf ihres Schmucks zu nötigen Geldmitteln für die Flucht in die Schweiz. Sie wurde in Yad Vashem/Jerusalem als «Gerechte unter den Völkern» sowie in der Bundesrepublik mit dem Bundesverdienstkreuz geehrt (vgl. auch Grossmann 1961²,85-93; Schwersenz/Wolff 1969,79-80; Keim 1983,15 sowie den Bericht von Katharina Provinzki).
- ¹⁸ Gerhardt, Berta (1879-19?) Studienrätin für Griechisch, Religion, Französisch, seit 1921 Studiendirektorin in der Aufbauschule Frankfurter Allee in Berlin; 1933 Rückstufung als Studienrätin und Strafversetzung am 1.10.1933 an die Dorotheenschule in Berlin-Köpenick; ab 1938 erneute Versetzung an die Oberschule für Mädchen in Berlin-Pankow; vermutlich nach 1940 Versetzung in den Ruhestand. Anlässe bzw. Ursachen für die Rückstufung bzw. die Versetzungen sind aus ihrer Personalakte nicht ersichtlich (nach schriftl. Auskunft des Archivs des Pädagogischen Zentrums in Berlin vom 7.4.1986).

Fritz Hirsch (Seite 64 bis 83):

- ¹ Alle Angaben von Charlotte Hirsch, der in Melbourne lebenden Witwe von Fritz Hirsch, sind eine Zusammenstellung schriftlicher Aussagen in Briefen an den Herausgeber im Zeitraum von Oktober 1985 bis März 1986, ergänzt durch mehrere telefonische Nachfragen.

- ² Lampel, Martin (1894-1965), Schriftsteller, Maler, Jugendleiter, 1914-1918 Kriegsteilnehmer, danach aktiv in der Jugendbewegung und ausserschulischen Reformpädagogik, 1929 grosser Erfolg mit dem Theaterstück «Revolte im Erziehungshaus», 1930-31 aktiv im freiwilligen Arbeitsdienst und dadurch auch vorübergehend Nähe zu nationalsozialistischem Gedankengut, wegen kritischer Äusserungen 1936 Verhaftung und nach Freilassung im selben Jahr Emigration über die Schweiz, dann über Indonesien und Australien in die USA, 1949 Rückkehr in die Bundesrepublik und dort bis zu seinem Tode als Schriftsteller tätig (nach: Strauss/Röder 1983II, 685; vgl. auch Italiaander 1964).
- ³ Das «Jüdische Jugendwohnheim Wolzig» wurde am 29.11.1929 mit 33 Jugendlichen im Alter von 14-21 Jahren (Durchschnittsalter: 18 Jahre) eröffnet. Anfang 1933 zählte das «zur Aufnahme erziehungsschwieriger schulentlassener männlicher Jugendlicher zum Zwecke der Ausbildung und Anlernung für einen Beruf» bestimmte Heim 68 Zöglinge, 11 Erzieher, 5 Hauswirtschafts- und Pflegepersonalmitarbeiter und 1 Praktikanten (nach Walk 1983,4).
- ⁴ Alle Angaben von Fritz Hirsch sind einem vollständig bislang unveröffentlichten Manuskript (29 Seiten) entnommen, das er am 8.11.1978 auf Bitte des damaligen Direktors des Jerusalemer Leo-Bäck-Institutes, Prof. Dr. Joseph Walk, anfertigte.
- ⁵ Lubinski, Georg (1902-1974), Dr., Mitbegründer des «Reichsausschusses der jüdischen Jugendverbände», Leiter der Abteilung für Berufsausbildung in der Reichsvertretung, konnte 1938 nach Palästina emigrieren; im späteren Israel wurde er unter dem Namen Giora Lotan Generaldirektor des Wohlfahrts- und Arbeitsministeriums.
- ⁶ In seinem Aufsatz über «Das Ende des jüdischen Jugend- und Lehrheims Wolzig (1933)» weist Joseph Walk auf einen bedeutsamen Widerspruch hin: «Für die Geschichte des Reichstagsbrandes sind, über das persönliche Schicksal von Fritz Hirsch hinaus, folgende Tatsachen von Bedeutung. Die SA- und SS-Gruppen erschienen in Wolzig zwischen 22.00 und 22.30, wie von mehreren Augenzeugen bestätigt wird. Der Brand des Reichstagsgebäudes wurde etwa 10 Minuten nach 21.00 Uhr entdeckt. Die Entfernung vom Alexanderplatz nach Wolzig beträgt ungefähr 70 km. Demnach begann die Razzia nach Verdächtigen – in Berlin und anderwärts – sofort nach der ‚Entdeckung‘ des Brandes. Es steht also ausser Zweifel, dass die Liste der zu Verhaftenden von langer Hand vorbereitet war, ein weiterer Beweis für die heute allgemein als glaubwürdig angenommene These, dass die Nazis den Reichstag selbst angezündet haben, um einen Vorwand für die Verhaftung von wirklichen oder angeblichen Gegnern des neuen Regimes zu haben.» (Walk 1983,8-9).
- ⁷ Fritz Hirsch, der die Ankunft der SA nicht selbst miterlebte, zitiert in seinem Manuskript (S. 6) den jüdischen Gärtner Richard Goldschmidt, der nach seiner Freilassung aus der Haft nach Südamerika emigrieren konnte, als Augenzeugen: «Um 4 Uhr früh erschien ein Lastwagen mit SA. Die Männer waren bewaffnet, eine Gruppe umstellte das Heim, andere verschafften sich gewaltsam Zutritt und mit Gebrüll jagte man die Erschrockenen mit Hilfe des Gewehrkolbens aus den Betten zum Hof. Es gab Fusstritte, und Gummiknüppel traten in Aktion, bis die Aufstellung in Marschordnung vollzogen war. Zur gleichen Zeit ging eine andere Gruppe ins Heim und versteckte unter Matratzen, Schränken und Schreibtischen Revolver, Seitengewehre, Totschläger,

kommunistische Flugblätter, Broschüren und Bildmaterial gegen das Dritte Reich. Gegen 5 Uhr kamen in Privatwagen der Standartenführer Süss mit dem Oberlandjägermeister Müller sowie 2 Mann von der Gestapo. Eine gründliche Haussuchung brachte das Gewünschte an das Tageslicht.»

Zum Datum des SA-Überfalls selbst gibt es unterschiedliche Angaben: Während der SA-Bericht den 7.6.1933 angibt, sprechen Fritz Hirsch und ein weiterer Zeuge Max Cohn (s. Walk 1983,21, Anm. 35) vom 6.6.1933.

- ⁸ Die Wolziger Jugendlichen wurden ohne Gerichtsbeschluss zur «Schutzhaft» in das KZ Oranienburg überführt, wo sie bis zum Oktober 1933 verbleiben mussten. Danach wurden sie nach Berlin in die Obhut der jüdischen Gemeinde entlassen.
- ⁹ Vgl. auch den offiziellen Bericht des SA-Sturmabführers über die «Durchsuchung des jüdischen Erziehungsheims Wolzig» am 7.6.1933.
- ¹⁰ Bund der entschiedenen Schulreformer (1919-1933), Vereinigung republikanisch gesonnener Pädagogen, die aus einer Reformgruppe des Berliner Philologenvereins entstanden war und mit den Arbeiterparteien sympathisierte.
- ¹¹ Oestreich, Paul (1878-1955), Prof. Dr., Mitbegründer des Bundes entschiedener Schulreformer und einer ihrer aktivsten Vertreter.
- ¹² Trotz gründlicher Recherchen konnte der Name des ermordeten Lehrers bis heute nicht ermittelt werden.
- ¹³ Hodann, Max Julius (1894-1946), Dr. med., bis 1933 Stadtarzt in Berlin als Leiter des Gesundheitsamtes Reinickendorf, Mitarbeiter am Institut für Sexualwissenschaft von Magnus Hirschfeld sowie sexualwissenschaftliche Aufklärungsarbeit in Gewerkschaft und Arbeiterjugend, nach «Machtergreifung» Hitlers in Berlin in «Schutzhaft», im Sommer 1933 Flucht über Schweiz und Frankreich nach Norwegen, 1937-1938 als Arzt Teilnahme am spanischen Bürgerkrieg gegen die Faschisten, 1939-1940 in Norwegen, 1940-1946 Arzt in Schweden; er stirbt am 17.12.1946 in Stockholm/Schweden (vgl. auch Herzer 1985, 5-15; sowie die literarische Schilderung des bereits todkranken Hodann im Stockholmer Exil in Peter Weiss' «Ästhetik des Widerstands», Frankfurt/M. 1975-81).
- ¹⁴ Mühsam, Erich (1878-1934), Lyriker und Dramatiker, Anarchist, Mitglied der Bayerischen Räterepublik, nach dem Reichstagsbrand im Februar 1933 verhaftet und am 10.7.1934 unter widersprüchlichen Umständen im KZ Oranienburg erhängt aufgefunden.
- ¹⁵ Mennicke, August Carl (1887-1959), Prof. Dr., Dozent für Soziologie an der Hochschule für Politik und Leiter des Sozialpolitischen Seminars in Berlin 1920-1930; Professor am Pädagogischen Institut in Frankfurt; gehörte zum Kreis führender Intellektueller um den religiösen Sozialisten Paul Tillich; 1934 Emigration nach Holland; 1941-1943 im KZ interniert; ab 1952 erneut Professor in Frankfurt/M. (nach Strauss/Röder 1983; sowie einem freundlichen Hinweis von Herrn Reinhard Tgahrt, Deutsches Literaturarchiv Marbach vom 9.2.1987).
- ¹⁶ Über die Arbeit von Fritz Hirsch im Werkdorf gibt es einen beglaubigten Bericht des ehemaligen Leiters Dr. Abel Herzberg vom 11.4.1946.
- ¹⁷ Vgl. den ausführlichen Bericht über das Werkdorf von Gertrude van Tijn (1969), in dem auch Fritz Hirsch (S. 183, Anm. 4) lobend erwähnt ist.

Elisabeth Flügge (Seite 84 bis 94):

- ¹ Nationalliberale Partei, gegründet 1866, ging 1918 weitgehend in der Deutschen Volkspartei (DVP) auf; zur DVP vgl. Anm. 1 bei Helene Hedde.
- ² Der Alltag in der Privatschule Ria Wirth wird anschaulich beschrieben von Ingeborg Hecht (Jg. 1921), die als «halbjüdische» Schülerin von 1927-1937 bis zum Realschulabschluss diese Schule besuchte. Darin findet auch Elisabeth Flügge ausführlich lobende Erwähnung (vgl. Hecht 1984,53-62 sowie im Vorwort von Ralph Giordano, 12; Keim 1983,49).
- ³ Auch in den folgenden Jahren musste Elisabeth Flügge sich immer wieder rechtfertigen, warum sie nicht Mitglied der NSDAP geworden sei (vgl. Abb. S. 89/ 90). Schliesslich musste sie gegenüber der Personalabteilung der Schulverwaltung auch Erklärungen in Bezug auf den «mangelnden nationalen Einsatz» ihrer Tochter Maria abgeben (vgl. Abb. S. 91). Die in der Personalakte von Elisabeth Flügge dokumentierten Antwortschreiben können auch darüber Auskunft geben, zu welchen Formen der «Erklärung» sie sich genötigt sah.
- ⁴ Der Hitler-Stalin-Pakt wurde am 23.8.1939 in Moskau unterzeichnet. Vier Wochen nach Kriegsbeginn reiste der deutsche Aussenminister von Ribbentrop erneut nach Moskau und erklärte bei seiner Abreise am 29.9.1939:
«Folgende Punkte wurden geklärt:
 - 1. Die deutsch-sowjetische Freundschaft ist nunmehr etabliert.
 - 2. In die osteuropäischen Fragen werden sich die beiden Nationen niemals mehr dreinreden lassen.
 - 3. Beide Partner wünschen, dass der Frieden wiederhergestellt wird und dass England und Frankreich den völlig sinnlosen und aussichtslosen Kampf gegen Deutschland einstellen.
 - 4. Sollten die Kriegshetzer in diesen Ländern aber die Oberhand behalten, so werden Deutschland und Sowjetrussland dem zu begegnen wissen.»Zwei Jahre später, am 22.6.1941, auf den Tag genau 129 Jahre nach dem Einfall Napoleons in Russland und ein Jahr nach der Kapitulation Frankreichs, überfällt Hitlers Wehrmacht die Sowjetunion (nach Matt 1980,77-78).
- ⁵ Probst, Christoph (1919-1943), Medizinstudent in München, Mitglied der Widerstandsgruppe «Weisse Rose», am 18.2.1943 verhaftet und am 22.2.1943 hingerichtet.
- ⁶ Scholl, Hans (1918-1943) und Sophie (1921-1943): Hans war Medizinstudent in München, seine Schwester Sophie absolvierte zunächst eine Ausbildung zur Kindergärtnerin und studierte ab 1942 Biologie und Philosophie. Als Mitglieder der Widerstandsgruppe «Weisse Rose» wurden beide bei einer Flugblatt-Aktion in der Universität München am 18.2.1943 verhaftet und am 22.2.1943 hingerichtet.
Einziger Hochschullehrer in der Widerstandsgruppe «Weisse Rose» war der Professor für Psychologie, Dr. Kurt Huber (1893-1943), der ab 1938 an der Münchner Universität lehrte und in den ersten Kriegsjahren Kontakt zu Mitgliedern der Widerstandsgruppe fand. Er wurde am 13.7.1943 hingerichtet.

- ¹ Verein für das Deutschtum im Ausland (VDA); gegründet 1881 als Deutscher Schulverein zur Pflege des kulturellen Lebens der Auslands- und ‚Volksdeutschen‘; 1933 unterhielt der VDA u.a. bereits 9‘200 deutsche Schulen im Ausland, förderte «volksdeutsche» Literatur und richtete Büchereien ein; nach 1933 (umbenannt in: «Volksbund für das...») spielte er in der NS-Propaganda an Schulen (mit Veranstaltungen, Geldsammlungen, Briefpartnerschaften u.a.) eine erhebliche Rolle (nach Zentner/Bedürftig 1985,610).
- ² Theodor Lessing wurde am 30.8.1933 in seinem tschechoslowakischen Exil in Marienbad von zwei von den Nazis gekauften Attentätern ermordet (nach Ströbinger 1984).
- ³ DDP – Deutsche Demokratische Partei – vgl. Anm. 1 bei J. Schwersenz.
- ⁴ Lange, Helene (1848-1930), gründete 1889 das erste deutsche Gymnasium für Mädchen, 1894 den «Allgemeinen Deutschen Frauenverein», gemeinsam mit Gertrud Bäumer führend in der Frauenbewegung engagiert.
- ⁵ Bäumer, Gertrud (1873-1954), vgl. Anmerkung⁶ bei H. Hedde.
- ⁶ Allgemeiner Deutscher Lehrerinnenverein (ADLV), zunächst auf lokaler Ebene gegründete Lehrerinnenvereine von zumeist evangelischen Lehrerinnen schlossen sich 1890 unter der 1. Vorsitzenden Helene Lange zum ADLV zusammen; anders als die Verbände der männlichen Kollegen umfasste der ADLV zunächst Lehrerinnen aller Schularten, es kam jedoch immer wieder zu fach- oder schulspezifischen Vernetzungen: 1921 waren 164 Einzelvereine im Dachverband des ADLV zusammengefasst. Nach 1918 schlossen sich zunehmend nichtkatholische Lehrerinnen dem «Deutschen Lehrerverein» (DLV) an; Nachfolgerin der 1. Vorsitzenden Helene Lange (1890-1921) war von 1921-1933 die Hamburger Oberlehrerin Emmy Beckmann (nach Bölling 1978, 38-39).
- ⁷ von Hoff, Richard (1880-1945) Dr., ab 1931 Mitglied der NSDAP, 18.3.1933-26.4.1945 Senator für das Bildungswesen in Bremen, ab 1934 Herausgeber der Zeitschrift «Die Rasse-Monatsschrift der Nordischen Bewegung», 1934 Eintritt in die SS, 1939 Aufstieg zum SS-Oberführer, an den Verletzungen aufgrund eines häuslichen Bombentreffers am 7.5.1945 verstorben (nach: Meyer-Zollitsch 1984,37).
- ⁸ Greiffenhagen, Gustav (1902-1968), 1931-1967 Pastor der Stephani-Gemeinde in Bremen, 1933 Mitglied des Pfarrernotbundes, 1934 Mitglied der Bekennenden Kirche, 1934-1936 Mitglied des Landesbruderrates, 1934-1945 durch den Landesbischof vom Dienst suspendiert (nach: Meyer-Zollitsch 1984, 49-50).
- ⁹ «Bekennende Kirche»: Zusammenschluss evangelischer Geistlicher und Laien gegen die Gleichschaltungsmassnahmen des vom NS-Regime gestützten Reichskirchenregiments unter Reichsbischof Müller und im weiteren Sinn der evangelische Widerstand gegen die NS-Kirchenpolitik überhaupt. Zunächst hatte sich am 21.9.1933 der «Pfarrernotbund» um Martin Niemöller gegründet, der – angeregt durch eine Schrift von Karl Barth – sich gegen die Übernahme von «Arierparagrafen» und für ein evangelisches Bekenntnis aussprach. Als die «Deutschen Christen» am 13.11.1933 bei einer Massenkundgebung im Berliner Sportpalast die Lösung vom Alten Testament und den Aus-

schluss der «Nicht-Arier» vom Dienst in der Kirche forderten, kam es zu Protesten in mehreren Gemeinden. Dieser Protest wurde von wenigen noch «intakten» Landeskirchen sowie dem «Pfarrernotbund» im März 1934 gebündelt und im Mai 1934 auf der Bekenntnissynode in Barmen von Vertretern aus 19 Landeskirchen in der «Barmer Erklärung» (vgl. Anm. 10) formuliert. Hierauf herrschte ein kirchenpolitischer «Schwebezustand» zwischen «Deutsch-Christlichen» Kirchenbehörden und der «Vorläufigen Kirchenleitung» (VKL), die sich formal auf der 2. Bekenntnissynode in Berlin-Dahlem im Oktober 1934 konstituierte. Eine letzte (4.) Bekenntnissynode fand im Februar 1936 statt, die allerdings bereits von inneren Auseinandersetzungen geprägt war. Die Bekennende Kirche blieb jedoch weiter in vielen Gemeinden Sammlungsplatz für evangelische Christen, die sich NS-Bevormundung in Teilaspekten verweigerten. Aus theologischem Widerspruch wurde so nicht selten offene Opposition, wenn auch aktive Verschwörer wie Dietrich Bonhoeffer (1906-1945) die Ausnahme blieben (nach Zentner/Bedürftig 1985,65-66).

- ¹⁰ «Barmer Erklärung»: Von der 1. Bekenntnissynode der Deutschen Evangelischen Kirche am 31.5.1934 verkündet, wurde sie fortan zum «Grundgesetz» der Bekennenden Kirche. Sie beginnt mit den Worten: «Wir bekennen uns angesichts der die Kirche verwüstenden und damit auch die Einheit der Deutschen Evangelischen Kirche sprengenden Irrtümer der ,Deutschen Christen und der gegenwärtigen Reichskirchenregierung zu folgenden evangelischen Wahrheiten...» Dann folgten 6 Paragraphen, die sich im Wesentlichen gegen «andere Wahrheiten» als das Wort Gottes, gegen staatliche Anpassung oder Bevormundung sowie gegen das «Führerprinzip» im kirchlichen Leben aussprechen.
- ¹¹ Niemöller, Martin (1892-1984), Pastor in Berlin-Dahlem, ab 1932 Mitbegründer des Pfarrer-Notbundes (der späteren «Bekennenden Kirche» im Gegensatz zu den «Deutschen Christen»); 1937-1945 im Konzentrationslager Sachsenhausen als «persönlicher Gefangener des Führers».
- ¹² Ley, Robert (1890-1945), ab 1923 NSD AP-Mitglied, ab Juni 1925 NSD AP-Gauleiter in Rheinland-Süd; 1928 verlor er seine Anstellung bei IG Farben wegen politischer Agitation und Alkoholismus; ab 1930 Mitglied des Reichstags; nach der «Machtergreifung» von Hitler zum Leiter des «Aktionskomitees zum Schutz der deutschen Arbeit» ernannt, mit dem er am 2.5.1933 die Gewerkschaften zerschlug und an ihre Stelle die Deutsche Arbeitsfront (DAF) setzte, die Arbeitnehmer und -geber in der größten Massenorganisation des «3. Reiches» (1942: rund 25 Mio. Mitglieder) zusammenfasste. Er baute seine Machtfülle noch durch spektakuläre DAF-Gründungen aus, wie z.B. die Freizeitorganisation «Kraft durch Freude», oder die sogenannten Ordensburgen und als deren Vorstufe die «Adolf-Hitler-Schulen» zur «Auslese» des Führungsnachwuchses der Partei; nach Kriegsende von US-Truppen verhaftet, erhängte er sich noch vor Prozessbeginn in seiner Zelle (nach Zentner/Bedürftig 1985,352).
- ¹³ Thimme, Magdalene (1880-1951), Studienrätin, 1934-1936 Mitglied des Landesbrüderrates, 1935 als «politisch unzuverlässig» vorzeitig in den Ruhestand versetzt, ab 1945 bis zu ihrem Tode 1951 Mitglied des Stephani-Gemeindevorstandes.
- ¹⁴ Gegen die Lehrerinnen Hedwig Baudert, Anneliese Dittrich und Maria Schröder sowie Tusnelde Forck wurde am 18.3.1942 vor der Dienststrafkammer Oldenburg ein förmliches Dienststrafverfahren eröffnet, das am 28.5.1942 mit einer Geldstrafe in Höhe ei-

nes Monatsgehaltes für Tusnelde Forck und mit der Entlassung aus dem Dienst für die anderen drei Lehrerinnen endete. In der Urteilsbegründung wurde ausführlich dargestellt, warum «der Umgang mit Juden ein schweres Vergehen darstelle, das die Beamtenwürde und Treue zum Führer verletzen würde».

Bei der Revision vor dem Berliner Reichsverwaltungsgericht wurde dies ein halbes Jahr später dahingehend abgemildert, dass die Lehrerinnen mit einer mehrjährigen Gehaltskürzung in den Dienst zurückkehren konnten (nach Meyer-Zollitsch 1984,280-281).

Therese Kurka (Seite 110 bis 121):

- ¹ Das Zentrum (auch: Deutsche Zentrumspartei), 1870 gegründet als politische Interessenvertretung des Katholizismus; ihre Wähler entstammen allen Schichten, wobei nach 1919 sich der Arbeitnehmerflügel verstärkt. Aufgrund der antikapitalistischen und antisozialistischen Grundeinstellung wird das Zentrum zu einem ausgleichenden Faktor, obwohl ab 1925 ein Trend nach rechts deutlich wird; es weist von 1918 bis 1932 annähernd konstante Wahlergebnisse auf und ist bis 1932 an allen Regierungen beteiligt; das Zentrum stellt auch neun der achtzehn Kanzler der Weimarer Republik (u.a. Wirth, Brüning); 1933 ebenfalls aufgelöst (nach Göbel 1984,29-30).
- ² Verein katholischer deutscher Lehrerinnen (VkdL), 1885 als religiös orientierte Berufsorganisation gegründet, bis 1933 etwa 20'000 Mitglieder; nach 1933 zunächst unter dem Schutz des Reichskonkordats, 1937 jedoch Zwangsauflösung; 1946 Neugründung mit Sitz in Essen (vgl. die Dokumentation: VkdL (Hrsg.): Der Zeit gestellt –100 Jahre Verein katholischer deutscher Lehrerinnen, Essen 1985. Vgl. auch Bölling 1978,39).
- ³ Rosenberg, Alfred (1893-1946), seit 1921 Hauptschriftleiter der NSDAP-Partei-Zeitung «Völkischer Beobachter»; 1930 erschien sein Buch «Der Mythos des 20. Jahrhunderts» (zuletzt fast 1 Million Auflage), das zu Empörung vor allem in Kreisen der katholischen Kirche führte; ab 1941 Reichsminister für die besetzten Ostgebiete; ausserdem war er von Hitler mit dem Aufbau einer «Hohen Schule der Partei» beauftragt, die aber erst nach dem «Endsieg» verwirklicht werden sollte; 1946 in Nürnberg als Kriegsverbrecher hingerichtet (nach Gamm 1984,62ff.).
- ⁴ Gemeint sind die Wahlen zum Reichstag vom 6.11.1932, bei denen die NSDAP 196 Sitze erhalten hatte, nachdem sie bei den vorangegangenen Wahlen am 31.7.1932 bereits 230 Sitze bekommen hatte. Dies war bereits als «grandioser Erfolg» gefeiert worden im Gegensatz zu den beiden vorhergehenden Wahlen (14.9.1930:107 Sitze-20.5.1928:12 Sitze).
- ⁵ Am 20.7.1933 wird das «Reichskonkordat» zwischen der deutschen Regierung und dem Vatikanstaat geschlossen: Darin erkennt der Papst als erster internationaler Vertreter die Hitler-Regierung an, Hitler hingegen sichert den Schutz der katholischen Kirche und ihrer Einrichtungen in Deutschland zu.
- ⁶ Nach der Zwangsauflösung des VkdL am 23.8.1937 erfolgte in vielen Landesteilen neuerlicher Druck zum Eintritt in den NSLB.
- ⁷ Schmitz, Maria (1875-1962), 1916-1953 erste Vorsitzende des Vereins katholischer

deutscher Lehrerinnen (mit offiziell ruhender Geschäftstätigkeit von 1937-1945), 1919 als Zentrums-Abgeordnete Mitglied der Nationalversammlung in Weimar.

Katharina Provinzki (Seite 122 bis 131):

- ¹ Deutsche Demokratische Partei (DDP), vgl. Anm. 1 bei Jizchak Schwersenz.
- ² Liebknecht, Karl (1871-1919) wurde als Führer des Spartakusbundes am 15.1.1919 von Freikorps-Offizieren ermordet (vgl. Walther Uhle, Anm. 6); Ebert, Friedrich (1871-1925), ab 1913 SPD-Vorsitzender, 1919-1925 Reichskanzler (vgl. Walther Uhle, Anm. 4);
Scheidemann, Philipp (1865-1939), SPD-Politiker, rief am 9.11.1918 die deutsche Republik aus, wurde 1919 Ministerpräsident, musste 1933 emigrieren.
- ³ Pestalozzi, Johann Heinrich (1746-1827), schweizerischer Pädagoge und Sozialreformer, dessen Erziehungsideal einer «Menschenbildung von Kopf, Herz und Hand» auf die Entwicklung der Volksschule in vielen Ländern grossen Einfluss hatte;
Fröbel, Friedrich W. A. (1782-1852), deutscher Pädagoge, der nach gemeinsamer Arbeit mit Pestalozzi die Kindergartenbewegung gründete, die besonderen Wert auf die Entwicklung der Kreativität bei Kindern legte;
Comenius, Johann Amos (1592-1670), tschechischer Gelehrter, Bischof und Pädagoge, der durch die Religionskriege in Böhmen und Polen zweimal Familie und Besitz verlor; mit der 1632 (zunächst in tschechischer Sprache) erschienenen «Didacta Magna» (Grosse Unterrichtslehre) schuf er ein Werk, in dem er durch Vernunft die Friedensfähigkeit des Menschen stärken wollte.
- ⁴ Die Zahl der deutschen Quäker wird für 1933 mit 230 Mitgliedern angegeben (zum Vergleich: in den USA 100'000 Mitglieder), davon gehören allein 50 Menschen zur Berliner Gruppe der Quäker. Von den deutschen Quäkern sind während der NS-Zeit 19 in KZ, Zuchthaus oder Gefängnis gewesen, 10 verloren ihren Arbeitsplatz, weitere 13 wurden von der Gestapo verhört, 5 versteckten über längere Zeiträume Verfolgte, ein Quäker verweigerte den Wehrdienst, ein jüdisches Mitglied wurde umgebracht. 1947 erhielten die internationalen Quäker den Friedensnobelpreis (nach Halle 1984,164).
- ⁵ Halle, Gerhard (1893-1966), ab 1912 Berufsoffizier, ab 1918 Student des Ingenieurwesens, 1920-1923 Gründung und Mitarbeit in einer sozialistisch-reformierten Landsiedlung in Bayern, 1925 Gründungsmitglied der deutschen Quäker, nach Arbeitslosigkeit ab 1927 Beamter bei einer Berufsgenossenschaft, 1933 als Pazifist entlassen, nach 1945 leitender Angestellter der Stadtverwaltung in Berlin (nach schriftlicher Auskunft der Tochter Anna Sabine Halle vom 22.2.1986).
- ⁶ Die Zusammensetzung der Jugendgruppe der Berliner Quäker wird von dem ehemaligen Mitglied Anna Sabine Halle (Jg. 1921) mit «8 Quäkerkindern, 13 kamen aus SPD-Kreisen, und 25 waren ‚rasseverfolgt‘» – insgesamt also mit 46 Jugendlichen angegeben. Erwähnenswert ist auch, dass das Projekt einer Jugendgruppe vom obersten Entscheidungsgremium der Quäker, dem Arbeitsausschuss der deutschen Jahresversammlung, in Bezug auf ideelle und finanzielle Förderung abgelehnt worden war, so dass dies die Berliner Quäker in eigener Verantwortung durchführen mussten. Gemäss den

Quäkerüberzeugungen-Toleranz gegenüber jedermann, Abbau von Rassen- und Klassenunterschieden, vor allem aber die Ablehnung der Todesstrafe und des Krieges – hatte die Berliner Monatsversammlung der Quäker bereits am 2.2.1933 eine Spende für das soeben von der SA demolierte Antikriegsmuseum des revolutionären Pazifisten Ernst Friedrich in der Parochialstrasse in Berlin beschlossen (nach Halle 1982,2-6).

- ⁷ Reuter, Ernst (1889-1953), Dr., nach zweimaliger Verhaftung durch die Gestapo Annahme einer Professur für Kommunalwissenschaften in Ankara/Türkei; als SPD-Politiker ab 1948 Oberbürgermeister und 1951-1953 Regierender Bürgermeister von Berlin (West).
- ⁸ Reformpädagogische Quäkerschule Eerde (1934-1942) für politisch und rassistisch verfolgte Kinder und Jugendliche, untergebracht im Schloss Eerde des holländischen Barons van Pallandt in Ommen/Holland. In einem Text der Schule aus jener Zeit heisst es: «Aufbauend auf dem deutschen Geistesgut und anknüpfend an die Erfahrungen der besten deutschen Landerziehungsheime, wollen wir erziehen zu freien, aufrechten Menschen voll Verantwortungsgefühl und Gemeinschaftssinn.» Nach der Besetzung Hollands durch die Wehrmacht 1940 ist es nicht mehr gelungen, alle bedrohten Schüler vor dem Zugriff der Gestapo zu retten, nur einige konnten von holländischen Freunden versteckt werden (vgl. Feidel-Mertz 1983,151-167; Halle 1984,165; Budde 1986,50-55).
- ⁹ Petersen, Katharina (1889-1970), Lehrerin, ab 1922 Schulleiterin in Kiel, ab 1932 Regierungs- und Schulrätin in Frankfurt/Oder, 1933 Verweigerung des NS-Amtseides, statt daraus resultierender Rückstufung im Amt Wahl einer Beurlaubung bis 1938,1934-1938 Aufbau und Leitung der Quäkerschule in Eerde/ Holland, danach Rückkehr nach Deutschland und Leitung eines Internates in Hamburg bis zur Evakuierung nach Schlesien; nach 1945 von Kultusminister Adolf Grimme als Ministerialrätin ins Kultusministerium nach Hannover berufen, 1954 Pensionierung, weiter Mitarbeit bei UNICEF und UNESCO sowie in Frauenverbänden und der SPD, Ehrung durch «Order of British Empire» und «Grosses Bundesverdienstkreuz» (nach Feidel-Mertz 1983,155/246).
- ¹⁰ In den Rundbriefen der Quäker-Jugendgruppe sind Aussagen dokumentiert, die die positive Stimmung der Gruppe, aber auch deren Not beschreiben: «Ich bin dankbar für jeden Tag, an dem ich mich noch in Ruhe meiner Arbeit, meinen nächsten Menschen und mir selbst widmen kann» (1941); «Wir können es oft nicht mit ansehen, dass wir zur Passivität verurteilt sein sollen. Und so müssen wir an uns selbst, als der kleinsten Zelle der Gemeinschaft arbeiten, damit ein neuer Geist in die Welt kommt» (1941). Das ehemalige Mitglied der Jugendgruppe Anna Sabine Halle (1982², 9-10) erinnert auch einen direkten Zusammenstoss mit einer HJ-Gruppe. Zu Pfingsten 1937 hatte die Gruppe aus zumeist 16jährigen Jugendlichen, zu denen damals auch ein gelähmtes Mädchen gehörte, die in einem Handwagen gezogen wurde, einen Ausflug zum Grundstück einer verfolgten Pädagogin nach Finkenkrug bei Berlin gemacht. Dort wurde die Gruppe von einer HJ-Abteilung überfallen, die danach die SA rief. Frau Halle berichtet weiter: (Ein SA-Führer) «... liess uns mehrere Stunden lang durch die Strassen bis zum Polizeirevier in Spandau marschieren. Unterwegs zogen sie einem Mitglied von uns unter Gebrüll ‚das braune Ehrenkleid‘ aus (gemeint war das HJ-Hemd, das er bei uns ohne Abzeichen trug). Die Polizisten waren nicht unfreundlich, zogen die Liederbücher, das Braunhemd sowie das Quäkerbuch «Christliches Glauben und Denken ein

und entliessen uns dann nachts. Wie wir mit dem gelähmten Mädchen im Handwagen in die Stadt zurückkehren sollten, kümmerte sie nicht.»

¹¹ Frau Halle erinnert nach über 50 Jahren vor allem noch die folgende Stelle aus Albert Schweitzers «Aus meiner Kindheit und Jugend» (1924, S. 63):

«Das Wissen vom Leben, das wir Erwachsenen den Jugendlichen mitzuteilen haben, lautet also nicht: ‚Die Wirklichkeit wird schon unter euren Idealen aufräumen‘, sondern: «Wachset in eure Ideale hinein, dass das Leben sie euch nicht nehmen kann’.»

¹² Abegg, Elisabeth (1882-1974), Dr., Studienrätin, über ihre umfangliche Tätigkeit für verfolgte Menschen vgl. den Bericht von Jizchak Schwersenz, Anm. 17.

Hildegard Thate (Seite 132 bis 143):

¹ Als Dokument demokratischer Schultradition verdient dieser Vorgang der Wahl von neuen Kollegen (übrigens auch eines neuen Schulleiters) durch die Lehrerschaft einer Schule besondere Erwähnung, da dies ausdrücklich im «Gesetz über die Selbstverwaltung der Schulen» von 1920 festgelegt worden war.

Im Falle von Hildegard Thate lautete das entsprechende Schreiben an die Hamburger Oberschulbehörde durch den Vorsitzenden der Schulkommission vom 19. März 1928: «Der verehrlichen Schulbehörde teile ich hierdurch ergebenst mit, dass die Schulkommission die Lehrerin Hildegard Thate gemäss § 4 Ziffer 1 des Gesetzes über die Selbstverwaltung der Schulen vom 12. April 1920 in Schulen der Landgemeinden, zur Lehrerin an der hiesigen Gemeindeschule gewählt hat.

Es wird gebeten, die nach §4 Ziffer3.l.c. erforderliche Bestätigung der Wahl erteilen zu wollen.»

² Die Verweise, die Hildegard Thate nennt, finden sich in schriftlicher Form nicht in ihrer Personalakte. Möglicherweise handelte es sich um mündliche Ermahnungen. Es ist jedoch nicht auszuschliessen, dass entsprechende schriftliche Vermerke nach 1945 entfernt wurden, um die Schulaufsicht belastendes Material zu vernichten. Die Akte selbst enthält weder Hinweise auf die eine noch auf die andere Möglichkeit.

Walther Uhle (Seite 144 bis 155):

¹ Greil, Max (1877-1939), 1898-1919 Lehrer, ab 1918 USPD- und ab 1922 SPD-Mitglied, 1919-1921 Bezirksschulrat in Gera, ab 1921 MdL in Thüringen, 1921-1924 Volksbildungsminister in Thüringen, danach Landtagsabgeordneter, 1932 aus Gesundheitsgründen Rückzug aus der aktiven Politik (nach Mitzenheim 1964,125f.; Krause-Vilmár 1978,276; Paul 1985,73f.).

² Freie Lehrgewerkschaft Deutschlands (FLGD), später auch Allgemeine Freie Lehrgewerkschaft Deutschlands (AFLD): Trotz zahlenmässig eher geringer Mitgliederzahl stellte die ab 1919/20 gegründete FLGD einen ersten Versuch einer Gewerkschaftsgründung im Lehrerbereich dar.

Die in ihrem Rahmen angestellten Überlegungen wurden später wieder aufgegriffen, u.a. bei der Entstehung der GEW durch ihren Ehrevorsitzenden Heinrich Rodenstein,

- der selbst ehemals FLGD-Mitglied war (vgl. Kopitzsch 1983, 24; auch: Bölling 1978, 44f.; Schnorbach 1983,61).
- ³ Humboldt, Wilhelm von (1767-1835) konzipierte die Berliner Universität und das neu-humanistische Gymnasium. 1809/10 war er Direktor der Sektion für Kultur und Unterricht im preussischen Innenministerium, danach Gesandter und Staatsminister. Im Dezember 1819 erfolgte sein erzwungener Rücktritt von allen Amtsgeschäften.
 - ⁴ Ebert, Friedrich (1871-1925), ab 1913 Vorsitzender der SPD, Reichspräsident während der Weimarer Republik von 1919-1925.
 - ⁵ Zickler, Artur: «Das Leichenhaus», Gedicht im sozialdemokratischen «Vorwärts» vom 13.1.1919, S. 2. Diese Ausgabe des «Vorwärts» erschien noch mitten in den Unruhen nach dem Ende des 1. Weltkrieges. Zwar war bereits am 9.11.1918 die Republik ausgerufen worden durch ein Bündnis des SPD-Vorsitzenden Ebert mit der Obersten Heeresleitung (OHL) unter Hindenburg. Dies wurde jedoch von vielen der entstandenen Arbeiter- und Soldatenräte nicht anerkannt, die vor allem im Dezember 1918 und Januar 1919 unter Führung des Spartakusbundes (ab 30.12.1918: KPD) dagegen kämpften und so z.B. auch die Verlagsräume des «Vorwärts» einige Tage in ihrer Gewalt hatten. Am 12.1.1919 war das Verlagsgebäude des «Vorwärts» von Regierungstruppen zurückerobert worden. Die Ausgabe des «Vorwärts» vom 13.1. war die erste, die danach wieder überregional erscheinen konnte.
 - ⁶ Luxemburg, Rosa (1870-1919) und Liebknecht, Karl (1871-1919) wurden als Führer des Spartakusbundes am 15.1.1919 von Freikorps-Offizieren verhaftet und hinterrücks ermordet.
 - ⁷ Frick, Wilhelm (1877-1946) wurde am 24.1.1930 als erster «Nationalsozialist» Regierungsmitglied in Thüringen als Volksbildungs- und Innenminister. Er hatte bereits 1923 in München am faschistischen Putsch teilgenommen. 1933-1943 war er Reichsinnenminister, ab dann «Reichsprotektor in Böhmen und Mähren». Am 16.10.1946 Hinrichtung als Kriegsverbrecher in Nürnberg (nach Gamm 1984²,73).
 - ⁸ Die weltliche Schule, an der Walther Uhle unterrichtete, war die Bürgerschule 7 am Engelbosteier Damm in Hannover.
 - ⁹ Am 22. Juni 1933 wurde die SPD auch offiziell verboten, nachdem bereits zahlreiche Funktionäre aus Partei und Gewerkschaft von den Nazis verhaftet waren. In zahlreichen Ländern hatten Lehrerinnen und Lehrer Fragebögen auszufüllen oder schriftliche Erklärungen abzugeben, dass sie alle Verbindungen zur SPD gelöst haben, falls diese bestanden. Für diese Massnahme gab es im Schulbereich keine reichseinheitliche Ausführungsvorschrift.
 - ¹⁰ Schinke, Karl (1902-1943), Volksschullehrer, SPD-Mitglied, 1933 entlassen, war danach als Kaffeehändler und Buchhalter tätig, illegale politische Arbeit bis zur Verhaftung 1936, mehr als 2 Jahre Zuchthaus; während des Krieges erhielt er durch einen «Gnadenerlass» die «Wehrwürdigkeit» zurück und wurde Soldat. An Haft- und Kriegsfolgen erkrankt und 1943 gestorben (vgl. auch Zorn 1965, 90-91; darin auch namentliche Erwähnung von Walther Uhle).
 - ¹¹ «Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums» vom 7.4.1933 («Reichsgesetzblatt» Nr. 34,175).
 - ¹² Zastrow, Hermann (1895-1938), Volksschullehrer, KPD-Mitglied, 1933 entlassen, im selben Jahr von der SA verhaftet und schwer misshandelt, 1934 Haftentlassung, Hilfs-

arbeit in einer Porzellanfabrik, 1938 Tod als Folge einer Kriegsverletzung sowie der SA-Misshandlungen (vgl. auch Zorn 1965, 91; Antifaschistische Lehrer... 1967,165).

¹³ Die Stimmung gegenüber Juden in Hannover Ende Oktober 1938 – wenige Tage vor der Reichspogromnacht – wird von einem Zeugen, Zindel S. Grynspan (Vater des 17-jährigen Herschel Grynspan, vgl. Anm. 8 bei J. Schwensen), anders geschildert, als er die Zwangsausweisung der etwa 600 polnischen Hannoveraner Juden in Zusammenhang mit der sogenannten «Polen-Aktion» beschreibt: «Dann wurden wir ins Konzerthaus geführt, am Leineufer, und dort wurden aus der ganzen Stadt Leute zusammengebracht, etwa 600 Menschen im Ganzen... Dort blieben wir bis Freitagabend, dem 28. Oktober 1938... Dann lud man uns auf Polizeiautos, auf Gefängniswagen, ungefähr zwanzig auf jeden Wagen und transportierte uns zum Bahnhof. Die Strassen waren schwarz von Menschen, und sie schrien: «Juden raus nach Palästina!» (Nach: Brandt 1984, 22-32).

¹⁴ Rust, Bernhard (1883-1945), Studienrat, ab 1925 NSDAP-Mitglied und 1925-40 Gauleiter von Hannover. Als Studienrat war er 1930 offiziell wegen eines «Nervenleidens» vom Schuldienst entbunden worden, unterschiedliche Gerüchte über «Verfehlungen», die die Ursache der Entlassung gewesen seien, rissen auch während seiner Amtszeit nie ganz ab; ab 1.5.1933 wird er Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, 1945 Selbstmord. Die Titulierung «Heldenpapa Rust» erklärt Erika Mann in ihrem 1938 erschienenen Buch «School of Barbarians» (DL: Zehn Millionen Kinder – Die Erziehung der Jugend im Dritten Reich, Amsterdam 1938, Neuauflage: München 1986): «Bernhard Rust, als er im Kriege mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden war, hatte seinem dreijährigen Sohn Mitteilung von dem Ergebnis wie folgt gemacht: ‚Heute unter dem Donner der Geschütze das Eiserne Kreuz erhalten. Dein Heldenvater.‘» (Mann 1986,52).

¹⁵ Gemeint ist das Schreiben der Kommission beim Regierungspräsidenten in Hannover an den Reichserziehungsminister vom 17.11.1933 als erklärende Antwort und Nachfrage auf dessen Rüge vom 6.11.1933 wegen fehlerhafter Bearbeitung von «Fällen» nach dem Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums (vgl. Abb. S. 151 u. 152).

Dietrich Rothenberg (Seite 156 bis 165):

¹ Über Dietrich Rothenbergs Leben vgl. auch: de Lorent, Hans-Peter: Dietrich Rothenberg: – «Ich tat, was nötig war», in: Hochmuth/de Lorent 1985, 275-279.

In demselben Band schrieb Dietrich Rothenberg selbst Berichte über oppositionelle Kolleginnen und Kollegen:

- Albert Badekow: «... dass echte Demokraten ihr Gedächtnis schärfen», S. 162-166;
- Emma Carstensen: Mövchen – ein Stützpunkt des Widerstands, S. 197-200;
- Margarethe Hoefler: «Du stehst nicht allein», S. 221-226;
- Rudolf Klug: Kompromisslos gegen Barbarei, S. 239-243;

- Anna Rieper: Kampf für Frieden und Frauenrechte, S. 272-274;
Vgl. auch: Rothenberg, Dietrich 1986: Oppositionelle Lehrer – Die Bedeutung der IOL (Interessengemeinschaft oppositioneller Lehrer) im Kampf gegen Notverordnungen, schulpolitischen Abbau und drohenden Faschismus; in: Lehberger/de Lorent 1986.
- ² «Einjähriges» bedeutete, dass man nach erfolgreich abgeschlossenen 10 Oberschuljahren beim Militär nur 1 Jahr Dienst machen musste und den Rang eines Fähnrichs erhielt.
 - ³ Petersen, Peter (1884-1952), Prof. Dr., 1920-1923 Leiter der Lichtwarkschule in Hamburg, 1923-1950 Pädagogikprofessor, zunächst in Jena; dort Aufbau einer Universitätsübungsschule, die nach dem «Jena-Plan» arbeitete (d.h. altersgemischte Lerngruppen, Klassenzimmer als Wohnstube, Gruppenarbeit und besondere Förderung durch ein Kurssystem). Nach 1933 unterstützte er den Nationalsozialismus ausdrücklich in mehreren Publikationen und bot auch an, den «Jena-Plan» für «eine grundsätzliche Neuordnung der Schule im Geiste des Volkstums» (Petersen 1935) zu modifizieren. Nach 1945 zunächst Dekan der Sozialpädagogischen Fakultät der Universität Jena in der sowjetisch besetzten Zone, im Herbst 1948 erfolgte seine Absetzung durch das Volksbildungsministerium (vgl. zur Kritik an Petersen auch: Eierdanz 1987).
 - ⁴ Hoernle, Edwin (1883-1952), seit 1910 Mitglied der SPD, zunächst Student der Theologie, wurde er dann aber Redakteur bei verschiedenen sozialistischen Zeitungen, wobei er während des 1. Weltkrieges auch erste pädagogische Texte für eine Erziehung zum Frieden verfasste, für die er mehrfach verhaftet wurde; als führender Vertreter der «Freien Sozialistischen Jugend» verfasste er 1919 deren Schulprogramm «Die kommunistische Schule» mit und gehörte zu den Mitbegründern der KPD; während der Weimarer Republik entwickelte er sich zu einem der führenden Schulpolitiker der KPD; 1929 veröffentlichte er «Grundfragen der proletarischen Erziehung»; 1933-1945 Emigration in die Sowjetunion, wo er u.a. am Internationalen Agrarinstitut in Moskau arbeitete; nach 1945 Professor für Landwirtschaftswissenschaften in Berlin (DDR) bis zu seinem Tode.
 - ⁵ Rühle, Otto (1874-1943), ab 1889 Lehrerseminar, danach zeitweise Hauslehrer, seit 1896 SPD-Mitglied, Redakteur sozialdemokratischer Blätter, im Auftrag der Partei bis 1923 als «Wanderlehrer» tätig; 1903 Ausarbeitung eines sozialistischen Schulprogramms sowie von «Das proletarische Kind»; 1912-1918 Mitglied des Reichstages, zunächst linker SPD-Flügel, dann ultra-linke kommunistische Position, 1920 Mitbegründer der KAP, nach 1923 Rückkehr in die SPD; 1933 Emigration nach Prag; 1936 als Regierungsberater für Erziehungsfragen nach Mexico, dort erneut entlassen, zuletzt als Kunstmaler tätig; am Tag seines Todes in Mexico-City am 24.6.1943 wählte seine Frau, die Psychologin Alice Gerstel-Rühle, den Freitod.
 - ⁶ Klug, Rudolf (1905-1944), Volksschullehrer, KPD-Mitglied, kandidierte 1932 für die Hamburger Bürgerschaft; im Mai 1933 in der Schule verhaftet, ein Jahr Gefängnis, danach Zwangsarbeit, nach Freilassung weiter illegale politische Arbeit, auch zusammen mit Dietrich Rothenberg, mit dem er 1936 Protestschreiben gegen das drohende Todesurteil gegen den kommunistischen Arbeiterführer Etkar André schrieb, vervielfältigte und an Zeitungsredaktionen und Gerichte versandte. 1937 erneute Verhaftung

und Verbringung ins KZ Sachsenhausen. Nach der Entlassung lernte er in einer Gruppe ehemaliger Telemannschüler seine Frau kennen. 1940 heirateten Rudolf Klug und Margaretha Kubicki und bekamen 1941 ein Kind, die Tochter Anja. Ab 1940 Mitarbeit bei der Widerstandsgruppe «Bästlein-Jacob-Abshagen». In ihrem Auftrag suchte er 1941 um «Wehrwürdigkeit» nach, um auch in der Wehrmacht antifaschistische Arbeit zu leisten. In Norwegen hörte er als Soldat laufend ausländische Sender ab und verhalf Kriegsgefangenen zur Flucht. Er wurde schliesslich selbst verhaftet, konnte fliehen, wurde eingefangen und im März 1944 in Norwegen hingerichtet.

In der DDR wurde anlässlich seines 50. Geburtstages im Oktober 1955 die 22. Oberschule in Rostock nach ihm benannt. Dort redete u.a. auch Dietrich Rothenberg.

Ausser obengenanntem Bericht von Dietrich Rothenberg vgl. auch: Burgard/ Diercks/ Zahndt 1982.

- ⁷ Köhne, Fritz (1879-1956), Volksschullehrer, SPD-Mitglied, ab 1920 Schulleiter der Versuchsschule Telemannstrasse in Hamburg, ab 1926 Bezirksschulrat in Hamburg-Rothenburgsort. Er wurde am 1.7.1933 von den Nazis entlassen, aber bereits am nächsten Tag in seinem Amt als Personalchef der Hamburger Volksschulen wiedereingestellt, ohne dass er seine Ansichten verleugnet hätte. Im Gegenteil blieb er während der Nazizeit «Zufluchtsort» für viele bedrängte Kolleginnen und Kollegen, ohne jedoch zum Widerstand zu gehören. Als er 1937 aufgefordert wurde, der NSDAP beizutreten, waren es vor allem die gefährdeten Lehrer, die ihn bedrängten, dies zu tun, aber dafür in der Schulbehörde bleiben zu können.

Die Engländer liessen Oberschulrat Köhne auch nach 1945 im Amt, den «outstanding man», wie sie ihn bezeichneten, wo er bis zu seiner Pensionierung 1949 im Alter von 70 Jahren blieb (nach Hagener 1985, vgl. auch die ausführliche Biographie von Fiege 1986).

- ⁸ Godbersen, J.H. Martin (1889-?), seit 1911 Volksschullehrer in Hamburg, SPD-Mitglied, auch nach 1933 weiter Schulleiter, u.a. auch an der Schule Hübbesweg, an die 1936 Dietrich Rothenberg versetzt wurde. Er wurde später als Lehrer zurückgestuft, durfte aber im Schuldienst bleiben. Dietrich Rothenberg erinnert sich an ein frohes Wiedersehen mit Martin Godbersen im Jahre 1948 nach seiner Heimkehr aus der Kriegsgefangenschaft in Hamburg (Brief von Rothenberg vom 25.5.1986).

- ⁹ Giese, Walter (1901-1943), zunächst Werkstudent, KPD-Mitglied, seit 1934 im Hamburger Schuldienst in der Volksschule Hübbesweg, nebenher schriftstellerisch tätig und in Kontakt mit linken Künstlern und Schriftstellern; 1939 zur Wehrmacht eingezogen und 1943 in Kurland gefallen.

- ¹⁰ Interessengemeinschaft oppositioneller Lehrer (IOL), in der ab 1931 kommunistische und auch einige sozialdemokratische Lehrerinnen und Lehrer in Hamburg und Berlin organisiert waren. Im Februar 1933 erfolgten die Selbstauflösung und der Beschluss der Weiterarbeit in kleinen Gruppen zu je 3 bis 5 Personen, von denen es in Hamburg 7 solcher Gruppen gab (vgl. Hochmuth/Meyer, 1980³, 255-285; Rothenberg 1986).

- ¹¹ Steffelbauer, Kurt (1890-1942), 1907-1910 Lehrerstudent, danach kurze Zeit Lehrer, 1913 bis zur Verwundung 1915 als Soldat im 1. Weltkrieg, 1917/18 als Lehrer in einem Waisenhaus in Beirut, nach 1918 zunächst arbeitslos, dann eine Anstellung bei der

Deutschen Demokratischen Partei (DDP), ab 1920 wechselnde Tätigkeiten. Erst 1926 wieder eine Anstellung als Lehrer, ab 1927 Lehrer im Berliner Arbeiterbezirk Wedding; ab 1926 Mitglied der Lehrgewerkschaft, später auch Funktionär, KPD-Mitglied; ab 1931 leitete er die Berliner «Interessengemeinschaft oppositioneller Lehrer» (IOL), die ähnlich der Hamburger Gruppe arbeitete. Im Februar 1933 von den Nazis entlassen, wurde er im Herbst 1933 wieder im Schuldienst eingestellt, ab Frühsommer 1934 organisierte und leitete Kurt Steffelbauer illegale Gruppen an, in denen sowohl entlassene als auch im Schuldienst befindliche Lehrer mitarbeiteten. Diese Widerstandskontakte konnten ausser nach Hamburg bis nach Magdeburg, Sachsen, Bielefeld und Bayern ausgebaut werden. Dietrich Rothenberg traf mit Kurt Steffelbauer zum letzten Mal zum Austausch von Informationen und Material Ostern 1940 in Ludwigslust zusammen. Am 28.5.1941 wurde Kurt Steffelbauer morgens in seiner Schule verhaftet und am 21.5.1942 in Berlin-Plötzensee von den Nazis hingerichtet (vgl. Hohendorf 1974,298-307, auch Becker 1985, Ulf.).

¹² Midgley, Eleonor (1903-?), Lehrerin aus London, war von 1927 bis 1929 als Gastlehrerin an der Lichtwarkschule in Hamburg; engagierte sich 1932 noch bei der Vorbereitung des «Internationalen Kongresses der Bildungsarbeiter» (IBA) in Hamburg und hielt auch nach 1933 unterstützende Kontakte zu vielen bedrängten Hamburger Lehrern von London aus sowie durch weitere Reisen nach Hamburg (vgl. Arbeitskreis Lichtwarkschule 1979, 64; Hochmuth/de Lorent 1985,21).

¹³ Dibbern, Hans (1902-1957), seit 1925 Volksschullehrer und KPD-Mitglied, im März 1933 aus dem Schuldienst entlassen, massgeblich in der IOL engagiert bis zu seiner Verhaftung am 19.12.1933, in der Haft schwere Misshandlungen und eine Verurteilung zu 5 Jahren Zuchthaus wegen Hochverrat, 1938 Entlassung aus der Haft. Ob die von Dietrich Rothenberg geschilderte Vernehmungsszene nach der bereits einmal erfolgten Entlassung Dibberns und einer neuerlichen Verhaftung erfolgte oder noch während der ersten Haft, liess sich nicht mehr rekonstruieren, auch welche Konsequenzen diese Vernehmung bzw. die Anschuldigungen für ihn hatten. Bekannt ist aber, dass er nach einer erneuten Verbüssung einer Zuchthausstrafe im Februar 1943 zum «Bewährungsbataillon 999» eingezogen wurde. Nach 1945 verliess er Hamburg und war bis zu seinem Tode, der als gesundheitliche Folge der Haft- und Kriegsstrapazen eintrat, noch bis März 1957 als Lehrer in Greifswald/DDR tätig (nach Hochmuth/Meyer 1980², 276).

Ludolf Mevius (Seite 166 bis 174):

¹ Das Kollegium einer Realschule in Hamburg-Winterhude wandte sich im März 1920 an die Schulbehörde mit dem Ersuchen, «ihm die Möglichkeit zu geben, auf einen neuen Typ der höheren Schule hinarbeiten». Einer der späteren Schulleiter, Georg Jäger, hatte bereits 1918 geschrieben: «Die alte autoritäre Auffassung des Verhältnisses zwischen Lehrern und Schülern muss einer neuen herzlich demokratischen weichen.»

Für die neue Schule wählten Lehrer und Elternvertreter den Namen des 1914 verstorbenen Pädagogen und Direktors der Hamburger Kunsthalle, Alfred Lichtwark, der

durch Beschluss des Hamburger Senats vom 2.2.1921 genehmigt wurde.

Die Lichtwark-Schule wollte Begabte aus allen Schichten und besonders Kinder aus der werktätigen Bevölkerung fördern; der Anteil der Schüler aus Arbeiterfamilien betraf im Durchschnitt fast 11 Prozent. Ein spezieller « Arbeiter-Abiturienten-Kursus» wurde 1927 eingerichtet, in dem junge Männer und Frauen mit abgeschlossener Schul- und Berufsausbildung sich in 3 Jahren auf das Abitur vorbereiten konnten.

Unmittelbar nach der «Machtergreifung» mussten mehrere Kolleginnen und Kollegen die Schule verlassen (der Lehrer Gustav Heine wurde im Mai 1933 sogar aus der Klasse heraus verhaftet). Der Schulleiter (seit 1927) Heinrich Landahl (1895-1971; nach dem Kriege Hamburger Schulsenator 1945-1953 und 1957-1961) war noch am 5.3.1933 als Abgeordneter der Deutschen Staatspartei (vorher DDP) in den Reichstag gewählt worden, hatte seine Zustimmung zu Hitlers Ermächtigungsgesetz gegeben und soweit alle Anordnungen der neuen NS-Schulbehörde befolgt und wurde doch im August 1933 durch den Nationalsozialisten Erwin Zindler ersetzt und musste selbst die Schule verlassen.

Ostern 1937 wurde die Lichtwark-Schule mit dem Realgymnasium vom rechten Alsterufer (bis 1933: Heinrich-Hertz-Schule) zusammengelegt und in «Oberschule am Stadtpark» umbenannt.

Die «Oberschule am Stadtpark» wurde jedoch inoffiziell weiterhin mit ihrem alten Namen genannt, selbst von den Nazis, die sich – u.a. in Urteilen des «Volksgerichtshofes» – noch bis 1945 mit der Lichtwark-Schule und ihren ehemaligen Schülern/innen und Lehrern/innen auseinandersetzen mussten, von denen sich mehrere in Widerstandsorganisationen engagiert hatten. Hier seien ausser Hermann E. Hinderks und Hans Maeder, die emigrierten konnten, sowie Ilse Grumm (die 1934 in Berlin auf ihre erziehungswissenschaftliche Promotion nach einer Auseinandersetzung mit ihrem «Doktorvater», dem NS-Professor Ernst Kriek, verzichtete und 1938 in den einfachen Schuldienst zurückging, wo sie sich später in der Widerstandsgruppe «Saefkow-Jacob-Bästlein» engagierte) diejenigen bis heute bekannt gewordenen Schülerinnen und Schüler genannt, die von den Nazis ermordet wurden: Werner Blanck (1907-1943 in Bin.-Plötzensee), Erna Hochfeld (1914-1941? in Auschwitz), Rolf W. Levisohn (1920-1941 im Getto Litzmannstadt/Lodz), Hans Prawitt (1913-1944 im KZ Bergen-Belsen), Heinz Strelow (1915-1944 in Bin.-Plötzensee). Alle Angaben nach Hochmuth/de Lorent 1985,84-105 (vgl. auch Arbeitskreis Lichtwarkschule 1979).

² Der innerparteiliche Konflikt über die Haltung der SPD zum Panzerkreuzerbau in den Jahren 1928/29 (Regierung Müller aus SPD, Zentrum, DDP, DVP), gegen den sie vorher im Wahlkampf agitiert hatte, schlägt sich bis heute in einer unterschiedlichen Geschichtsschreibung nieder: Während die einen die Verantwortung der SPD-Minister gegenüber der gemeinsam getragenen Regierung als Erklärung für dieses Verhalten besonders betonen (z.B. Miller/Pothhoff 1981, 122-123), weisen andere kritisch auf die Ablenkungstechnik der SPD hin, die sich schliesslich auch nicht mehr an einem von der KPD initiierten «Volksbegehren» gegen den Panzerkreuzerbau beteiligte (Fülberth/Harrer 1974,204-205): «Durch eine flexible Taktik gelang es der Parteiführung, den Protest aufzufangen und – als Alternative zu praktischen Massnahmen gegen Panzerkreuzerbau und Aufrüstung – auf eine allgemeine Debatte über die ‚Wehrfrage‘ abzulenken.

Diese bestimmte weitgehend den Magdeburger Parteitag vom Mai 1929 und endete damit, dass ihr ursprünglicher Anlass, die Ablehnung des Panzerkreuzerbaus durch breite Kreise der Partei und ihrer Anhänger, in eine prinzipiell positive Stellungnahme gegenüber den militärischen Institutionen des Weimarer Staates umgemünzt wurde.»

³ Bär-Thürey, Magda (1899-1945), ab 1919 Junglehrerin an einer Volksschule für Mädchen in Hamburg-Eimsbüttel, ab Anfang der 20er Jahre KPD-Mitglied, ab 1930 an der Volksschule Methfesselstrasse in Hamburg, 1933 nach dem «Berufsbeamtentum-Gesetz» entlassen; noch im gleichen Jahr Heirat mit dem langjährigen Freund und Genossen Paul Thürey und Einrichtung eines Seifenladens «Wasch-Bär», der zum unauffälligen Treffpunkt für politische Freunde wurde; ab 1939 auch Treffpunkt der Widerstandsgruppe «Bästlein-Jacob-Abshagen» und Obdach für Verfolgte. Zwei Monate nach der Verhaftung ihres Mannes im Oktober 1943 wurde auch Magda verhaftet. Von der Hinrichtung ihres Mannes am 26.6.1944 erfuhr Magda Bär-Thürey im KZ-Fuhlsbüttel. Sie erkrankte schwer und starb nur wenige Wochen nach der Befreiung am 17.7.1945 im Alter von 46 Jahren.

Ihre Beisetzung auf dem Ohlsdorfer Friedhof wurde zu einer grossen Demonstration, während der sich die Hamburger Vorsitzenden von KPD und SPD die Hände reichten und gelobten, nie wieder gegeneinander, sondern – geeint durch die Erfahrungen in KZ's und Zuchthäusern – von nun an gemeinsam gegen Faschismus und Krieg zu arbeiten.

Alle Angaben nach Burgard 1985, 301-305; vgl. auch den Bericht ihres Bruders Curt Bär (1901-1981), der als SPD-Mitglied und Lehrer von 1936-1940 inhaftiert war: Bär 1981².

⁴ Siemsen, Anna (1882-1952), Prof. Dr., ab 1901 Lehrerin; als entschiedene Pazifistin stand sie am Ende des 1. Weltkrieges unter Polizeiaufsicht; 1919 als USPD-Mitglied Düsseldorfer Stadtverordnete, 1919-1923 Leitung des Berufsschulwesens im Preuss. Kultusministerium; als Oberschulrätin und Honorarprofessorin an der Universität Jena engagierte sie sich für sozialistische Erziehungsziele: weltliche Einheitsschule, gleitende Übergänge, Beseitigung des Bildungsprivilegs der Besitzenden; nach Einmarsch der Reichswehr in Thüringen wurde sie ab 1924 von weiterer Mitarbeit an der Schulreform ausgeschlossen und engagierte sich in der Bildungsarbeit der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ); 1928 wurde sie als SPD-Mitglied in den Reichstag gewählt, musste ihr Abgeordneten-Mandat aus gesundheitlichen Gründen jedoch 1930 vorzeitig zurückgeben; nach der Kompromisspolitik der SPD (vgl. Anm. 2 «Panzerkreuzer A») trat sie in die Sozialistische Arbeiterpartei (SAP) ein; 1932 wurde ihr vom thüringischen NS-Innenminister Frick offiziell die Professur entzogen, weil sie gegen die Amtsenthebung eines kritischen Heidelberger Professors protestiert hatte; im März 1933 dann Emigration in die Schweiz, Unterstützung der Republikaner im spanischen Bürgerkrieg; 1946 Rückkehr nach Deutschland, 1947-1948 Leitung von «Sonderlehrgängen für die Ausbildung von Volksschullehrern in Hamburg», Dozentin für Literatur und Pädagogik an der Universität Hamburg. In der Bundesrepublik tragen 4 Schulen ihren Namen (nach Feidel-Mertz 1983,248 und Mevius 1985,285-290).

⁵ Ludolf Mevius schrieb selbst Berichte über oppositionelle Lehrerkolleginnen und -kollegen in Hochmuth/de Lorent 1985:

- Anna Siemsen: Eine sozialistische Berufspädagogin (S. 285-290),
 - Max Zelck: «Vorkämpfer, eines landesverräterischen Pazifismus» (S. 306-311).
- Ausserdem seien u.a. erwähnt:
 Mevius, L.: Zur Geschichte der Lehrerarbeitszeit in Hamburg von 1870 bis 1970 (hrsg. von der GEW Hamburg 1982);
 Mevius, L. (Red.): 175 Jahre Gesellschaft der Freunde des vaterländischen Schul- und Erziehungswesens (hrsg. von der GEW Hamburg 1980).

Ludwig de Pellegrini (Seite 175 bis 190):

- ¹ Internatsschule Schloss Salem (Gymnasium) am Bodensee, 1920 von Prinz Max von Baden gegründet und ab dann von dem Pädagogen Kurt Hahn (1896-1974) geleitet. 1933 musste die Schule schliessen. Kurt Hahn konnte nach kurzer «Schutzhaft» 1934 nach England emigrieren und dort seine pädagogische Arbeit durch die Gründung der Schule «Gordonstoun» in Schottland fortsetzen (vgl. Feidel-Mertz 1983,239-240).
- ² Der Badische Lehrerverein war der regionale Dachverband des Deutschen Lehrervereins (DLV), der mitgliederstärksten Lehrerorganisation während der Weimarer Republik.
 Vorsitzender des Badischen Lehrervereins war bis 1931 der DDP-Landtagsabgeordnete Oskar Hofheinz, über den der Historiker Rainer Bölling in Bezug auf die «badischen Verhältnisse» anmerkt: «Seine Ambitionen auf den Posten des Unterrichtsministers musste er 1926 allerdings zurückstellen, da er mit seiner Kompromisslosigkeit für die labile Weimarer Republik in Baden untragbar erschien.» (Bölling 1978,116).
- ³ Krieck, Ernst (1882-1947), bis 1924 als Lehrer im badischen Schuldienst, 1924-1928 freier Schriftsteller, 1928-31 vom Preuss. Kultusminister Becker an die Päd. Akademie Frankfurt/M. berufen, 1931 wegen politischer Provokation (er hatte bei einer Sonnenwendfeier das Heil auf das Dritte Reich ausgerufen) Strafversetzung an die Päd. Akademie Dortmund, nach der «Machtergreifung» zunächst Professor in Frankfurt/M., ab 1934 bis 1945 Professor für Pädagogik und Philosophie in Heidelberg. Er starb 1947 kurz vor seiner Entlassung aus dem alliierten Internierungslager Moosburg (nach Gamm 1984²,95f.).
- ⁴ Die «Notverordnungen» des Reichskanzlers Brüning ab 1930 betrafen die Lehrer in besonderem Masse: Sie hatten sowohl Gehaltskürzungen als auch Entlassungen zur Folge (vgl. Breyvogel 1974 und 1979).
- ⁵ Eiserne Front: Am 16.12.1931 als Zusammenschluss von SPD, Gewerkschaften, Arbeitersportverbänden und Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold gegründet als Antwort auf die Gründung der «Harzburger Front» aus Nationalsozialisten, Deutschnationalen und des Stahlhelm vom 11.10.1931.
- ⁶ Wirth, Joseph (1879-1956), Dr., 1914 Führer des Zentrums im Reichstag, 1921/ 22 Reichskanzler, 1933 Emigration in die Schweiz; nach 1945 Vorsitzender des «Bundes der Deutschen».
- ⁷ «Staatsjugendtag»: Unterrichtsfreier Sonnabend für die «Erziehungsarbeit der HJ-Bewegung» – wurde per Erlass des Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung Rust am 30.7.1934 eingeführt (Zentralblatt 1934, S. 242), jedoch bereits am 4.12.1936

wieder zugunsten lehrplanmässigen Unterrichts am Sonnabend aufgehoben (Amtsblatt 1936, S. 536), da die Stundenplanumstellungen zu grosser Verwirrung in vielen Schulen geführt hatten.

Da Ludwig de Pellegrini erst 1937 nach Vogelbach versetzt worden war, handelt es sich hier entweder um einen Irrtum in der Zeitangabe, oder er wurde aus anderen Gründen von der HJ-Schulung entbunden. Durch den Tod Ludwig de Pellegrinis im April 1986 liess sich dies nicht mehr aufklären.

- ⁸ Der Einmarsch deutscher Truppen in die Tschechoslowakei begann am 1.10.1938.
- ⁹ Rosenberg, Alfred (1893-1946), vgl. Anm. 3 bei T. Kurka.
- ¹⁰ «Schwelmer Kreis»: Auf Initiative des Oberstudiendirektors Dr. Fritz Helling aus Schwelm/Westfalen versammelten sich Ostern 1952 Pädagogen aus beiden deutschen Staaten. Sie erarbeiteten eine Erklärung deutscher Pädagogen, nach der die Jugend fortan «im Geiste der Völkerverständigung und des Friedens» zu erziehen sei. Später wurden die Tagungen des Schwelmer Kreises von der Adenauer-Regierung in der Bundesrepublik untersagt, woraufhin die westdeutschen Pädagogen noch bis 1962 an den jährlichen Ostertagungen des Schwelmer Kreises in der DDR teilnahmen.
- ¹¹ de Pellegrini, M. und L.: Wir üben Deutsch – programmierte Lernhilfen für die 4. und 5. Klasse, München 1980⁸.
- ¹² de Pellegrini, L.: «Kultur – auf bayrisch» (12/79), «Wittelsbach gegen Widerstand» (11/80), «Die Sinti und der bayrische G'wissenswurm» (10/81), «Eine Kinderfibel zum Mitdenken – o weh» (5/83) – in: Frankfurter Hefte.
- ¹³ de Pellegrini, L.: denn sie wissen wohl, was sie tun – Erinnerungen und zeitgenössische Publikationen eines Lehrers und Freidenkers, München 1984 (Selbstverlag: Dachauer Str. 17, 8000 München 2).
- ¹⁴ de Pellegrini, L.: «Augusto Murer – Partisan und Bildhauer» (138/82), «Der Friedensmaler vom Bodensee» (149/85) – in: Tendenzen.
- ¹⁵ de Pellegrini, L.: «Rapallo im Programm» (1/84) – in: Kürbiskern.

Bruno Laub (Seite 191 bis 199):

- ¹ Das Interview mit Bruno Laub am 1.7.1986 führte Dr. Wolfgang Reischock in Berlin/DDR. Er fertigte gleichfalls eine Tonband-Aufzeichnung sowie eine erste Abschrift des Gespräches. Dafür auch an dieser Stelle herzlichen Dank.
Der Text wurde am 16.7.1986 anlässlich eines Besuchs von Bruno Laub in Hamburg gemeinsam überarbeitet und teilweise ergänzt. Die vorliegende Fassung ist von ihm zur Veröffentlichung autorisiert.
- ² Am 4. August 1914 stimmte die sozialdemokratische Fraktion entgegen den Beschlüssen des Internationalen Kongresses von 1907 – unter Anwendung des Fraktionszwanges gegen die Minderheit – für die Kriegskreditvorlage der Regierung. Der SPD-Abgeordnete Karl Liebknecht, der am 4.8. gemeinsam mit 14 anderen SPD-Abgeordneten gegen die Mehrheit stimmte und am 2.12.1914 bei einer zweiten Bewilligung schliesslich als einziger dagegen stimmte, erinnert sich (Liebknecht 1966², 19ff.): «Noch wenige Tage vor dem 3. August 1914 wiegten sich viele Genossen in dem Wahne, dass die Ablehnung der Kriegskredite für die Mehrheit der Reichstagsfraktion selbstverständlich und zweifellos sei.»

³ Karsen, Fritz (1885-1951), Dr. phil., 1911-1920 Oberlehrer, zuletzt in Berlin, SPD-Mitglied, 1919 Mitbegründer des «Bundes Entschiedener Schulreformer» und aktiv in der Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Lehrer, 1921-Februar 1933 Studiendirektor des Kaiser-Friedrich-Realgymnasiums (ab 1930 Karl-Marx-Schule), die er zu einer demokratischen Reformschule umgestaltete; 1933 aus allen Ämtern entlassen, Emigration in die Schweiz, 1934-1936 nach Paris, 1936-1938 als Bildungsberater der kolumbianischen Regierung nach Bogota, 1938-1946 in den USA; 1946-1948 als pädagogischer Beamter der US-Regierung in Berlin; ab 1948 Professor in New York; als Leiter einer UNESCO-Mission für Erziehungsfragen im August 1951 in Ecuador verstorben (nach Radde 1973).

⁴ Ein ehemaliger Schüler, Hermann J., erinnert sich in einem Brief an seinen alten Lehrer zu dessen 75. Geburtstag (1977):

«Das war eine Zeit, in der ich natürlich nicht Bruno, sondern ‚Herr Laub‘ zu Dir sagte, obwohl sich Deine Anrede mir gegenüber unter Umständen nie änderte, also schon damals die jetzige war. Ich meine die Zeit an der faschistischen Schule, in der Du Lehrer und ich Schüler war.

Für Kinder aus kommunistischen Elternhäusern war die Schule eine Stätte ständiger seelischer Konflikte, ja der Gefahr und darum auch ständig Stätte der Bewährung.

Ich erinnere mich, wie ein Aufatmen besonders von meinem Vater ausging, als wir ihm zum ersten Mal von dem besonderen Lehrer Laub erzählen konnten, der ebenfalls an dieser Schule unterrichtete, aber dennoch so anders war als die ‚Kulka‘, ‚Maschen‘ etc. Hier war nicht nur kein Wort aus dem faschistischen Vokabular zu hören, sondern im Gegenteil der Versuch, in den immer neuen und spannenden Geschichten aus dem schier endlosen Wanderleben des Lehrers Laub das materialistische Verstehen... in das Begriffsvermögen der Schüler einzuführen. Das war eine Kunst, der gleichzeitig versteckten und dennoch verständlichen Rede, die hier der Lehrer Laub praktizierte, die von unseren Eltern sofort verstanden und mit Sympathie bedacht wurde...»

⁵ «Rote Kämpfer»: Widerstandsgruppe, sie waren zunächst «eine der zahlreichen politischen Splittergruppen, die sich im Verlauf der Weltwirtschaftskrise 1929/30 von den Massenparteien SPD und KPD abspalteten, um ohne Bevormundung... eigene ideologische Vorstellungsreihen und praktische Verhaltensweisen gegen den aufkommenden Faschismus zu entwickeln.» Sie wollten «... von einer Räte-Demokratie den antiparlamentarischen Weg zur Errichtung des sozialistischen Gesellschaftssystems gegen die reformistische und bolschewistische Ideologie gehen» (Ihlaue 1969; 1).

Bereits Ende 1932 war von der «Rote Kämpfer»-Reichsleitung in Berlin ein «Fünfergruppen»-System aufgebaut worden, das nach der «Machtergreifung» effektive Widerstandsarbeit erleichterte.

Erst im Herbst 1936 wurde die Gestapo im Laufe von Ermittlungen gegen die illegale KPD auf die «Roten Kämpfer», die überwiegend noch sehr jung waren, aufmerksam. In der daraufhin einsetzenden Verhaftungswelle wurden etwa 150 Mitglieder im ganzen Reich festgenommen und im Jahr darauf – nach zum Teil schwersten Folterungen, die einige Mitglieder in den Selbstmord getrieben hatten – zu mehrjährigen Haftstrafen verurteilt.

Danach kam die Widerstandsarbeit weitgehend zum Erliegen. Erst 1942 konnte eine

etwa 10köpfige Gruppe die Widerstandsarbeit noch einmal aufnehmen (nach Ihlau 1969,124-140).

- ⁶ Lindner, Bruno (Jg. 1901-1987), Volksschullehrer, galt als der «dritte Mann» in der Reichsleitung der Widerstandsgruppe «Rote Kämpfer»; Ende 1936 verhaftet und nach Folterungen und monatelanger Dunkelhaft im Oktober 1937 vom Volksgerichtshof in Berlin zu 7½ Jahren Zuchthaus verurteilt. In der Urteilsbegründung hiess es u.a., dass «sein Wirken als Lehrer strafverschärfend gewertet» werde (nach Ihlau 1969,132-140). Nach Entlassung aus dem Zuchthaus wurde er im Strafbataillon «999» zwangsverpflichtet, von wo aus er in sowjetische Gefangenschaft geriet.

Nach 1945 war er zunächst Leiter einer kommunistischen Parteischule, dann Schulleiter in Berlin-Adlershof und schliesslich bis zur Pensionierung in der Schulabteilung des Magistrats von Berlin/DDR tätig (nach mündlicher Auskunft von Bruno Laub vom 13.9.1986).

- ⁷ «Mussolini-Affäre»: Am 25.7.1943 entzog der italienische «Faschistische Grossrat» Benito Mussolini als «Duce» das Vertrauen und billigte seine Verhaftung. Deutsche Fallschirmjäger befreiten ihn am 12.9.1943, woraufhin er einen blutigen Bruderkrieg im eigenen Land zu führen begann. Als Mussolini am 27.4.1945 in die Schweiz fliehen wollte, wurde er von Widerstandskämpfern erkannt und am folgenden Tag erschossen (nach Zentner/Bedürftig 1985/397).

Literatur

- ANDRICH, Matthias / MARTIN, Guido 1983: Schule im 3. Reich – Die Musterschule. Ein Frankfurter Gymnasium 1933-1939, Frankfurt/M.
- ANGRESS, Werner T. 1985: Generation zwischen Furcht und Hoffnung. Jüdische Jugend im Dritten Reich, Hamburg.
- ANTIFASCHISTISCHE LEHRER IM WIDERSTANDSKAMPF 1967 (Lebensbilder grosser Pädagogen), Berlin/DDR.
- ARBEITSGRUPPE PÄDAGOGISCHES MUSEUM (Hrsg.) 1982: Berliner Lehrerinnenleben 1900-1982 (Mitteilungen und Materialien Nr. 17/18), Berlin.
- ARBEITSGRUPPE PÄDAGOGISCHES MUSEUM (Hrsg.) 1983: Heil Hitler, Herr Lehrer-Volksschule 1933-1945. Das Beispiel Berlin; Reinbek bei Hamburg.
- ARBEITSKREIS LICHTWARKSCHULE (Hrsg.) 1979: Die Lichtwarkschule – Idee und Gestalt, Hamburg.
- ARENDET, Hannah 1974: Über die Revolution, München.
- ARENDET, Hannah 1978² (1964): Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht über die Banalität des Bösen, Reinbek bei Hamburg.
- ASSEL, H.-G. 1969: Die Perversion der politischen Pädagogik im Nationalsozialismus, München.
- BAACKE, Dieter 1979: Ausschnitt und Ganzes – Theoretische und methodologische Probleme bei der Erschliessung von Geschichten; in: BAACKE / SCHULZE 1979.
- BAACKE, Dieter / SCHULZE, Theodor (Hrsg.) 1979: Aus Geschichten lernen – Zur Einübung pädagogischen Verstehens, München.
- BAACKE, Dieter / SCHULZE, Theodor (Hrsg.) 1985: Pädagogische Biographieforschung-Orientierungen, Probleme, Beispiele, Weinheim/Basel.
- BÄR, Curt 1981² (1979): Von Göttingen über Osleb nach Godesberg – Politische Erinnerungen eines Hamburger Pädagogen 1919-1945, Hamburg.
- BALL-KADURI, Kurt Jacob 1967: Vor der Katastrophe – Juden in Deutschland 1934-1939, Tel Aviv.
- BECK, Johannes / BOEHNCKE, Heiner / HEINZ, Werner / VINNAI, Gerhard (Hrsg.) 1980: Terror und Hoffnung in Deutschland 1933-1945. Leben im Faschismus, Reinbek bei Hamburg.
- BECKER, Franz 1985: Vom Berliner Hinterhof zur Storkower Kommendatura, Berlin/DDR.
- BEHNKEN, Klaus (Hrsg.) 1980: Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Sopade) 1934-1940, Band I-VII, Frankfurt/M.
- BERNER, Hanspeter 1984/85: Behindertenpädagogik und Faschismus; in: Behindertenpädagogik Hefte 4/1984 und 1/1985.
- BERNFELD, Siegfried 1926: Sozialismus und Psychoanalyse, Berlin.

- BERNFELD, Siegfried (1925) 1971²: Sisyphos – oder die Grenzen der Erziehung, Frankfurt/M.
- BERNHARD, Armin 1986: Pädagogische Betriebsunfälle (Eine Antwort auf Heinz-Elmar Tenorth); in: päd. extra 12/1986.
- BITNER, Günther 1979: Zur psychoanalytischen Situation biographischer Erzählungen; in: BAACKE/SCHULZE 1979.
- BLOCH, Ernst 1961: Naturrecht und menschliche Würde, Frankfurt/M.
- BLOCH, Ernst 1968: Widerstand und Friede – Aufsätze zur Politik, Frankfurt/M.
- BLOCH, Ernst 1971: Pädagogica, Frankfurt/M.
- BÖLLING, Rainer 1978: Volksschullehrer und Politik. Der Deutsche Lehrerverein 1918-1933, Göttingen.
- du BOIS-REYMOND, Manuela / SCHONIG, Bruno (Hrsg.) 1982: Lehrerlebensgeschichten, Weinheim/Basel.
- BOLLNOW, Otto Friedrich 1983: Eduard Spranger zum hundertsten Geburtstag; in: EISERMANN/MEYER/RÖHRS 1983.
- BRANDT, Leon 1984: Menschen ohne Schatten – Juden zwischen Untergang und Untergrund 1938 bis 1945, Berlin.
- BREYVOGEL, Wilfried 1974: Lehrer zwischen Weimarer Republik und Faschismus. Die Lehrerschaft des Hessischen Volksschullehrervereins in den Jahren 1930 bis 1933 (Geschichte der Lehrerbewegung II), Offenbach.
- BREYVOGEL, Wilfried 1979: Die soziale Lage und das politische Bewusstsein der Volksschullehrer 1927-1933. Eine Studie zur Gewerkschaftsfrage in der Volksschullehrerschaft (Vorwort von Wolfgang KLAFKI, Königstein/TS.
- BREYVOGEL, Wilfried / LOHMANN, Thomas 1985: Schulalltag im Nationalsozialismus; in: HERRMANN 1985.
- BROSZAT, Martin (Hrsg.) 1963: Kommandant in Auschwitz – Autobiographische Aufzeichnungen des Rudolf HÖSS, München.
- BROSZAT, Martin / FRÖHLICH, Elke (Hrsg.) 1983: Bayern in der NS-Zeit (Bd. I-V), München/Wien.
- BRÜCKNER, Peter 1980: Das Abseits als sicherer Ort – Kindheit und Jugend zwischen 1933 und 1945, Berlin.
- BUDDE, Peter 1986: Schulportrait: Die Internationale Quäkerschule in Holland; in: beziehung2/1986.
- BUNDESZENTRALE FÜR POLITISCHE BILDUNG (Hrsg.) 1985: Widerstand und Exil 1933-1945 (Schriftenreihe Bd. 223), Bonn.
- BURGARD, Edith / DiERCKS, Herbert / ZAHRNDT, Rose-Marie 1982: Rudolf KLUG – Ein Lehrer passt sich nicht an (Hrsg. von WN-BdA), Hamburg.
- BURGARD, Edith 1985: Magda THÜREY: «... und lehren, den Krieg zu verabscheuen»; in: HOCHMUTH / de LORENT 1985.
- CLOER, Ernst (Hrsg.) 1983: Das Dritte Reich im Jugendbuch, Braunschweig.
- DABEL, Gerhard (Hrsg.) 1981: KLV. Die erweiterte Kinder-Land-Verschickung, Freiburg.
- DEUTSCHER KOORDINATIONS RAT DER GESELLSCHAFT FÜR CHRISTLICH-JÜDISCHE ZUSAMMENARBEIT (Hrsg.) 1969: ...die dem Gewissen gehorchten, Frankfurt/M.
- DEUTSCHKRON, Inge 1985² (1978): Ich trug den gelben Stern, München.
- van DICK, Lutz (Hrsg.) 1984 (1987²): Lernen in der Friedensbewegung – Verantwortung von Pädagogen, Weinheim/Basel.

- van DICK, Lutz / HANSEN, Georg (Hrsg.) 1987: «Heute noch!» – Carl-Heinz EVERS. Eine politisch-pädagogische Biographie, Weinheim/Basel.
- van DICK, Lutz 1988: Oppositionelles Lehrerverhalten. Biographische Berichte über den aufrechten Gang von Lehrerinnen und Lehrern, Weinheim/München.
- DICKOPP, K.-H. 1971: Systemanalyse nationalsozialistischer Erziehung, Ratingen.
- DKP 1984 (Hrsg.): Wilhelm HAMMANN – Landrat, Lehrer, Kommunist, Widerstandskämpfer – Eine Dokumentation, Gross-Gerau.
- DONAT, Helmut 1987: Friedrich Wilhelm FOERSTER (1869-1966) – Friedenssicherung als religiös-sittliches und ethisch-politisches Programm; in: RAJEWSKY / RIESENBERGER 1987.
- DREWITZ, Ingeborg 1980: Gestern war Heute – Hundert Jahre Gegenwart (Roman), München.
- DUDEK, Peter 1987: Pädagogik 1933-1945. Anmerkungen zu Armin Bernhards pädagogischem Betriebsunfall, in: päd. extra 12/86; in: päd. extra 2-3/1987.
- EBERHARD, Fritz 1981² (1974): Illegal in Deutschland – Erinnerungen an den Widerstand gegen das Dritte Reich; in: PEUKERT / REULECKE 1981.
- EGGERT, Heinz-Ulrich (Hrsg.) 1984: Der Krieg frisst eine Schule. Die Geschichte der Oberschule für Jungen am Wasserturm in Münster 1935-1945, Münster.
- EICKELS, Klaus van 1982: Das Collegium Augustinum Gaesdonck in der NS-Zeit 1933-1942, Kleve.
- EIERDANZ, Jürgen 1987: «Wir wollen gehorchen lernen!» – Peter Petersen und der «Jean-Plan»; in: Demokratische Erziehung 3/1987.
- EIERDANZ, Jürgen / HEINEMANN, Karl-Heinz (Hrsg.) 1988: Pädagogen in gesellschaftlicher Verantwortung – Fritz Helling, Frankfurt/M.
- EILERS, Rolf 1963: Die nationalsozialistische Schulpolitik. Eine Studie zur Funktion der Erziehung im totalitären Staat, Köln.
- EISERMANN, Walter / MEYER, Hermann J. / RÖHRS, Hermann (Hrsg.) 1983: Massstäbe – Perspektiven des Denkens von Eduard Spranger, Düsseldorf.
- ELLGER-RÜTTGARDT, Sieglind 1987: «Die Kinder, die waren alle so lieb...» Frieda STOPPENBRINK-BUCHHOLZ: Hilfsschulpädagogin, Anwältin der Schwachen, Soziale Demokratin, Weinheim/Basel.
- ESH, Shaul 1969: Historische Einführung; in: SCHWERSENZ / WOLFF 1969.
- EVERS, Carl-Heinz 1987: Kindheit und Jugend im Nationalsozialismus; in: van DICK / HANSEN 1987.
- FEIDEL-MERTZ, Hildegard 1979: Anregung zur Reflexion; in: betrifft: erziehung 2/1979.
- FEIDEL-MERTZ, Hildegard / SCHNORBACH, Hermann 1981: Lehrer in der Emigration, Weinheim/Basel.
- FEIDEL-MERTZ, Hildegard (Hrsg.) 1983: Schulen im Exil – die verdrängte Pädagogik nach 1933, Reinbek bei Hamburg.
- FEITEN, Willi 1981: Der Nationalsozialistische Lehrerbund, Weinheim/Basel.
- FIEGE, Hartwig 1986: Fritz Köhne – Ein grosser Hamburger Schulmann 1879-1956 (Verein für Hamburgische Geschichte Bd. 28), Neumünster.
- FLESSAU, Kurt-Ingo 1977: Schule der Diktatur – Lehrpläne und Schulbücher des Nationalsozialismus, München.
- FLESSAU, Kurt-Ingo / NYSSSEN, Elke / PÄTZOLD, Günter (Hrsg.) 1987: Erziehung im Nationalsozialismus – «... und sie werden nicht mehr frei ihr ganzes Leben!», Köln/Wien.

- FLITNER, Wilhelm 1986: *Erinnerungen 1889-1945*, Paderborn.
- FOCKE, Harald / REIMER, Uwe (Hrsg.) 1979: *Alltag unterm Hakenkreuz. Wie die Nazis das Leben der Deutschen veränderten*, Reinbek bei Hamburg.
- FRICKE, K. 1974: *Die Pädagogik Adolf Reichweins. Ihre systematische Grundlegung und praktische Verwirklichung als Sozialerziehung*, Bern/Frankfurt/M.
- FRIEDRICH, Ernst (1924) 1980: *Krieg dem Kriege*, Frankfurt/M.
- FRIESE, Gernot 1973: *Anspruch und Wirklichkeit des Sports im Dritten Reich. Studien zum System nationalsozialistischer Leibeserziehung (Phil. Diss.)*, Münster.
- FRISCH, Max 1964: *Mein Name sei Gantenbein (Roman)*, Frankfurt/M.
- FROMM, Erich 1980: *Arbeiter und Angestellte am Vorabend des Dritten Reiches. Eine sozialpsychologische Untersuchung (hrsg. von Wolfgang BONSS)*, Stuttgart.
- FUCHS, Werner 1984: *Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden*, Opladen.
- FÜHR, Christoph 1972: *Zur Schulpolitik der Weimarer Republik – Darstellung und Quellen*, Weinheim.
- GÄRTNER, Hans 1956: *Problems of Jewish Schools in Germany during the Hitler Regime; in: Yearbook I Leo-Baeck-Institute, London (Auszug in deutscher Übersetzung auch in: SCHNORBACH 1983)*.
- GAMM, Hans-Jochen 1975: *Dreissig Jahre Befreiung vom Faschismus und die bundesdeutsche Erziehungswissenschaft; in: Demokratische Erziehung 3/1975*.
- GAMM, Hans-Jochen 1979: *Die Verdrängung des Faschismus in der bundesdeutschen Pädagogik; in: Jahrbuch für Lehrer 5, Reinbek bei Hamburg*.
- GAMM, Hans-Jochen 1982: *Friedenserziehung als pädagogisches Problem – Anmerkungen zur bundesdeutschen Friedensbewegung; in: Demokratische Erziehung 1/1982*.
- GAMM, Hans-Jochen 1983: *Materialistisches Denken und pädagogisches Handeln*, Frankfurt/New York.
- GAMM, Hans-Jochen 1984² (1964): *Führung und Verführung – Pädagogik des Nationalsozialismus*, Frankfurt/New York.
- GAMM, Hans-Jochen 1984: *Von der faschistischen Erziehung zur Pädagogik des Widerstands; in: van DICK 1984*.
- GAMM, Hans-Jochen 1985: *Antifaschismus als Auftrag einer humanistischen Pädagogik; in: Demokratische Erziehung 4/1985*.
- GAMM, Hans-Jochen 1987: *Kontinuität der Kathederpädagogik oder: Differenzen über faschistische Pädagogik; in: Demokratische Erziehung 2/1987*.
- GEUDTNER, Otto / HENGSBACH, Hans / WESTERKAMP, Sybille 1985: *«Ich bin katholisch getauft und Arier.» Aus der Geschichte eines Kölner Gymnasiums*, Köln.
- GIORDANO, Ralph 1984: *Vorwort; in: Hecht 1984*.
- GIORDANO, Ralph 1987: *Die zweite Schuld oder Von der Last ein Deutscher zu sein*, Hamburg.
- GÖBEL, W. 1984: *Abiturwissen – Die Weimarer Republik*, Stuttgart.
- GÖKEN, Johannes 1948: *Der Kampf um das Kreuz in der Schule. Eine Volkserhebung in Süddolnburg im Jahre 1936*, Osnabrück.
- GROSSMANN, KurtR. 1961² (1957): *Die unbesungenen Helden. Menschen in Deutschlands dunkelsten Tagen*, Berlin.

- von der GRÜN, Max 1979: Wie war das eigentlich? Kindheit und Jugend im Dritten Reich, Darmstadt/Neuwied.
- GUDJONS, Herbert / PIEPER, Marianne / WAGENER, Birgit 1986: Auf meinen Spuren. Das Entdecken der eigenen Lebensgeschichte. Vorschläge und Übungen für pädagogische Arbeit und Selbsterfahrung, Reinbek bei Hamburg.
- HAGENER, Caesar 1985: Fritz Köhne – Mythos und Wirklichkeit; in: HOCHMUTH / de LORENT 1985.
- HALLE, Anna Sabine 1982² (1980): «Die Gedanken sind frei...» – Eine Jugendgruppe der Berliner Quäker 1935-1941 (Beiträge zum Thema Widerstand 14, hrsg. von der Gedenk- und Bildungsstätte Stauffenbergstrasse), Berlin.
- HALLE, Anna Sabine 1984: «Alle Menschen sind Brüder...» – Über Quäkerhaltung und Quäkerarbeit 1933-1941; in: Tribüne-Zeitschrift zum Verständnis des Judentums 90/1984.
- HALLE, Anna Sabine 1985 a: «Alle Menschen sind Brüder...» – Nahezu unbekannter religiöser Widerstand im «Dritten Reich»; in: Bundeszentrale für politische Bildung 1985.
- HALLE, Anna Sabine 1985 b: Als Zeitzeuge im Wissenschaftsbetrieb – Über Versuche eines Dialogs (unveröff. Manuskript), Berlin.
- HECHT, Ingeborg 1984: Als unsichtbare Mauern wuchsen. Eine deutsche Familie unter den Nürnberger Rassegesetzen, Hamburg.
- HECKMANN, Gustav 1966: Sieg ohne Waffen. Bericht über den norwegischen Widerstand gegen die deutsche Besatzungsmacht; in: Neue Sammlung 1/1966.
- HEINEMANN, Manfred (Hrsg.) 1977: Der Lehrer und seine Organisation, Stuttgart.
- HEINEMANN, Manfred (Hrsg.) 1980: Erziehung und Schule im Dritten Reich, Bd. 1: Kindergarten, Schule, Jugend, Berufserziehung; Bd.2: Hochschule, Erwachsenenbildung, Stuttgart.
- HEITHER, Dietrich / MATTHÄUS, Wolfgang / PIEPER, Bernd 1984: Als jüdische Schülerin entlassen. Erinnerungen und Dokumente zur Geschichte der Heinrich-Schütz-Schule in Kassel, Kassel.
- von HELLFELD, Matthias / KLÖNNE, Arno 1985: Die betrogene Generation – Jugend im Faschismus, Köln.
- HELLING, Fritz 1958: Schulreform in der Zeitenwende. Eine Auswahl aus Reden und Aufsätzen aus der Zeit von 1926 bis 1958, Schwelm.
- HELLING, Fritz 1968² (1966): Eduard Sprangers Weg zu Hitler; in: ders. (Hrsg.): Neue Politik – Neue Pädagogik. Lehren für uns Deutsche, Schwelm.
- HENDERSEN, J. L. 1958: Adolf Reichwein. Eine politisch-pädagogische Biographie (hrsg. von Helmut LINDEMANN), Stuttgart.
- HENNINGSEN, Jürgen 1962: Autobiographie und Erziehungswissenschaft. Eine methodologische Erörterung; in: Neue Sammlung 1962 (überarbeitete Auflage in: neue pädagogische Bemühungen 87, Essen 1981).
- HERRMANN, Ulrich (Hrsg.) 1985: «Die Formung des Volksgenossen» – Der «Erziehungsstaat» des Dritten Reiches, Weinheim/Basel.
- HERRMANN, Ulrich 1987: Biographische Konstruktionen und das gelebte Leben. Prolegomena zu einer Biographie- und Lebenslaufforschung in pädagogischer Absicht; in: Zeitschrift für Pädagogik 3/1987.
- HERRMANN, Ulrich / OELKERS, Jürgen (Hrsg.) 1989: Pädagogik und Nationalsozialismus, Weinheim und Basel.

- HERZER, Manfred 1985: «Am Beischlaf wird aber nicht gespart» – Max Hodann; in: Sonderheft Konkret Sexualität 1985, Hamburg.
- HEYDORN, Heinz-Joachim 1979²: Über den Widerspruch von Bildung und Herrschaft, Bildungstheoretische Schriften Bd. 2, Frankfurt/M.
- HEYDORN, Heinz-Joachim 1980²: Ungleichheit für alle – Zur Neufassung des Bildungsbegriffs, Bildungstheoretische Schriften Bd. 3, Frankfurt/M.
- HOCH, Gerhard 1985: Lehrer zwischen Widerstand und Unterwerfung; in: Westermanns Pädagogische Beiträge 9/1985.
- HOCHHUTH, Maili 1985: Schulzeit auf dem Lande 1933-1945, Kassel.
- HOCHMUTH, Ursel / MEYER, Gertrud 1980² (1969): Streiflichter aus dem Hamburger Widerstand 1933-1945, Frankfurt/M.
- HOCHMUTH, Ursel / de LORENT, Hans-Peter (Hrsg.) 1985: Hamburg – Schule unterm Hakenkreuz, Hamburg.
- HOHENDORF, Gerd u.a. (Hrsg.) 1974: Lehrer im antifaschistischen Widerstandskampf der Völker. Studien und Materialien (Monumenta Paedagogica Bd. XV), Berlin/DDR.
- HOHMANN, Joachim 1985: Vom Elend politischer Bildung – Konservatismus, Nationalismus und Faschismus als Quellen staatsbürgerlicher Erziehung in westdeutschen Schulen, Köln.
- HORBACH, Michael 1979² (1964): So überlebten sie den Holocaust. Zeugnisse der Menschlichkeit 1933-1945, München.
- HUBER, W. / KREBS, A. (Hrsg.) 1981: Adolf Reichwein 1898-1944. Erinnerungen, Forschungen, Impulse, Paderborn/München.
- IHLAU, Olaf 1969: Die roten Kämpfer. Ein Beitrag zur Geschichte der Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik und im Dritten Reich (Marburger Abhandlungen zur Politischen Wissenschaft Bd. 14), Meisenheim a. G.
- ITALIAANDER, Rolf (Hrsg.) 1964: Peter Martin LAMPEL, Hamburg.
- JAHNKE, Karl-Heinz 1970: Entscheidungen. Jugend im Widerstand 1933-1945, Frankfurt/M.
- JENS, Walter 1982: Mein Lehrer Ernst Fritz; in: REICH-RANICKI 1982.
- JENS, Walter 1985 a: Ernst Fritz: «Schliesst die Augen, Jungs»; in: HOCHMUTH / de LORENT 1985.
- JENSSEN, Otto (Hrsg.) 1924: Der lebendige Marxismus – Festgabe zum 70. Geburtstag von Karl KAUTSKY, Jena.
- JUNG, Wolfgang 1979: «Der rote Wanderer» (1803-1879); in: Jahrbuch für Lehrer 4, Reinbek bei Hamburg.
- KAWERAU, Siegfried 1922: Der Bund entschiedener Schulreformer – Werden und Wesen, Berlin.
- KEIM, Anton M. (Hrsg.) 1983: Yad Vashem – Die Judenretter aus Deutschland, München.
- KEIM, Wolfgang 1986: Verfolgte Pädagogen und verdrängte Reformpädagogik. Ein Literaturbericht; in: Zeitschrift für Pädagogik 3/1986.
- KEIM, Wolfgang 1987: Paul OESTREICH (1878-1959). Friede durch kulturelle Erneuerung; in: RAJEWSKY / RIESENBERGER 1987.
- KEIM, Wolfgang (Hrsg.) 1988: Pädagogen und Pädagogik im Nationalsozialismus – Ein unerledigtes Problem der Erziehungswissenschaft, Frankfurt/M./Bern/ New York/Paris.
- KEIM, Wolfgang 1988 b: Das nationalsozialistische Erziehungswesen im Spiegel neuerer

- Untersuchungen. Ein Literaturbericht; in: Zeitschrift für Pädagogik 34/1988.
- KEIM, Wolfgang 1988 c: «Vergangenheit, die nicht vergehen will...» – Reichspogromnacht und (bundes-)deutsche Erziehungswissenschaft; in: Pädagogik 10/1988.
- KLAFKI, Wolfgang 1982: Die Pädagogik Theodor Litts: Eine kritische Vergegenwärtigung, Königstein/Ts.
- KLAFKI, Wolfgang 1983: Zwischen Führerglauben und Distanzierung – Kindheit und Jugend unter dem Nationalsozialismus; in: Westermanns Pädagogische Beiträge 12/1983. Zuerst in: BREYVOGEL, W. / WENZEL, H. (Hrsg.) 1983: Subjektivität und Schule. Pädagogisches Handeln zwischen subjektivem Sinn und institutioneller Macht, Essen. Auch in: HERRMANN 1985.
- KLAFKI, Wolfgang 1985: Neue Studien zur Bildungstheorie und Didaktik, Weinheim/Basel.
- KLAFKI, Wolfgang (Hrsg.) 1988: Verführung, Distanzierung, Ernüchterung. Kindheit und Jugend im Nationalsozialismus. Autobiographisches aus erziehungswissenschaftlicher Sicht, Weinheim/Basel 1988.
- KLATTENHOFF, Klaus / WISSMANN, Friedrich 1985: Lehrer und Schule im Jahre 1933 – dargestellt an den Ereignissen im Oldenburger Land und in Ostfriesland, Oldenburg.
- KLEIN, Helmut / REISCHOCK, Wolfgang 1962: Polytechnische Bildung und Erziehung in der DDR, Reinbek bei Hamburg.
- KLEWITZ, Marion 1987: Lehrersein im Dritten Reich. Analysen lebensgeschichtlicher Erzählungen zum beruflichen Selbstverständnis, Weinheim/München.
- KLÖNNE, Arno 1982: Jugend im Dritten Reich. Die Hitler-Jugend und ihre Gegner, Düsseldorf.
- KÖHLER, Jochen 1981² (1979): Klettern in der Grossstadt – Volkstümliche Geschichten vom Überleben in Berlin 1933-1945, Berlin.
- KÖHLER, Manfred 1985: Die Volksschule Harsum im Dritten Reich. Widerstand und Anpassung einer katholischen Dorfschule, Hildesheim.
- KOGON, Eugen 1983¹³ (1974): Der SS-Staat – Das System der deutschen Konzentrationslager, München.
- KOHLI, Martin (Hrsg.) 1978: Soziologie des Lebenslaufs, Darmstadt/Neuwied.
- KOPITZSCH, Wolfgang 1983: Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) 1947-1975. Grundzüge ihrer Geschichte, Hamburg.
- KRAUSE-VILMAR, Dietfried (Hrsg.) 1978: Lehrerschaft, Republik und Faschismus 1918-1933, Köln.
- KRUPP, Manfred / LINDNER, Wolf 1985: «Eher werde ich sterben...» – Wilhelm HAMMANN: Lehrer, Kommunist, Widerstandskämpfer (Sendemanuskript des Hessischen Rundfunks), Frankfurt/M.
- KÜHNEL, Reinhard 1977: Texte zur Faschismuskonversation 1 – Positionen und Kontroversen, Reinbek bei Hamburg.
- KÜHNEL, Reinhard 1979: Faschismustheorien – Texte zur Faschismuskonversation 2. Ein Leitfaden, Reinbek bei Hamburg.
- KUPFFER, Heinrich 1984: Der Faschismus und das Menschenbild in der deutschen Pädagogik, Frankfurt/M.
- LARASS, Claus 1983: Der Zug der Kinder – Kinderlandverschickung, München.

- LEHBERGER, Reiner / de LORENT, Hans-Peter (Hrsg.) 1986: Die Fahne hoch – Schulpolitik und Schulalltag in Hamburg unterm Hakenkreuz, Hamburg.
- LEUNER, H. W. 1967² (1966): Als Mitleid ein Verbrechen war – Deutschlands stille Helden, Wiesbaden (London).
- LEY, Karl 1973: Wir glauben Ihnen – Tagebuchaufzeichnungen und Erinnerungen eines Lehrers aus dunkler Zeit, Siegen-Volnsberg.
- LIETZ, Barbara 1985: Walsdorf im 2. Weltkrieg: Chronik der Volksschule Walsdorf 1939-45 (hrsg. v. Helmut LEICHTFUSS und Gerhard BUCK), Bad Camberg.
- LINGELBACH, Karl Christoph 1970: Erziehung und Erziehungstheorien im nationalsozialistischen Deutschland, Weinheim/Berlin/Basel. Überarbeitete und erweiterte 2. Auflage (Bd. 6 der sozialistischen Untersuchungen zur Reformpädagogik und Erwachsenenbildung), Frankfurt/M. 1987.
- LITT, Theodor 1934 (als Broschüre 1933): Die Geisteswissenschaften im nationalsozialistischen Staat; in: Die Erziehung 1934 (S. 12ff.).
- de LORENT, Hans-Peter 1985: Dietrich ROTHENBERG: «Ich tat, was nötig war»; in: HOCHMUTH / de LORENT 1985.
- de LORENT, Hans-Peter 1986: Mitglieder der Interessengemeinschaft oppositioneller Lehrer, Portraits (Walter FLACKE, Wilhelm und Paul ZESS, Carl PESTLIN, Fritz KIEHNE); in: LEHBERGER / de LORENT 1986.
- LOWENTHAL, E. G. 1981: Juden in Preussen – Ein biographisches Verzeichnis, Berlin.
- MANN, Erika 1986² (1983): Zehn Millionen Kinder. Die Erziehung der Jugend im Dritten Reich (Engl.: School for Barbarians. Education under the Nazis), München (Amsterdam).
- MARKMANN, Hans-Joachim 1984: Der deutsche Widerstand gegen den Nationalsozialismus 1933-1945. Modelle für den Unterricht, Mainz.
- MATT, Alphons 1980: Hat es sich gelohnt? Gespräche und Dokumente über den Widerstand in Europa von 1930 bis 1945, Zürich/München.
- MAX-TRAEGER-STIFTUNG (Hrsg.) 1985: Schafft eine lebendige Schule – Adolf Reichwein 1898-1944, Heidelberg.
- MEIER, Kurt 1968: Kirche und Judentum. Die Haltung der evangelischen Kirche zur Judenpolitik des Dritten Reiches, Göttingen.
- MEVIUS, Ludolf 1982: Zur Geschichte der Lehrerarbeitslosigkeit in Hamburg 1870-1970 (hrsg. von der GEW), Hamburg.
- MEVIUS, Ludolf (Red.) 1980: 175 Jahre Gesellschaft der Freunde des vaterländischen Schul- und Erziehungswesens (hrsg. von der GEW), Hamburg.
- MEVIUS, Ludolf 1985 a/b: Anna Siemsen. Eine sozialistische Berufspädagogin; MAX ZELCK: «Vorkämpfer eines landesverräterischen Pazifismus»; in: HOCHMUTH / de LORENT 1985.
- MEYER-ZOLLITSCH, Almuth 1984: Nationalsozialismus und evangelische Kirche in Bremen, (Staatsarchiv) Bremen.
- MILLER, Susanne / POTTHOFF, Heinrich 1981: Kleine Geschichte der SPD. Darstellung und Dokumentation 1848-1980, Bonn.
- MILLER, Susanne 1985: Adolf Reichwein – seine Bedeutung im antifaschistischen Widerstand; in: MAX-TRAEGER-STIFTUNG: Forschungsberichte 18, Frankfurt/ Heidelberg.
- MITSCHERLICH, Alexander und Margarete 1967: Die Unfähigkeit zu trauern, München (Neuaufgabe 1977).

- MITZENHEIM, Paul 1968: Zum Kampf der demokratischen Kräfte gegen die Faschisierung des Thüringer Schulwesens vor 1933; in: Jahrbuch für Erziehungs- und Schulgeschichte, Berlin/DDR.
- MÜLLER, G. 1978: Ernst Krieck und die nationalsozialistische Wissenschaftsreform. Motive und Tendenzen einer Wissenschaftslehre und Hochschulreform im Dritten Reich, Weinheim.
- MÜNSTER, Arno (Hrsg.) 1977: Tagträume vom aufrechten Gang. Sechs Interviews mit Ernst BLOCH, Frankfurt/M.
- NAUJOKS, Rainer 1973: Lehrer im Widerstand während der Zeit des Nationalsozialismus (Erziehungswiss. Hausarbeit), Hamburg.
- NIETHAMMER, Lutz (Hrsg.) 1983: «Die Jahre weiss man nicht, wo man die heute hinsetzen soll» – Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet Bd. 1, Berlin/Bonn.
- NIETHAMMER, Lutz (Hrsg.) 1983: «Hinterher merkt man, dass es richtig war, dass es schiefgegangen ist» – Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet Bd.2, Berlin/ Bonn.
- NIETHAMMER, Lutz (Hrsg.) 1985² (1980): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der «Oral History», Frankfurt/M.
- NIXDORF, Bärbel 1980: Politisierte Schule? Zusammenfassung einiger Ergebnisse einer Fallstudie zum Lehrerverhalten in der NS-Zeit; in: Informationen zur erziehungs- und bildungshistorischen Forschung 14/1980.
- NYSSSEN, Elke 1979: Schule im Nationalsozialismus, Heidelberg.
- OELKERS, Jürgen 1987: Subjektivität, Autobiographie und Erziehung; in: Zeitschrift für Pädagogik 3/1987.
- OETINGER, Friedrich (alias: Theodor WILHELM) 1951: Wendepunkt der politischen Erziehung – Partnerschaft als pädagogische Aufgabe, Stuttgart (die Auflagen 1953 und 1956 erschienen unter verändertem Titel: Partnerschaft – Die Aufgabe der politischen Bildung).
- OTTWEILER, Ottwilm 1979: Die Volksschule im Nationalsozialismus, Weinheim.
- PAUL, Gerhard 1985: Die jüdische Volksschule in Saarbrücken (1934 bis 1939); in: Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend XXXIII/1985.
- PAUL, Gernot 1985: Lehrerbildung und Politik. Eine Analyse der Auseinandersetzungen während der Weimarer Republik, Hamburg.
- de PELLEGRINI, Ludwig 1984: Denn sie wissen wohl, was sie tun – Erinnerungen und zeitenössische Publikationen eines Lehrers und Freidenkers, München.
- PEUKERT, Detlev / REULECKE, Jürgen (Hrsg.) 1981: Die Reihen fast geschlossen. Beiträge zur Geschichte des Alltags unterm Nationalsozialismus, Wuppertal.
- PEUKERT, Detlev 1985² (1981): Alltag unterm Nationalsozialismus; in: HERRMANN 1985.
- PLATNER, Geert u.a. (Hrsg.) 1983: Schule im Dritten Reich – Erziehung zum Tod? Eine Dokumentation, München.
- POPP, Wolfgang u.a. 1981-83: Lehrerbefragung zur NS-Zeit (Projekt am FB Sprach- und Literaturwissenschaft der Universität/Gesamthochschule Siegen – unveröff. Manuskripte), Siegen.
- POPLOW, Ulrich 1980: Schulalltag im Dritten Reich. Fallstudie über ein Göttinger Gymnasium; in: aus politik und Zeitgeschichte 18/1980.
- PRANGE, Klaus 1987: Lebensgeschichte und pädagogische Reflexion; in: Zeitschrift für Pädagogik 3/1987.

- RADDE, Gerd 1973: Fritz Karsen – Ein Berliner Schulreformer der Weimarer Zeit, Berlin.
- RAJEWSKY, Christiane / RIESENBERGER, Dieter (Hrsg.) 1987: Wider den Krieg – Grosse Pazifisten von Kant bis Böll, München 1987.
- RANDT, Ursula 1984: Carolinenstrasse 35 – Geschichte der Mädchenschule der Deutsch-Israelitischen Gemeinde in Hamburg 1884-1942, Hamburg.
- REICH-RANICKI, Marcel (Hrsg.) 1982: Meine Schulzeit im Dritten Reich. Erinnerungen deutscher Schriftsteller, Köln.
- REICHWEIN, Adolf 1974: Ein Lebensbild aus Briefen und Dokumenten (ausgewählt von Rosemarie REICHWEIN unter Mitwirkung von Hans BOHNENKAMP, hrsg. und kommentiert von Ursula SCHULZ), München.
- REICHWEIN, Adolf 1978: Ausgewählte pädagogische Schriften (besorgt von Herbert E. RUPPERT und Horst E. WITTIG), Paderborn.
- RICHTER, Horst-Eberhard 1986: Die Chance des Gewissens. Erinnerungen und Assoziationen, Hamburg.
- RODENSTEIN, Heinrich 1974: 25 Jahre GEW; in: Die Deutsche Schule 66/1974.
- RODENSTEIN, Heinrich 1979: Rückblenden – Fünf Reden zur Lehrerschaft in der Geschichte, Frankfurt / M.
- van ROON, Ger 1967: Neuordnung im Widerstand. Der Kreisauer Kreis innerhalb der deutschen Widerstandsbewegung, München.
- ROSSMEISSL, Dieter 1985: «Ganz Deutschland wird zum Führer halten...» – Zur politischen Erziehung in den Schulen des Dritten Reiches, Frankfurt/M.
- ROTHENBERG, Dietrich 1932: Unsere Schule in Gefahr; in: Schulgemeinde Telemannstrasse 5/1932.
- ROTHENBERG, Dietrich 1933: Luftschutzpropaganda in den Schulen bedeutet Erziehung zum Krieg; in: Hamburger Lehrerzeitung 8/1933.
- ROTHENBERG, Dietrich 1967: Opfergang Hamburger Lehrer; in: Schule und Nation 3/1967.
- ROTHENBERG, Dietrich 1985 a-e: Berichte über die Lehrer Albrecht BADEKOW, Emma CARSTENSEN, Margarete HOEFER, Rudolf KLUG, Anna RIEPER; in: HOCHMUTH / de LORENT 1985.
- ROTHENBERG, Dietrich 1986: Oppositionelle Lehrer. Die Bedeutung der IOL (Interessengemeinschaft oppositioneller Lehrer) im Kampf gegen Notverordnungen, schulpolitischen Abbau und drohenden Faschismus; in: LEHBERGER / de LORENT 1986.
- RUDNICK, Martin 1985: Behinderte im Nationalsozialismus. Von der Ausgrenzung und der Zwangssterilisation zur «Euthanasie», Weinheim/Basel.
- SCHACHNE, Lucie 1986: Erziehung zum geistigen Widerstand – Das jüdische Landschulheim Herrlingen 1933-1939, Frankfurt/M.
- SCHIRATZKI, Selma 1960: The Rykestrasse School in Berlin (1922-44) – A Jewish Elementary School during the Hitler Period; in: Year Book V Leo-Baeck-Institute, London.
- SCHNORBACH, Hermann 1974: Umfang und Bedeutung des Anteils von Lehrern am antifaschistischen Widerstandskampf (Erziehungswiss. Hausarbeit), Frankfurt.
- SCHNORBACH, Hermann (Hrsg.) 1983: Lehrer und Schule unterm Hakenkreuz – Dokumente des Widerstands von 1930 bis 1945, Königstein/Ts.
- SCHNORBACH, Hermann 1989: Lehrer im Internationalen Gewerkschaftsbund.

- Entstehung und Entwicklung des Internationalen Berufssekretariats der Lehrer von 1918 bis 1945, Weinheim/München.
- SCHOLTZ, Harald 1985: Erziehung und Unterricht unterm Hakenkreuz, Göttingen.
- SCHONIG, Bruno u.a. 1979-82: Projekt Lehrerlebensläufe an der PH Berlin / Institut für Sozialpädagogik / TU Berlin (unveröff. Manuskripte), Berlin.
- SCHONIG, Bruno u.a. 1980,1981,1982,1986: Lehrerlebensgeschichten 1-7 (Hans PAECH, Elise F., Fritz SAAGER, Harry KLEEMANN, Dorothea MAIKATH U.A.; hrsg. von der GEW), Berlin.
- SCHÜTZE, Fritz 1977: Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen; in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Kommunikative Sozialforschung, München.
- SCHULZE, Theodor 1979: Autobiographie und Lebensgeschichte; in: BAACKE / SCHULZE 1979.
- SCHULZE, Theodor 1985: Lebenslauf und Lebensgeschichte. Zwei unterschiedliche Sichtweisen und Gestaltungsprinzipien biographischer Prozesse; in: BAACKE /SCHULZE 1985.
- SCHWERSENZ, Jizchak / WOLFF, Edith 1969: Jüdische Jugend im Untergrund; in: Bulletin 45 des Leo-Baeck-Instituts, Tel Aviv.
- SCHWERSENZ, Jizchak / WOLFF, Edith 1981: Jüdische Jugend im Untergrund; in: aus politik und Zeitgeschichte, Bonn 15-16/1981.
- SCHWERSENZ, Jizchak 1988: Die versteckte Gruppe. Ein jüdischer Lehrer erinnert sich an Deutschland, Berlin.
- SEELIGER, Rolf (Hrsg.) 1964: Braune Universität. Deutsche Hochschullehrer gestern und heute (Heft 1), München.
- SIEGEL, Elisabeth 1981: Dafür und dagegen: Ein Leben für die Sozialpädagogik, Stuttgart.
- SIEMSEN, Anna 1924: Psychologische Voraussetzungen des Sozialismus; in: JENSSEN 1924.
- SONNENBERGER, Franz 1983: Der neue «Kulturkampf». Die Gemeinschaftsschule und ihre historischen Voraussetzungen; in: BROZAT / FRÖHLICH 1983 (Bd. III, 235-328).
- SPRANGER, Eduard 1973² (1953): Ein Professorenleben im 20. Jahrhundert; in: ders.: Gesammelte Schriften Bd. X, Heidelberg.
- SPRANGER, Eduard 1955² (1945): Mein Konflikt mit der nationalsozialistischen Regierung 1933; in: Universitas 10/1955.
- STEENBOCK, Kristina 1985: Die Gewerkschaft der Lehrer wird gleichgeschaltet; in: HOCHMUTH / de LORENT 1985.
- STEINHAUS, Hubert 1981: Hitlers pädagogische Maximen: «Mein Kampf» und die Destruktion der Erziehung im Nationalsozialismus (Studien zur Pädagogik der Schule Bd. 3), Frankfurt/Bern.
- STERN, Carola 1982: Hitlerlieder singend zogen wir durchs Dorf; in: REICH-RANICKI 1982.
- STÖHR, Wolfgang 1978: Lehrer und Arbeiterbewegung: Entstehung und Politik der ersten Gewerkschaftsorganisation der Lehrer in Deutschland 1920 bis 1923 (Bd. 1 und 2), Marburg.
- STRAUSS, Herbert A. / RÖDER, Werner (Hrsg.) 1983: Biographisches Handbuch der

- deutschsprachigen Emigration nach 1933 (Bd. I-III), München/New York/ London/ Paris.
- STRÖBINGER, Rudolf 1984: Der Mord in der «Villa Edelweiss». So starb 1933 der emigrierte Philosoph Theodor Lessing; in: Tribüne – Zeitschrift zum Verständnis des Judentums 91/1984.
- TENORTH, Heinz-Elmar 1985: Zur deutschen Bildungsgeschichte 1918-1945. Probleme, Analysen und politisch-pädagogische Perspektiven, Köln.
- TENORTH, Heinz-Elmar 1986: Deutsche Erziehungswissenschaft 1930 bis 1945. Aspekte ihres Strukturwandels; in: Zeitschrift für Pädagogik 3/1986.
- TENORTH, Heinz-Elmar 1987: Falsche Fronten – Über das Elend kritischer Pädagogik angesichts der Geschichte der Erziehungswissenschaft; in: Demokratische Erziehung 7-8/1987.
- TENORTH, Heinz-Elmar 1989: Wissenschaftliche Pädagogik im nationalsozialistischen Deutschland. Zum Stand ihrer Erforschung; in: HERRMANN / OELKERS 1989.
- TEWS, Johannes 1921: Sozialdemokratie und öffentliches Bildungswesen, Langensalza.
- van TUN, Gertrude 1969: «Werkdorp Nieuweshuis»; in: Year Book XIV Leo-Baeck-Institute, London.
- TORHORST, Marie 1986: Erinnerungen-Pfarrerstochter, Pädagogin, Kommunistin, Berlin/DDR.
- UHLE, Walther 1966: Lehrer im Widerstandskampf; in: Schule und Nation 3/ 1966.
- UHLE, Walther 1969: Faschismus-Lehrerschaft-Widerstand; in: Schule und Nation 4/ 1969.
- UNVERHAU, Dagmar 1983: Nationalsozialistische Machtergreifung und Gleichschaltung am Beispiel der Schleswiger Domschule dargestellt; in: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte (Bd. 108), Neumünster.
- VEREIN KATHOLISCHER DEUTSCHER LEHRERINNEN (Hrsg.) 1985: Der Zeit gestellt – 100 Jahre Verein katholischer deutscher Lehrerinnen, Essen.
- WALK, Joseph 1976: Die Erziehung des jüdischen Kindes in Nazi-Deutschland, Jerusalem.
- WALK, Joseph 1980: Jüdische Kinderaufsätze und Kinderbriefe im Nazi-Deutschland; in: Bildung und Erziehung 4/1980.
- WALK, Joseph 1981: Das Sonderrecht für die Juden im NS-Staat, Heidelberg/ Karlsruhe.
- WALK, Joseph 1983: Das Ende des jüdischen Jugend- und Lehrheims Wolzig (1933); in: Bulletin 66 des Leo-Baeck-Instituts, Jerusalem.
- WALK, Joseph 1984: Das jüdische Schulwesen in Köln bis 1942; in: Festschrift Germania Judaica 1959-1984, Köln.
- WEBER, Bernd 1979: Pädagogik und Politik vom Kaiserreich zum Faschismus. Zur Analyse politischer Optionen von Pädagogikhochschullehrern von 1914-1933, Königstein/Ts.
- WEISS, Peter 1975, 1978, 1981: Die Ästhetik des Widerstands (Bd. I-III), Frankfurt/M.
- WILHELM, Friedrich 1980² (1925): Fritz Wilde – der Junglehrer, Bensheim (Berlin).

- WILHELM-GYMNASIUM (Hrsg.) 1981: Wilhelm-Gymnasium Hamburg 1881-1981, Hamburg.
- WILHELM, Theodor 1934: Deutschland wie es wirklich ist. Ein Wort an das Ausland, Berlin.
- WILHELM, Theodor 1939: Scholars or Soldiers? Aims and Results of «Nazi»-Education; in: IZfE 1/1939.
- WILHELM, Theodor 1944: Die kulturelle Kraft Europas im Kriege; in: IZfE 1-2/ 1944.
- ZENTNER, Christian / BEDÜRFTIG, Friedemann (Hrsg.) 1985: Das grosse Lexikon des Dritten Reiches, München.
- ZORN, Gerda 1965: Stadt im Widerstand (Hannover), Frankfurt/M.

Abbildungsnachweis

- S. 41 (links): Helene Hedde, Ahrensburg
- S. 45 u. 47: Personalakte Helene Hedde/Amt für Schule, Hamburg
- S. 50 (links): Jizchak Schwersenz, Haifa
- S. 64,67 u. 81: Charlotte Hirsch (Erben), Melbourne
- S. 73: Leo-Baeck-Institut, Jerusalem
- S. 84: Maria Holst, Hamburg
- S. 89,90 u. 91: Personalakte Elisabeth Flügge/Amt für Schule, Hamburg
- S. 95 (links): Elisabeth Forck (Erben), Bremen
- S. 104 u. 106: Archiv der Evangelischen Kirche, Bremen
- S. 110: Therese Kurka, Düsseldorf
- S. 116: Archiv des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen, Essen
- S. 122 (links): Katharina Provinzki, Berlin (West)
- S. 132 (links): Hildegard Thate/Suse Stiller, Hamburg
- S. 136: Personalakte Hildegard Thate/Amt für Schule, Hamburg
- S. 144: Walter Uhle, Hannover
- S. 151 u. 152: Staatsarchiv Hannover
- S. 156 (oben): Dietrich Rothenberg, Hamburg
- S. 160: Archiv der GEW-Bibliothek, Hamburg
- S. 166 (links): Ludolf Mevius (Erben), Hamburg
- S. 175 (rechts): Ludwig de Pellegrini (Erben), München
- S. 191 (links): Bruno Laub, Berlin (DDR)
- Alle übrigen: Lutz van Dick, Hamburg

Danksagung

Die Gespräche mit jenen alten Lehrerinnen und Lehrern, die damals nicht reibungslos funktionierten, die keine Helden sein wollten und doch ihr Verständnis von Menschlichkeit nicht einfach preiszugeben bereit waren, haben mir in einer Weise bei dieser Arbeit geholfen, die mir zu Beginn nicht vorstellbar war. Ich habe ihnen mehr zu verdanken als nur Informationen über eine dunkle Zeit. Ebenso gilt mein Dank all jenen ehemaligen Schülerinnen oder Schülern und Kolleginnen oder Kollegen, die auf Anzeigen oder direkte Anfragen Auskunft gaben und damit halfen, Wider Sprüche aufzuklären oder bewusst auszuhalten. Die materielle Grundlage dieser Studie bildete ein zweijähriger Werkvertrag mit der GEW-nahen Max-Traeger-Stiftung, Frankfurt/M., ohne den die Arbeit nicht in der Konzentration hätte geleistet werden können.

Herzlich danken möchte ich schliesslich all jenen, die auf unterschiedliche Weise durch Beratung, durch Kritik und Anregungen, durch Wärme und Vertrauen dazu beigetragen haben, dass sowohl die wissenschaftliche Gesamtausgabe als auch die überarbeitete Taschenbuchausgabe geschrieben werden und erscheinen konnten.

Hamburg, im September 1989

Lutz van Dick

**Pazifismus
in Deutschland**
Dokumente
zur Friedensbewegung
Herausgegeben von
Wolfgang Benz



Band 4362

Die heutige Friedensbewegung begreift sich als Protest gegen akute Bedrohungen – die Verbindungslinien zur historischen Friedensbewegung werden nicht genügend mitbedacht. Der vorliegende

Band will den inneren Zusammenhang deutlich machen. Die hier abgedruckten vierzig ausgewählten Dokumente geben Einblick in die historische Friedensbewegung, die im Kaiserreich entstand, den Ersten Weltkrieg überdauerte, in der Weimarer Republik kurzzeitig sogar zu mächtigen Kundgebungen fähig war, die 1933 mit der Machtübernahme durch die Nazis geächtet und anschließend ins Exil gezwungen wurde. Das Jahr 1939 bezeichnet ihr dramatisches Scheitern; die historische Friedensbewegung war tot.

In den Dokumenten, die jeweils mit einem knappen Kommentar des Herausgebers versehen sind, kommen die verschiedenen politischen Strömungen und Organisationen zu Wort, werden die wichtigsten publizistischen Unternehmungen – Flugblätter, Bücher, Zeitschriften – zitiert und die herausragenden, die heute noch immer bekannten ebenso wie die inzwischen vergessenen Persönlichkeiten der historischen Friedensbewegungen vorgestellt.

Fischer Taschenbuch Verlag

Justizalltag im Dritten Reich

Herausgegeben von
Bernhard Diestelkamp
und Michael Stolleis

Justizalltag im Dritten Reich

Herausgegeben von
Bernhard Diestelkamp
und Michael Stolleis
Fischer



Band 4396

Wer heute nach der Rolle der Justiz im Nationalsozialismus fragt, erhält widersprüchliche Antworten. Unbestritten ist jedoch: Die konservativ-bürgerlich gestimmte und von hohem Berufsethos getragene Justiz des Weimarer Staates wechselte 1933 schnell und gehorsam in den NS-Staat, trug das System bis zum Ende mit und hinterließ – unbeachtet bleibt hier die Militärgerichtsbarkeit – eine breite Spur von 32 000 Todesurteilen sowie von zahllosen rassistischen und politisch-repressiven Entscheidungen. Den »Tätern in der Robe« wurde in der Bundesrepublik Deutschland kein Haar gekrümmt. Sie durchliefen die »Entnazifizierung« und machten Karriere. Die obersten Bundesgerichte knüpften ausdrücklich an Rechtsprechung und richterliches Selbstverständnis ihrer Vorgänger (Reichsgericht, Reichsverwaltungsgericht, Reichsfinanzhof, Reichsversicherungsamt) wieder an. Der vorliegende Band, eine vom Fachbereich Rechtswissenschaft und der Jüdischen Gemeinde veranstaltete Vorlesungsreihe an der Universität Frankfurt, gibt Antworten auf die Fragen nach der »Unabhängigkeit« der NS-Richter, nach der Rolle der Verwaltungs- und Finanz-, Zivil-, Straf- und Arbeitsgerichte, nach der »Entnazifizierung« der Richter und nach dem Umgang der Justiz mit ihrer eigenen Vergangenheit.

Fischer Taschenbuch Verlag

Walter H. Pehle (Hg.)

Der Judenpogrom 1938

Von der »Reichskristallnacht«
zum Völkermord

Mit Beiträgen von
*Uwe Dietrich Adam,
Avraham Barkai, Wolfgang Benz,
Hermann Graml, Konrad Kwiet,
Trude Maurer, Hans Mommsen,
Jonny Moser, Abraham J. Peck und
Wolf Zuelzer*



Band 4386

In der Nacht zum 10. November 1938 brannten fast alle noch verbliebenen Synagogen kontrolliert ab – kontrolliert von der Feuerwehr, die darauf zu achten hatte, daß das Eigentum »arischer« Nachbarn keinen Schaden nahm, in Brand gesteckt von bierseligen Parteigenossen auf höheren Befehl. In derselben Nacht wurden an die 100 Menschen ermordet, nur weil sie Juden waren. Rund 30 000 wohlhabende Juden wurden aus ihren Häusern geprügelt und in Konzentrationslager verschleppt; viele von ihnen kamen nicht mehr zurück. Und in derselben Nacht wurden an die 7500 Geschäfte jüdischer Mitbürger demoliert und vielfach geplündert.

Diese Ereignisse, für die das Attentat des 17jährigen Herschel Grynszpan in der deutschen Botschaft in Paris den Vorwand lieferte, mit dem zynischen Begriff »Reichskristallnacht« zu belegen, heißt, Mord, Totschlag, Brandstiftung, Raub, Plünderung und Sachbeschädigung zu einer funkelnden, glänzenden Veranstaltung umzuinterpretieren und einer böseartig verharmlosenden Erinnerung Vorschub zu leisten. Der vorliegende Band betrachtet den Judenpogrom 1938 nicht isoliert als Einzelphänomen, sondern im Gesamtzusammenhang der Geschichte der nationalsozialistischen Zeit als eine Etappe auf dem Weg zur »Endlösung der Judenfrage«.

Fischer Taschenbuch Verlag

Der Mord an den Juden im Zweiten Weltkrieg

Herausgegeben von Eberhard Jäckel
und Jürgen Rohwer

Fischer Taschenbuch Band 4380

Wann wurde im NS-Regime der organisierte Massenmord an den Juden beschlossen? Ist überhaupt eine solche Entscheidung getroffen worden? Oder hat es vielmehr eine schleichende Eskalation der Gewalt gegeben, an deren Ende, fast wie von selbst, die Vernichtungslager standen? Die Frage nach der Entschlußbildung und dem Befehl zur Judenvernichtung hat eine leidenschaftliche Debatte ausgelöst, die die Zeithistoriker seit einigen Jahren in zwei Lager spaltet.

Auf einem wissenschaftlichen Kongreß in Stuttgart sollten diese Fragen vor einem Forum international anerkannter Historiker geklärt werden. Was dabei herausgekommen ist und welche Positionen vertreten wurden, ist jetzt anhand dieses Tagungsberichtes zu verfolgen, der die überarbeiteten Referate und Diskussionsbeiträge der Konferenz enthält.

Fischer Taschenbuch Verlag

Hitler-Stalin-Pakt 1939 Das Ende Ostmitteleuropas?

Mit Beiträgen von
*Rolf Ahmann, Heino Arumäe,
Armin Heinen, Jörg K. Hoensch,
Kalervo Hovi, Erwin Oberländer
und Gert von Pistohlkors*

Herausgegeben von
Erwin Oberländer

Hitler-Stalin- Pakt 1939

Das Ende Ostmitteleuropas?

Herausgegeben von *Erwin Oberländer
Fischer*



Band 4434

Am 23.8.1939 schlossen das Deutsche Reich und die Sowjetunion einen Nichtangriffspakt, der mit seinem (von der sowjetischen Regierung noch heute geheimgehaltenen) Zusatzprotokoll als Hitler-Stalin-Pakt in die Geschichte eingegangen ist. Die-

ser brachte jedoch keinen Frieden, sondern Krieg: Eine Woche später überfielen deutsche Truppen das Nachbarland Polen – der Zweite Weltkrieg war entfesselt. Seither ist die Diskussion um diesen Vertrag nicht zur Ruhe gekommen. Die Politik der Großmächte im Sommer 1939 steht in Ost und West im Mittelpunkt des Interesses. Die Autoren dieses Bandes fragen deshalb bewußt nach dem Schicksal jener Staaten, die auf den Inhalt des Paktes keinen Einfluß hatten, von dessen Auswirkungen aber unmittelbar betroffen wurden. Denn die deutsch-sowjetische »Erwerbsgemeinschaft auf Gegenseitigkeit« zerstörte 1939/40 die selbständige Existenz einer ganzen europäischen Region: Polen wurde unterworfen und erneut geteilt; Estland, Lettland und Litauen verschwanden von der Landkarte Europas; Finnland entging im Winterkrieg diesem Schicksal nur knapp, wurde aber ebenso wie Rumänien zur Abtretung wichtiger Teile des Staatsgebietes gezwungen.

Das Ende Ostmitteleuropas zeichnete sich ab, zumal die betroffenen Völker auch nach dem Krieg keine Chancen erhielten, ihre staatliche Selbständigkeit in Freiheit weiterzuentwickeln. Wie aktuell die bei uns weitgehend vergessenen Folgen des Hitler-Stalin-Paktes in Ostmitteleuropa sind und welche Emotionen sie vor allem unter Esten, Letten, Litauern und Polen gerade in jüngster Zeit zu wecken vermochten, zeigt dieser Band.

Fischer Taschenbuch Verlag

Helmut Krausnick
Hitlers Einsatzgruppen
Die Truppen des
Weltanschauungskrieges
1938 - 1942



Band 4344

Die ersten »Einsatzgruppen« wurden unmittelbar vor dem Einmarsch in Österreich auf besonderen Befehl von Hitler gebildet. Dieses Buch bringt die Geschichte dieser berüchtigten »Gestapo auf Rädern« in den besetzten Gebieten Osteuropas und verfolgt ihre systematischen Mordaktionen gegen Polen, Russen und namentlich gegen Juden. Der Autor kommt zu dem Ergebnis, daß - entgegen lange gepflegten anderslautenden Darstellungen, die hier keinen Zusammenhang sehen bzw. das exakte Gegenteil behaupten - die deutsche Wehrmacht nicht nur eine *Mit-Verantwortung* zu tragen hat, sondern in zahlreichen Fällen auch direkt beteiligt gewesen ist. Meinungsführende Mitglieder der Generalität waren unzweifelhaft der Ansicht, daß der Kreuzzug gegen den Bolschewismus geführt werden müsse und damit auch gegen die Juden, die man mit Bolschewismus mehr oder weniger identifizierte.

Fischer Taschenbuch Verlag

**Wilhelm Deist,
Manfred Messerschmidt,
Hans-Erich Volkmann,
Wolfram Wette**
**Ursachen und Voraussetzungen des
Zweiten Weltkrieges**

Wilhelm Deist / Manfred Messerschmidt /
Hans-Erich Volkmann / Wolfram Wette

Ursachen und Voraussetzungen des Zweiten Weltkrieges

Fischer



Band 4432

Der Unterschied zwischen Kriegs- und Militärgeschichte liegt darin, daß die klassische Kriegsgeschichte Schlachten und Aufmarschpläne beschreibt, wohingegen eine moderne kritische Militärgeschichte

den unauflösbaren Zusammenhang zwischen politischen, militärischen, sozio-ökonomischen und mentalitäts-geschichtlichen Bereichen darstellt.

Das vorliegende Buch ist ein Beispiel für diese moderne Sichtweise.

In vier umfangreichen Beiträgen untersucht dieser Band die Kriegsvorbereitungspolitik des nationalsozialistischen Regimes auf den Gebieten der Propaganda, der Innenpolitik, der Wirtschaftsplanung, der Aufrüstung und der Außenpolitik.

Sowohl in der Innen- als auch der Außenpolitik konnte – im Hinblick auf die deutsche Geschichte vor 1933 – eine dichte Kontinuität konstatiert werden: ein wichtiger Ansatz dieses Buches.

Dieser Band beschäftigt sich darüber hinaus mit dem Herrschaftsgefüge des NS-Staates, mit Hitlers Führungsstil und mit der Art und Weise, in der er sein Programm realisierte.

In einer abschließenden Betrachtung ziehen die Autoren aus den Ergebnissen ihrer Untersuchungen ein gemeinsames Fazit.

Fischer Taschenbuch Verlag

Ein Band mit weiterführenden Beiträgen zum „Historikerstreit“ und zur Kontroverse über die Historisierung des Nationalsozialismus.

Dan Diner (Hg.)

Ist der Nationalsozialismus Geschichte?

Zu Historisierung und Historikerstreit

320 Seiten. Originalausgabe. Band 4391

Aus dem Inhalt:

W. Benz: Abwehr der NS-Vergangenheit. Über Moral und Geschichte

S. Friedländer: Überlegungen zur Historisierung des Nationalsozialismus

D. J. K. Peukert: Alltag und Barbarei

D. Diner: Grenzen der Historisierbarkeit des Nationalsozialismus

H. Mommsen: Das Dritte Reich im westdeutschen Geschichtsbewußtsein

H. Schulze: Die „deutsche Katastrophe“ erklären

C. Leggewie: Frankreich und die NS-Vergangenheit

G. E. Rusconi: Italien und der „Historikerstreit“

G. Boltz: Österreich und der Nationalsozialismus

L. Niethammer: Erinnerungsspuren in die 50er Jahre

D. Diner: Deutsche und Juden nach Auschwitz

U. Herbert: Arbeit und Vernichtung

K. Kwiet: Literaturbericht zur Historiographie des NS

Fischer Taschenbuch Verlag